EIN RUF ZUR HEIMATH

Bernhard Becker (Vater.)





Ein
Ruf zur Heimath.

Eine Reihe Predigten

von

Pfarrer
Dr. Bernhard Becker.

Nach dem Tode des Verfassers mit dessen Jugenderinnerungen
herausgegeben von seinem Sohne

B. Becker,
Pfarrer.

Glarus,
Buchdruckerei von Frid. Schmid.
1880.



Seiner geliebten Gemeinde

Linthal

zur Erinnerung.

Aus dreißig Jahren des Predigtamtes
in ihr.

Der Verfasser.



stimmt war, und der auch von demselben publizirt wurde. Nach einer kleinen Erholungsreise, die er für den Herbst vorhatte, wollte er dann an die Auswahl seiner Predigten gehen. Ein Vorwort, in welchem er sich über Absicht und Plan derselben äußerte, lag schon im Entwurfe vor. Es heißt in demselben u. a.:

„Nach dreißig Jahren des Predigtamtes in der gleichen Gemeinde aus dem Strome dieser Predigten einige herausnehmen und zu ihnen sagen: Weilet einen Augenblick! so lange wenigstens, als diejenigen, welche euch vernahmen, noch am Leben sind, möchte keine gar unbescheidene Sache sein. Indessen wenn es alle Pfarrer so machen wollten, würde es doch der Predigtbücher zu viele geben. Es muß zu den dreißig Jahren noch etwas hinzukommen. Ich will dieses Etwas, soweit es mich betrifft, gestehen. Es ist mir schon bei andern Schriften, die ich veröffentlicht habe, bemerkt worden, daß ich es verstehe, deutlich und verständlich zu dem Volke zu reden. Diesen Versuch möchte ich nun auch mit einigen Predigten machen, mit der Arbeit, der doch meine beste Zeit und Kraft gehört; kommt doch auch auf diesem so wichtigen Gebiete viel Unverstand, Unklarheit und böser Wille vor. Da werden immer wieder bis zum Ueberdruß die alten Vorwürfe hervorgeholt, die Kirche wisse von nichts anderm zu reden, als von Wundern, von Dogmen und dem Jenseits, als ob vom sittlichen Leben nie ein Wörtlein in der Kirche geredet würde, als ob es in der Kirche gar nicht erlaubt wäre, wie in andern Gebieten klare und bestimmte Sätze zu haben, und als ob nicht ein für das Jenseits gebildeter Mensch gewiß auch ein brauchbarer Erdenbürger wäre. Des trostlosen Widerstandes, den die Kirche vielfach von der Schule her erfährt, will ich gar nicht gedenken.

Ich weiß nun wohl, das es nicht das gleiche ist, über gewöhnliche Dinge des Lebens ein vernünftiges Wort zu haben und ein gehobener Prediger zu sein. Aber wenn andere die Macht haben, wie Propheten eine schlaffe Zeit zu erschüttern, so möchte ein sanfteres Wort an seinem Platze auch eine Aufgabe haben. Also in Mißverständnisse hinein einiges Licht zu bringen, diese und jene zu Freunden zu gewinnen, von denen uns nur eine dünne Scheidewand trennt, diese und jene, die ein gesprochenes Wort nicht hören können oder nicht hören mögen, zu veranlassen, ein geschriebenes zu lesen, in einer kalten Zeit zu der trauten Heimat der Religion zurückzurufen, das ist der haupt-

sächlichste Zweck dieser Veröffentlichung. Wenn dann in der Gemeinde, in der man doch auch anderes liest, ein Buch vom eigenen Pfarrer gern zur Hand genommen wird, oder wenn Fremde, die im Sommer hin und wieder in unsere Kirche kommen, ein solches Erinnerungsblatt mitnehmen, wie sie andere Zeichen aus unsern Bergen heimtragen, so ist das auch kein Fehler.

Möge der himmlische Vater, der seinen Himmel über Fremde und Einheimische ausdehnt, das schwache Wort segnen, daß es unter seinem Beistand Einiges ausrichte!"

Dieser Wunsch war das Letzte, was er für seine Arbeit thun konnte. Der Tod verhinderte die Ausführung derselben; für den Sohn aber, der in seines Vaters Fußstapfen treten sollte, wurde sie zur Kindespflicht, welcher nachzukommen ich mich denn auch von Stund an bestrebte. Die richtige, d. h. die von meinem Vater beabsichtigte Auswahl aus dem überaus reich vorhandenen Material wurde mir erleichtert durch die von ihm getroffene Gesammteintheilung und anderweitige Anmerkungen, so daß ich glaube, im Ganzen richtig gewählt zu haben. Im Einzelnen zu ändern war hie und da durch den Druck nothwendig, geschah aber selbstverständlich nur da, wo es unumgänglich geboten schien. Mein Bestreben konnte ja auch kein anderes sein, als das ursprüngliche Gepräge, das allen seinen Schriften eigenthümlich war, sogar in seinen Härten möglichst unverwischt zu erhalten.

Es ist aber nicht nur das kindliche Pflichtgefühl, welches mich bestimmt hat, diese Sammlung herauszugeben, sondern ebenso sehr die bestimmte Absicht, durch diese Veröffentlichung die schriftstellerische Thätigkeit des Verewigten in ein möglichst richtiges Licht zu bringen. Der Verfasser dieser Predigten hat sich einen Namen gemacht in unserm Lande hauptsächlich durch seine Schriften über das Schul- und Fabrikwesen, ferner durch seine Gedichte, namentlich soweit sie vaterländischen Inhaltes sind, z. B. durch seine Landsgemeinde; in weitern Kreisen dann aber besonders durch seine speziellen Arbeiten im Gebiete der sozialen Fragen, die unser Zeitalter bewegen, und die ihn in Verbindung gebracht haben mit Autoritäten des In- und Auslandes. Hier in diese Schriften möchte man versucht sein, seine Hauptthätigkeit und seine Stärke zu verlegen. Er war aber vor allen Dingen Prediger. Die christliche Predigt war ihm stets der Mittelpunkt

seines Schaffens; da war er in seinem Elemente, und mehr als einmal hat er wiederholt, daß seine Predigten die Arbeit seien, welcher seine beste Zeit und Kraft gehöre. Nun macht freilich eine gesprochene Predigt mehr Eindruck als eine geschriebene; aber die letztere ist uns doch werthvoll, wenn wir nur das bestimmte Gefühl und die Gewißheit haben: So, wie sie da steht, ist sie gehalten worden. Und diese Gewißheit haben wir hier. Zudem bilden uns diese Predigten den Schlüssel zum bessern Verständniß seiner übrigen Schriften, indem in ihnen keimartig ruht, was jene ausführlich enthalten. Die Offenheit, mit welcher in denselben hingewiesen wird auf die mannigfachen Schäden und Gebrechen unserer Zeit, — so individuell auch jene Hinweise scheinbar sind, treffen sie doch mancherorts zu — beweist uns zudem das gute, auf Treue und gegenseitige Achtung gegründete Verhältniß, das jederzeit zwischen Pfarrer und Gemeinde bestanden hat.

So mögen denn diese Predigten hervortreten und ihre Bestimmung erfüllen, die ausgedrückt ist in jenem mahnenden Worte: O Welt, kehre wieder zu den verlassenen Altären! Opfre Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde!

Als Anhang zu dieser Predigtsammlung habe ich auf vielfach geäußerten Wunsch die Jugenderinnerungen des Verstorbenen beigefügt, wie sie seiner Zeit in den „Basler Nachrichten" erschienen sind. Durch dieselben hoffe ich manchem verehrten Freunde, dem sie in die Hände gelangen, eine Freude zu bereiten. Sie zeigen uns geschichtlich, wie aus dem Denker der Prediger geworden ist.

Der Segen des Herrn ruhe auch auf diesen Blättern!

Linthal, im Oktober 1880.

Der Herausgeber.

I.

Advent.

Morgenröthe und volle Sonne.

Text: Weisheit 15, 1—3.

Aber du, unser Gott, bist freundlich, und treu, und geduldig, und regierest alles mit Barmherzigkeit. Und wenn wir gleich sündigen, sind wir doch dein, und kennen deine Macht. Weil wir denn solches wissen, sündigen wir nicht. Denn wir sind für die Deinen gerechnet. Dich aber kennen, ist eine vollkommene Gerechtigkeit; und deine Macht wissen, ist eine Wurzel des ewigen Lebens.

Ein frischer Hauch weht über die Felder; Thau glänzt auf allen Gräsern und Blumen. In den Wäldern rauschen die Bäume; Vögel zwitschern und fangen an, ihr Schwingen zu prüfen. Am Himmel steigt ein lichter Schein in die Höhe; der Rand der Wolken wird mit Gold umsäumt; einzelne Strahlen dringen durch die dunkeln Tannen; Alles ist in mächtiger Spannung und Erregung. Das ist der Zustand, der dem Aufgehen der Sonne vorangeht; das ist der Uebergang der dunkeln Nacht in den hellen Tag; das ist das vorausgehende Licht, das die Sonne über die Erde verbreitet, bevor sie selber in den blauen Himmel rund und groß hinaufsteigt.

Ein Morgenroth, eine Dämmerung, ein voraneilendes Licht, ein Ausströmen des Lichtes, bevor die eigentliche Quelle sich zeigt, gibt es auch im geistigen Leben. Jesus Christus ist das wahre Licht, das in diese Welt gekommen ist, das Licht, das erleuchtet, erwärmt, Früchte hervorlockt und die Erde zu einem schönen Daheim macht. Jesus ist die Sonne, die über die Menschheit aufgegangen ist. Aber wie die irdische Sonne voraus eine Helle, einen Glanz, eine Lichtmasse verbreitet, bevor sie am Himmel erscheint, so hat der Geist Jesu Christi schon zum Voraus geschienen, ist er in großen Gemüthern aufgegangen und hat sich in herrlichen Lehren, in mächtigem Leben offenbart. Ein Schimmer von Licht, von Frieden, von Heil, verbreitet sich schon vor ihm über dem menschlichen Geschlechte.

Diesen lichten Schein, diesen Frieden finden wir unter andern Schriften des alten Testamentes besonders schon in dem Buche der Weisheit, in einem Buche, von dem nicht umsonst der Glaube aufgekommen ist, es sei von einem Christen geschrieben worden. Aber ist in der verlesenen Stelle nicht ein wahres Morgenroth des Evange-

liums? „Du unser Gott bist freundlich und treu und geduldig und regierest alles mit Barmherzigkeit. Und wenn wir gleich sündigen, so sind wir doch dein und kennen deine Macht. Weil wir denn solches wissen, sündigen wir nicht. Denn wir sind für die Deinen gerechnet. Dich aber kennen ist eine vollkommene Gerechtigkeit, und deine Macht wissen, ist eine Wurzel des ewigen Lebens." Ja hier ist wahrhaftig Morgenröthe des Evangeliums, Aufdämmern des Lichtes, bevor die Sonne rund und voll an den Himmel tritt. Lasset uns das näher mit einander betrachten:

„Morgenglanz der Ewigkeit,
Licht vom unerschaffnen Lichte,
Schick' uns diese Morgenzeit
Deine Strahlen zu Gesichte,
Und vertreib' durch deine Macht
Uns're Nacht!"

I. Morgenröthe des Evangeliums. Was ist in Bezug auf Gott das Neue und Durchschlagende am Evangelium gegenüber dem alten Testamente? Es ist die Lehre: „Du unser Gott bist freundlich und treu und geduldig und regierest alles mit Barmherzigkeit. Und wenn wir gleich sündigen, so sind wir doch dein und kennen deine Macht." Das ist die alles durchdringende Predigt. Die Heiligkeit Gottes, sein Ernst, sein Richteramt wird nicht verschwiegen. Das neue Testament weist hin auf den Gott, vor dem kein Böses besteht. Aber mehr als im alten Testament wird hervorgehoben die Gnade, Güte und Barmherzigkeit Gottes. Von dieser Güte Gottes wird Jesus nicht müde zu reden; in Gleichnissen und Bildern schildert er sie. Die Erzählung von dem verlornen Sohne ist so recht die Erzählung des Evangeliums. Wie lieblich sind die Berichte vom verirrten Schafe, vom verlornen Groschen! Wie predigt er uns den himmlischen Vater, der seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute und regnen über Gerechte und Ungerechte! Wie wird die Freude geschildert, die im Himmel sein werde über einen Sünder, der Buße thue, mehr denn über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen!

Ja Gott ist freundlich, treu und geduldig und regieret alles mit großer Barmherzigkeit. Wie läßt er uns bitten, zu bedenken, was zu unserm Frieden diene! Wenn wir weichen von ihm, weicht er nicht. Mit Augen der Liebe wacht er über uns, wenn wir ferne von ihm wandeln, nimmt jede Gelegenheit wahr, wo er uns durch ein freundliches Wort, durch ein Glück, durch einen ernsten Wink wieder an sein Herz ziehen, wieder an unsere Pflicht erinnern, wieder zu uns selbst zurückführen kann. Wie oft läßt er unvermuthet, da wo

wir Gefahr laufen zu straucheln, schwer zu straucheln, wieder etwas geschehen, das uns abhält, das uns bewahrt vor dem letzten, vor dem schwersten Fall, indem Zeit hingeht, wir zerstreut, anders beschäftigt werden! Wir werden älter, kommen immer weiter von dem beabsichtigten Bösen weg; es wird uns immer schwerer, es zu begehen, und so gelangen wir an das Ende unseres Lebens, ohne das Schwere, das Böse begangen zu haben und wir bleiben gerettet. Er ist geduldig. Wie manchen Beweis seiner Geduld haben wir schon empfangen! Wie oft, wenn wir leichtsinnig unser Glück von uns stießen, hat er uns wieder zurecht geholfen, das bedrohte, gefährdete, geschädigte Glück wieder hergestellt. Er ist barmherzig und gnädig, verzeiht uns, wo irgend noch Reue, Einsicht und Umkehr möglich ist. Und wenn wir gleich sündigen, sind wir doch sein. Das ist die Lehre des Evangeliums, das ist die Predigt unseres Herrn Jesu Christi. Aber steht sie nicht auch schon im alten Testamente? Leuchtet sie nicht schon als ein helles Morgenroth in unserm Texte? Du unser Gott bist freundlich und treu und geduldig und regierest alles mit Barmherzigkeit. Und wenn wir gleich sündigen, sind wir doch dein.

Was ist das zweite Neue des Evangeliums? Du unser Gott bist freundlich und treu und geduldig und regierest alles mit Barmherzigkeit. Und wenn wir gleich sündigen, sind wir doch dein. Diese Lehre von der Gnade Gottes, die nicht müde wird, dem irrenden Menschen zu verzeihen, die dem Menschen verzeiht, und wenn er wieder sündigt, hat man als eine gefährliche Lehre gehalten, als eine Lehre, die das Sündigen erleichtere, den Leichtsinn fördere, das sittliche Streben, das Ringen nach immer größerer Reinheit und Gerechtigkeit lähme. Wie sollte Jemand es mit der Sünde genau nehmen, wenn er so leicht Vergebung findet! Aber das Evangelium sagt: Nein! der Glaube an Gottes Gnade macht nicht leichtsinnig. So Jemand auf Gnade hin sündigen wollte, würde er den Trost, daß seine Sünde ihm vergeben werde, verlieren. Sein Gewissen würde ihm sagen: Nein! so vergibt Gott Sünde nicht! Gott läßt seiner nicht spotten! Die Gnade Gottes macht, daß wir weniger sündigen. „Wie fragt der Apostel, sollen wir sündigen, die weil wir unter der Gnade sind? Das sei ferne!“ Die Langmuth und Güte Gottes reizt zur Buße. Allerdings thut sie das nur beim edeln Menschen. Der Rohe wird durch solche Langmuth und Güte Gottes nicht immer erweicht, nicht immer zur Umkehr bewogen, im Gegentheil, sie kann ihn leichtsinnig machen, daß er sich über alles Sündigen hinwegsetzt im Gefühl, Gott vergebe doch alles. Luther sagt: „Das Evangelium ist nicht eine Predigt für grobe, wüste Sünder, sondern ist ein Trost für die betrübten Seelen; denn es ist eine zarte Speise, die will eine hungrige Seele haben.“ Es ist eine Predigt für solche, die eine aufrichtige Reue über ihre Verirrungen empfinden, die in

ihren Sünden geängstigt sind, die sich durch solche unverdiente Güte zur Umkehr bewegen lassen. Das Evangelium ist für rohe Menschen eine gefährliche Lehre. Aber sollen wir, weil sie für Rohe gefährlich ist, diese Lehre preisgeben? Soll sich eine Lehre, ein sittlicher Grundsatz, ein Ziel nach den Rohen richten? Die Rohen mögen zusehen, wie sie fertig werden. Wir halten uns an das, was für uns ein Trost, eine Quelle des Glückes ist. Die Gnade Gottes macht nicht leichtsinnig. Sie reizt uns zur Buße, und sollten wir leichtsinnig sein und uns durch die Gnade nicht zur Buße leiten lassen, so kommt dann das ernstere Wort und sagt uns: „Mensch, wenn du etwa meinst, auf Gnade hin leichtfertig sündigen zu können: Vergiß nicht, daß das Begnadigtwerden nicht das Höchste ist! Vergiß nicht, daß du dich durch die Sünde selber unglücklich machst! Vergiß nicht, daß das Begnadigtwerden nicht allen Schaden gut macht, daß verlornes Gut, verlorne Ehre, zerrüttete Gesundheit, zerstörtes, untergrabenes Leben nicht wiederkommt! Vergiß nicht, daß du durch solche leichtfertige Sünden auf Gnade hin dich selber immer roher machst! Vergiß nicht, daß du mit deinem Vorsatz, dich zuletzt doch noch zu bessern, vor dem Sterben, Gott noch um Gnade anzurufen, zu spät kommen könntest! Nein, die Gnade Gottes macht nicht leichtsinnig. So viel weiß ein Jeder, auch der Einfältigste und Ungebildeteste, daß eine vermeintliche Vergebung, die nicht zur Buße und Heiligung reizt, eine vergebliche ist. Das weiß man wohl, daß auch die größte Begnadigung uns nicht zu sündlosen Menschen macht, daß wir auch nach Gottes Liebe und Barmherzigkeit, nach erfahrner Begnadigung wieder sündigen. Wir sind alle unvollkommen, alle sündhaft, alle schwächer als wir sein sollten. Aber es ist doch ein Unterschied, ob wir uns durch die Gnade Gottes, durch so viel Liebe und Langmuth bewegen lassen, nach der Besserung zu ringen und auch wirklich in dieser und jener Beziehung besser werden, diese und jene Sünde lassen, oder ob wir in unserm sündigen Leben fortfahren und durch Gottes Gnade uns nicht bewegen lassen, auch nur einen Versuch der Besserung zu machen. Das Leben weiß man, ist ein Kampf. Auch der bessere Mensch muß gegen die Sünde ankämpfen. Aber es ist ein Unterschied, ob man diesen Kampf wider das Böse aufnehme oder nicht und das Böse unverwehrt walten lasse oder gegen dasselbe sich stemme. Es ist ein Unterschied, ob man in diesem Kampfe immer unterliege oder von Zeit zu Zeit auch siege, über dieses oder jenes Böse, theilweise oder ganz siege. Es ist ein Unterschied, wie wir am Ende dieses Lebens aus diesem Kampfe hervorgehen, ob besiegt, ruhmlos besiegt oder als Sieger, ob ermüdet oder mit Kraft, nachdem wir dem Feinde Tod und Verderben gebracht.

Die Gnade Gottes, die Liebe Gottes, die Güte Gottes reizt den edlen Menschen — und edel sollen wir alle werden, und edel werden wir nicht durch die Strafe, sondern durch die Güte, edel werden wir

gerade auch durch diese verzeihende Liebe Gottes — die Gnade Gottes reizt den Menschen zur Besserung und Umkehr. Das ist die neue Lehre des Evangeliums. Aber steht diese neue Lehre nicht auch schon aufdämmernd im Alten Testament, in diesem Buche des Weisheit, in unserm Texte? „Und wenn wir gleich sündigen, sind wir doch dein und kennen deine Macht. Weil wir denn solches wissen, sündigen wir nicht; denn wir sind für die Deinen gerechnet.“ Das heißt doch wohl: Und wenn wir sündigen, vergibst du uns dennoch, hältst du uns dennoch für die Deinigen. Aber weil du gnädig und barmherzig bist, sollten wir uns dadurch nicht zur Buße bestimmen lassen? Ja, wir sündigen nicht, weil du gegen uns ein so gütiger und barmherziger Gott bist. Ach, wir sündigen auch sonst nicht! „denn wir kennen deine Macht.“ Wir wissen, daß nach deinen heiligen Ordnungen alle Sünde Verderben ist. Wir wissen, daß deine nachträgliche Vergebung uns zum Tod Kranke nicht mehr rettet. Wir wissen, daß deine Vergebung unsere verlorne Ehre unter den Menschen und vor uns selber nicht wiederbringt. Wir wissen, daß wir mit der letzten Anrufung deiner Gnade vielleicht zu spät kommen könnten.

Das dritte Neue des Evangeliums! „Wir werden gerecht ohne Verdienst aus Gnade“ (Röm. 3, 24). Ob der Mensch gerecht werde durch sein Verdienst vor Gott oder aus Gnade, durch seine Worte oder durch den Glauben, darüber war und ist noch unter den Menschen viel Streit. Daß der Mensch durch seine Verdienste vor Gott, durch seine Werke nicht gerecht, vollkommen gerecht werde und somit vollkommen selig, darüber sollte kein Streit sein. Die Werke haben einen Werth. Sie müssen den Glauben begleiten, der Glaube muß Werke hervorbringen, sonst ist er ein eitler. „Der Glaube ohne die Werke ist todt.“ Die Werke haben einen Werth. Wenn wir aus der rechten Gesinnung heraus, aus Glauben, aus Freude, aus Dankbarkeit gegen den barmherzigen Gott das Gute thun und das Böse meiden, Thaten der Barmherzigkeit und Liebe vollbringen, gute Werke nach allen unsern Kräften und unserm Vermögen verrichten: O, wenn wir mit solchen Zeichen des Glaubens, mit solcher Dankbarkeit vor Gott hintreten können, das muß eine ganz andere Seligkeit sein, als wenn uns Gott nur so aus Gnade und Barmherzigkeit seinen Himmel und seine ewige Seligkeit schenken muß, wenn wir nichts sind als bloße arme Sünder, die nichts aufzuweisen haben aus ihrem Leben. Wie könnten solche Menschen überhaupt auch nur selig werden, wie von einem noch so gütigen Gott beseliget werden! Nichts als Beschämung müßten sie empfinden. Also die Werke, die Thaten haben einen Werth, einen hohen Werth, aber nicht in dem Sinne, daß wir mit ihnen vor Gott hintreten und gleichsam mit ihm Abrechnung halten könnten, oder, wenn es zu keiner Art Abrechnung käme, daß wir die ewige Seligkeit fordern dürften. Unser Verdienen bliebe gewiß immer hinter den Anforderungen zurück, welche Gott an uns

stellen kann. Es muß gewiß immer Gnade dabei sein, so daß es von Allen gilt, was der Apostel sagt: „Aus Gnaden seid ihr selig geworden durch den Glauben." (Eph. 2, 8). Die Werke haben einen Werth, einen hohen Werth, aber nur wenn sie aus der rechten Gesinnung hervorgehen. Werke der Barmherzigkeit haben keinen Werth, wenn wir sie zu unserm eigenen Ruhm, zur Befriedigung unserer Eitelkeit, ohne Liebe zu den Menschen, ohne Dank gegen Gott thun. Unsere Werke müssen aus der rechten Gesinnung hervorgehen, aus dem Glauben. „Was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde." Also das ist die Lehre des Evangeliums: „Der Mensch wird gerecht aus Gottes Gnade, ohne des Gesetzes Werke, durch den Glauben (Röm. 3, 24. 28). Aber leuchtet nun diese Thatsache nicht auch schon aus dem Alten Testament hervor? Welch' schöne Sonnenstrahlen schießen schon durch die dunkeln Tannen hindurch! „Dich kennen ist eine vollkommene Gerechtigkeit." Dich kennen! Nicht in eigener Hast und Thätigkeit Gottes Wohlgefallen, Gottes Himmel erwerben, verdienen wollen, nicht mit Gott rechten wollen, sondern Gott immer mehr zu erkennen suchen, Gott lieben, Gott ehren, Gott danken, alles gläubig und vertrauensvoll von ihm annehmen, das ist Gerechtigkeit, die vor ihm gilt, das ist Gerechtigkeit, die uns beseligt, die uns zu Gott in den Himmel führt.

Das Vierte und Letzte! Was ist nach dem Evangelium das ewige Leben? Das ewige Leben ist keine bloße Fortsetzung dieses irdischen Lebens. In der Auferstehung wird man nicht freien und nicht sich freien lassen, sondern sein wie die Engel Gottes im Himmel. Das ewige Leben wird nicht sein ein bloßes Wiedersehen und Wiederfinden der geliebten Gestorbenen, ohne daß der Gedanke an Gott nur hinzuträte. „Das ist das ewige Leben, daß sie dich erkennen, daß du allein wahrer Gott bist" (Joh. 17, 3) heißt es im Evangelium. Aber was steht in unserm Text? „Deine Macht wissen ist eine Wurzel des ewigen Lebens." Dich erkennen in deiner Größe und Erhabenheit, in welcher du in der ganzen uns umgebenden Welt uns erscheinst, dich kennen in deiner heiligen Macht, mit welcher du durch das Leben der Menschheit und der einzelnen Völker schreitest, dich ahnen, dich schauen, dich lieben, dich verehren in der heiligen Weisheit und wunderbaren Güte, in deinem Ernst, in deinen Wegen, auf denen du dich des verlassensten Sünders, des ärmsten Menschen annimmst, das ist eine Wurzel des ewigen Lebens, das ist ewiges Leben, führt zu ewigem Leben.

O, wie zittert die Sonne durch die Tannen hindurch! Wie färben sich die Ränder der Wolken gelb! Wie bricht der Geist des Herrn Jesu, der Geist des Evangeliums hervor! So schönes, evangelisches Leben ist hier, so frische Morgenluft, so hell wird's im Osten, so erwartungsvoll durchzittert es uns, daß wir uns sehnen nach dem Aufgang der Sonne. Ja, das ist mit das Eigenthümliche der Zeit,

die dem Sonnenaufgang vorangeht; es ist eine Zeit der Spannung, der Erwartung, der Sehnsucht, der Sehnsucht, die nach Befriedigung dürstet.

II. Was ist nun, so lasset uns zweitens fragen, das volle Evangelium, die Sonne, deren Kommen wir geahnt, deren Röthe und Gluth wir am Himmel geschaut?

Gott ist gnädig und barmherzig und will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er lebe und sich bekehre. Das klingt schon hindurch durch das Alte Testament. Im Neuen aber ist es durchschlagender, alles übertönender Klang. Gott ist gnädig und barmherzig. Das glauben die Menschen schon, weil Propheten Gottes, erleuchtete Männer, Knechte Gottes das verkündigten. Aber jubelnd, frohlockend, ohne alles Schwanken glauben wir das, weil der Sohn, der in des Vaters Schooß war, der eingeborne Sohn das uns verkündigt.

Die volle Sonne! Gott ist gnädig und barmherzig. Das glauben wir schon dem Alten Testamente. Das glauben wir besonders dem Sohne. Aber wenn dieser Glaube zu Zeiten schwach werden will, wenn uns unsere Sünden doch beunruhigen und wir nicht recht sicher sind, ob sie uns auch verziehen werden, dann kommt als ein neuer Trost, als eine neue Handhabe unseres Glaubens der Gedanke hinzu: Jesus, der Reine, der Heilige, der Gottessohn hat für uns gelitten, ist für uns gestorben. An ihn halten wir uns, wenn der Glaube an die vergebende Gnade Gottes schwach werden will, unsere Sünden uns zu sehr ängstigen und beunruhigen. Christus für uns gestorben ist noch mehr als nur das Wort Christi von der göttlichen Gnade. Nicht umsonst heißt es im Liede: „Gedanke, der uns Leben gibt." Ja, dieser Gedanke, Christus für uns gestorben, gibt uns Leben, gibt uns die wahre Ruhe, ist mehr als die Predigt des alten Testamentes von der erbarmenden Ruhe. Es bleibt bei dem Liede des frommen Gellert: „Wenn endlich, Herr, mich meine Sünden kränken, So laß dein Kreuz mir wieder Ruhe schenken; Dein Sterben sei, wenn ich den Tod einst leide, Mir Fried' und Freude!" Es bleibt bei dem Liede Paul Gerhardts: „Wenn ich einmal soll scheiden, So scheide nicht von mir! Wenn ich den Tod soll leiden, So tritt du dann herfür! Wenn mir am allerbängsten wird um das Herze sein; So reiß mich aus den Aengsten Kraft deiner Angst und Pein!" Der Tod Jesu, der Opfertod Jesu für uns, der ist die Sonne des Evangeliums.

Die volle Sonne! Wir sind Menschen, leiblich geistige Menschen. So lange wir auf dieser Erde wandeln in dieser sinnlichen Welt stehen, vermögen wir geistige Dinge, himmlische Dinge nicht bloß geistig zu erfassen. Wir müssen eine Handhabe haben; es muß uns sinnlichen Menschen das Geistige auch in sinnlicher Weise nahe-

stehen. Wir glauben an die Gnade Gottes; wir glauben an den Opfertod Jesu; aber es muß noch ein Zeichen, ein sichtbares Zeichen gegeben werden. Da kommt dann das Sakrament des Altars, das heilige Abendmahl. Es wird uns das Brod gereicht als ein Zeichen des geopferten Leibes, der Wein als ein Zeichen des vergossenen Blutes. Das gibt uns auch sichtbar die Gewißheit: Ja, jetzt sind uns unsere Sünden vergeben! Das Wort der Gnade, das wir selber lesen können, das Wort des Dieners Gottes von der göttlichen Gnade, das er dem Kranken, dem Sterbenden zuruft, richtet den Sterbenden auf. Aber wenn er das Kreuz mit seinen Händen umfassen kann, wenn seine bleichen Lippen das geheiligte Brod, den gesegneten Kelch empfangen, da hat er doch noch eine Gewißheit mehr. Wahrlich es ist keine leere Sage, wenn Aerzte, ungläubige weltliche Aerzte erzählen, wie sie Kranke und Sterbende wunderbar gefaßt und beruhigt gefunden, wenn sie die heiligen Sakramente empfangen haben.

Die Sonne des Evangeliums! Es heißt in unserm Texte: „Du unser Gott bist freundlich und treu und geduldig und regierest alles mit Barmherzigkeit. Und wenn wir gleich sündigen, so sind wir doch dein und kennen deine Macht. Weil wir denn solches wissen, sündigen wir nicht.“ Kommt nun zu diesem unserm Gott noch der Herr Jesus hinzu, der Herr Jesus, der für uns gelitten, für uns gestorben ist, kommt zu unserer Gottesliebe noch unsere Liebe zu Christo hinzu: sollten wir dann nicht noch einen Sporn mehr empfangen, uns vor der Sünde zu hüten? Gott fordert uns auf, heilig zu sein, denn er sei heilig. Wenn nun der uns noch nähere Christus hinzutritt, Christus, der uns vorangegangen, Christus, der den Sieg errungen, der uns ein herrliches Vorbild gegeben: Sollte das nicht noch mehr Muth, neuen Muth uns hinzugeben? Solches erduldete er, und du willst nicht einmal einer kleinen Leidenschaft entsagen! So herrlichen Sieg errang er, und du willst keinen Versuch machen, dich und die Welt zu überwinden?

Die Sonne des Evangeliums! Es heißt in unserm Text: „Dich kennen ist eine vollkommene Gerechtigkeit.“ Wollen wir zu diesem Gott nicht noch den Herrn Jesum hinzunehmen und ihn auch kennen, ihn, der in des Vaters Schooße sitzt: ihn, der uns den Vater am herrlichsten offenbart, ihn, der dem Vater am treuesten nachfolgte? Wahrlich, Christum immer besser kennen, Christum immer mehr lieben, ihm immer treuer nachfolgen, in ihm leben ist auch eine Gerechtigkeit. Ihn kennen, ihn lieben, ihm nachfolgen führt noch mehr, führt am besten zu jener Gotteskenntniß, die eine vollkommene Gerechtigkeit ist.

Die Sonne des Evangeliums! Es heißt in unserm Texte: „Deine Macht wissen ist eine Wurzel des ewigen Lebens.“ Dich erkennen in deiner Macht, Heiligkeit und Güte ist ein Anfang des ewigen Lebens, ist ewiges Leben, führt zum ewigen Leben. Und im

Neuen Testamente: (Joh. 17, 3) „Das ist das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen." Wollen wir diesen Jesum Christum nicht zu Gott hinzunehmen und auch erkennen? Ist Erkenntniß Jesu, des Sohnes Gottes, Liebe zu Jesu, Nachfolge Jesu nicht auch ewiges Leben, führt sie nicht zum ewigen Leben? Wird uns durch die Erkenntniß Jesu nicht auch die Erkenntniß Gottes größer, sicherer und gewisser? Daß Jesus Christus von den Todten auferstanden, ist uns das keine Gewähr, keine kleinste, leiseste Gewähr, gar kein Trost, keine Hoffnung, daß das Grab auch unser Ziel, unser letztes Ziel nicht sei?

O, ich begreife Vieles; aber das begreife ich nicht, wie so viele, die an Gott glauben, an ein ewiges Leben glauben, so ängstlich und sorgfältig an Christo vorübergehen, so wenig mit Christo anzufangen wissen, mit Christo, der doch den Vater am herrlichsten geoffenbaret hat. Christus ist doch das Licht, die Sonne, welche dieses großartige, alttestamentliche Gemälde erst recht beleuchtet. „Nachdem vor Zeiten Gott manchmal und mancherlei Weise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er am letzten in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn, welchen er gesetzet hat zum Erben über Alles. Welcher, sintemal er ist der Glanz seiner Herrlichkeit, und das Ebenbild seines Wesens, und trägt alle Dinge mit seinem kräftigen Wort, und hat gemacht die Reinigung unserer Sünden durch sich selbst, hat er sich gesetzet zur Rechten der Majestät in der Höhe." (Hebr. 1, 1—3.) Sie wollen lieber bleiben nur in dem Anfang des Lichtes, in der scharfen Morgenluft, die der Sonne vorangeht, wollen nur schauen die Röthe am Himmel und die vergoldeten Ränder. Wir aber wollen uns auch freuen der aufgehenden Sonne, wollen ihr zujauchzen, wandeln in ihr, so lange sie scheint, bis sie zum letzten Mal uns scheint in diesem irdischen Leben.



Gesetz und Gnade.

Text: Joh. 1, 14—17.

Und das Wort ward Fleisch, und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit. Johannes zeugete von ihm, ruft und spricht: Dieser war es, von dem ich gesagt habe: Nach mir wird kommen, der vor mir gewesen ist, denn er war eher, denn ich. Und von seiner Fülle haben wir genommen Gnade um Gnade. Denn das Gesetz ist durch Mosen gegeben: Die Gnade und Wahrheit ist durch Jesum Christum geworden.

Unsere christliche Religion ist hervorgegangen aus der jüdischen. Ueber den Bergen Judäas ging die Sonne des Evangeliums auf. Wie verhalten sich nun Christenthum und Judenthum? Wie viel ist von diesem in jenes übergegangen? Wir haben neben dem Neuen Testamente noch das Alte. Wie viel gilt für uns noch von diesem? Solche Fragen beschäftigen uns vielfach. Es gibt viele Christen die es in dieser Beziehung zu keiner rechten Einsicht bringen, für welche Judenthum und Christenthum unvermittelt neben einander stehen. Sie halten es mit beiden und mit keinem recht; sie wissen nicht, wie viel von diesem, wie viel von jenem gelte. Die Fragen schwimmen ungelöst in ihrem Geiste herum. Manchmal hat das Leben das Richtige getroffen und übt es auch. Aber auch die Lehre, die Vorstellung sollte die richtige sein, sonst entsteht nichts Freudiges, nichts Uebereinstimmendes, nichts Ganzes. Es heißt mit Recht in der Schrift: (Hebr. 13. 9) „Es ist ein köstliches Ding, daß das Herz fest werde.“

Lasset uns, da der Herr auf's Neue wieder in seine Christenheit einzieht und seine Religion uns wieder frisch vor die Seele tritt, darüber nachdenken: **Was ist das Eigenthümliche der christlichen Religion gegenüber der jüdischen?**

„Liebster Jesu, wir sind hier,
Dich und dein Wort anzuhören.
Lenke Sinnen und Begier
Auf die süßen Himmelslehren,
Daß die Seelen von der Erden
Ganz zu dir gezogen werden!“

Das Eigenthümliche dieser beiden Religionen ist bezeichnet in den Worten unseres Textes: „Das Gesetz ist durch Mosen gegeben, die Gnade und Wahrheit ist durch Jesum Christum geworden." Das Eigenthümliche des Judenthums ist das Gesetz, das Eigenthümliche des Christenthums die Gnade und die Wahrheit. Aber das müssen wir richtig verstehen. Nach dem Ausspruche: Das Gesetz ist durch Mosen gegeben, die Gnade und Wahrheit ist durch Jesum Christum geworden, könnte man meinen, das Gesetz sei bloß durch Mosen und die Gnade nur durch Jesum Christum verkündigt worden, so sehr werden die beiden einander gegenübergestellt. Auch nach andern Aussprüchen der Schrift könnten wir zu dieser Vorstellung gebracht werden. Paulus sagt in seinem Briefe an die Römer: (6. 14) „Wir sind nicht mehr unter dem Gesetz, sondern unter der Gnade. Und (10, 4): „Christus ist des Gesetzes Ende, wer an den glaubt, der ist gerecht;" und im Briefe an die Galater: (3. 24, 25) „Das Gesetz ist unser Zuchtmeister gewesen auf Christum, daß wir durch den Glauben gerecht würden. Nun aber der Glaube gekommen ist, sind wir nicht mehr unter dem Zuchtmeister." So hat sich allgemein der Glaube ausgebildet, im Alten Testament sei das Gesetz und zwar nur das Gesetz, im Neuen die Gnade und zwar nur die Gnade. Das verhält sich nun aber nicht ganz so. Zeigen wir das zuerst in Hinsicht auf das Gesetz.

I. Das Gesetz ist durch Mosen gegeben. Das ist allerdings richtig; aber es ist auch durch Christum gekommen, indem Christus das durch Mosen gegebene Gesetz — und darunter verstehen wir den eigentlichen Kern des Gesetzes, die heiligen Zehn Gebote, und was von andern Geboten mit diesen innerlich zusammenhängt — nicht bloß bestätigt und befolgt hat, sondern es auch den Seinen in einer Weise zu befolgen eingeschärft hat, die uns fast befremdend vorkommt. „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz und die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn ich sage euch wahrlich: Bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Titel vom Gesetz, bis daß es alles geschehe. Wer nun eines von diesen kleinsten Geboten auflöset, und lehret die Leute also, der wird der Kleinste heißen im Himmelreich; wer es aber thut und lehret, der wird groß heißen im Himmelreich." (Math. 5. 17—19). Wie hätte er auch das Gesetz aufheben können! Die Gnade hebt das Gesetz nicht auf; die Gnade hebt nur die Strafe auf, und nicht einmal alle Strafe. Das geschehene Uebel ist nicht mehr wegzubringen, die Erinnerung daran nicht mehr, die erlittene Schmähung, die Vorwürfe nicht mehr, das drückende Gefühl, begnadigt zu sein, nicht mehr. Dadurch, daß eine Obrigkeit Gnade für Recht ergehen läßt, ist das Gesetz für den begnadigten Missethäter nicht aufgehoben; es bleibt für ihn die Regel

seines fernern Verhaltens; es bleibt die Richtschnur für alle andern Glieder dieses Volkes. Wenn ein Vater einem reumüthigen Kinde vergibt, bleibt das Gesetz doch für die übrigen Kinder, ja für das Kind selber, dem er vergeben hat, und wenn es auch nachher aus Dank und Freude des Vaters Willen thut, wird es doch auf des Vaters Gesetz blicken, um daraus zu lernen, was alles der Vater von ihm wünsche, und wie es all sein Dichten und Trachten einzurichten habe. Und wenn es das alles gelernt hat und mit Freude und Lust des Vaters Willen erfüllt, so ist das Gesetz nur in so fern aufgehoben, als es dasselbe eben ganz erfüllt. Im Stillen bleibt das Gesetz doch fortbestehen und würde sich bei jeder Abweichung wieder bemerklich machen. Seine Geltung ist nur verhüllt und verborgen. Gott hat durch Christum einen Gnadenakt an der sündigen Menschheit geübt. Aber deßwegen blieb das Gesetz doch bestehen. Die Menschen müssen sich nachher doch nach dem Gesetz richten. Es hatte jener Gnadenakt nicht den Sinn: Jetzt in Zukunft hat das Gesetz keine Gültigkeit mehr; ihr könnt thun, was ihr wollt. Nein, es hatte nur den Sinn: Sehet auf den Sohn! der ist euch jetzt Gesetz. Liebet den, erfüllet das Gesetz, wie er es erfüllet hat! Folget ihm nach! Aber ist das nicht auch wieder ein Gesetz, und wenn wir es auch nicht aus Zwang, sondern freiwillig, freudig thun, weil die Liebe Christi uns dränget? Nicht mehr wir sollten leben, sondern Christus in uns. Ist das nicht auch ein still wirkendes, mächtig ziehendes Gesetz, ein Gesetz, das bei jeder Uebertretung hervortritt, uns bei Uebertretungen auch straft? O, wie hat der Herr den Petrus angeblickt, als er ihn verleugnete! Wie mochte Petrus diesen Blick ertragen haben! O, wie schlägt uns unser Gewissen, wie haben wir keine Freudigkeit zu Christo, wie dürfen wir nicht zu ihm aufblicken, wenn wir durch einen groben Fehler, durch viele grobe Fehler von ihm weichen! Wie schaut er uns auch an in seinem Leiden, in seiner Dornenkrone, wenn wir in schnödem Leichtsinn dahin wandeln. Rationalisten, sogenannte Vernunftchristen und positive oder bibelgläubige Christen, Christen, die Jesum als Sohn Gottes und Versöhner unserer Sünden verehren, sollten sich einander nicht so sehr befehden; denn das Ziel ist bei beiden das gleiche, nur die Wege sind verschieden. Der Rationalist sagt: Mensch du mußt Gottes Gesetz halten, wie es in den heiligen Zehn Geboten geschrieben und von Christus noch tiefer gefaßt ist. Der positive Christ: Du mußt Jesu Christo nachfolgen; er muß in dir leben; du mußt nicht mehr selber leben. Der Rationalist: Was du nach deinem besten Willen vom Gesetz nicht erfüllen kannst, das mußt du der freien Gnade Gottes anheimstellen, der freien Gnade Gottes, wie das Alte Testament sie schon gelehrt, der Herr Jesus sie verkündigt und in seinem Leben sie geübt hat. Der positive Christ: Soweit du in deinem Leben Christi Leben nicht nachkommen magst, da deckt Gottes Gnade um Christi Gerechtigkeit, um Christi Sterben

willen den Abstand zu. Halte dich an ihn, umschließe seine Kniee! Ist es nicht auf beiden Seiten vielfach, in der Hauptsache, in dem Entscheidenden, das gleiche? Ist nicht auf beiden Seiten ein heiliger Wille Gottes? Muß nicht auf beiden Seiten sein ein ernstes Ringen nach Erlösung? Ist es nicht auf beiden Seiten Gottes freie Gnade, die uns allen vergeben muß, was wir selber nicht recht und gut machen konnten, was wir Gutes unterließen oder Böses thaten? Das Gesetz ist nur das Abstraktere, Prosaischere, Kältere, Nüchternere; der Sohn ist das Concretere, Poetischere, Gründlichere, Wärmere, Lebendigere. Sich an das Gesetz halten, ohne Vermittlung mit Gott verkehren, ohne Mittler vor Gott selber hintreten, mag das Männlichere sein, das Stärkere. Aber wer ist so stark sein Leben lang? Wer wird nicht schwach, wenn die Ewigkeit naht. Wer möchte nicht zum Ernsten, zum Strengen das Schöne, zum rein Geistigen, Schweren, Fernen das Nahe, das Sinnlichere, das Anschaulichere, Faßbare hinzunehmen?

Der Herr Jesus hat das Gesetz nicht bloß nicht aufgehoben, er hat es noch viel tiefer gefaßt. Während das erste Gesetz sich noch manchmal mit äußern Handlungen, mit der bloßen That begnügte, die bloße That verbot, geht Jesus auf die Gesinnung, sieht auch schon in feinern Uebertretungen die gleiche Sünde wie in den groben. Den Alten war geboten, nicht zu tödten. Wer aber tödte, der solle des Gerichtes schuldig sein. Christus sagt: Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist schon des Gerichtes schuldig. Den Alten war geboten, sie sollen nicht ehebrechen. Christus sagt: Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen. Den Alten war geboten, sie sollen keinen falschen Eid thun und sollen Gott ihren Eid halten. Christus sagt: Man soll gar nicht schwören. So, seht ihr, ist das Gesetz auch durch Christum gegeben.

II. Gehen wir nun über zu der Gnade. Die soll erst durch Christum geworden sein? Ja durch Christum ist Gnade gekommen. „Von seiner Fülle haben wir alle genommen Gnade um Gnade." Aber Gnade ist auch schon durch Mosen gekommen. Und hier nehmen wir Mosen als den Hauptvertreter des ganzen Alten Testamentes, wie wir in Christo alles das zusammenfassen, was nach ihm Paulus, Petrus und überhaupt seine Apostel gelehrt und gethan haben. Auch im Alten Testamente ist schon Gnade gegeben. Leset das erste Blatt der heiligen Schrift! Da heißt es: „Und Gott der Herr pflanzte einen Garten in Eden, gegen Morgen und setzte den Menschen darein, den er gemacht hatte. Und Gott der Herr ließ aufwachsen aus der Erde allerlei Bäume, lustig anzusehen und gut zu essen, und den Baum des Lebens mitten im Garten, und den Baum des Erkenntnisses Gutes und Böses. Und Gott der Herr gebot den Menschen und sprach: Du sollst essen von allerlei Bäumen im Garten. Aber

von dem Baum des Erkenntnisses Gutes und Böses sollst du nicht essen. Dann welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben." Und nun als der Mensch davon gegessen hatte, starb er doch nicht! Warum? Gott ließ Gnade für Recht ergehen! Der Mensch blieb am Leben; nur aus den Garten Eden trieb er ihn, nur im Schweiße des Angesichts sollte er zwischen Dornen und Disteln sein Brod suchen und im Schweiße des Angesichtes es essen. Aber er ließ ihn am Leben, ließ ihn auf seiner schönen Erde, ließ ihn da sein Brod finden. Und als Cain's Blutschuld zum Himmel aufschrie und Cain bereute und sprach: „Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge. Siehe, du treibest mich heute aus dem Lande, und ich muß mich vor deinem Angesicht verbergen, und muß unstät und flüchtig sein auf Erden. So wird mir's gehen, daß mich todtschlage, was mich findet!" das sprach der Herr zu ihm: „Nein, sondern wer Cain todt schlägt, der soll siebenfällig gerochen werden. Und der Herr machte ein Zeichen an Cain, daß ihn Niemand erschlüge, wer in fände." Ist das nicht Gnade? Nach der Sündfluth spricht Gott: „Ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen; denn das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Und ich will hinfort nicht mehr schlagen alles, was da lebet, wie ich gethan habe. So lange die Erde stehet, soll nicht aufhören, Saamen und Erndte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht." Und so haben bisher, trotzdem daß die Menschen böse sind von Jugend auf, auch noch nie aufgehört Saamen und Erndte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht. War das nicht Gnade? Um zehn Gerechter Willen wollte Gott Sodom und Gomorrha verschonen. War das nicht Gnade? Moses spricht: „Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Gnade und Treue. Der du bewahrest Gnade in tausend Glied, und vergibst Missethat, Uebertretung und Sünde!" (2. Mos. 34, 6. 7). Ist das nicht Gnade. Wollt ihr einen schönern Spruch, wenn es auf Sprüche ankommt? Suchet im ganzen Neuen Testamente! Der Prophet Jesajas sagt: „Ich vertilge deine Missethat wie eine Wolke, und deine Sünde wie der Uebel. Kehre dich zu mir, denn ich erlöse dich!" (44. 22) „Der Gottlose lasse von seinem Wege, und der Uebelthäter seine Gedanken, und bekehre sich zum Herrn, so wird er sich seiner erbarmen; und zu unserm Gott, denn bei ihm ist viel Vergebung." (55, 7). Und Ezechiel: „Ich will das Verlorne wieder suchen, und das Verirrete wieder bringen, und das Verwundete verbinden, und die Schwachen warten." (34, 16). „So wahr als ich lebe, spricht der Herr, ich habe keinen Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß sich der Gottlose bekehre von seinem Wesen und lebe" (33, 11). Joel: „Bekehret euch zu dem Herrn, euerm Gott: Denn er ist gnädig, barmherzig, geduldig und von großer Güte, und reuet ihn bald der Strafe."

(2, 13). Und Sirach: „O, wie ist die Barmherzigkeit des Herrn so groß, und läßt sich gnädig finden denen, so sich zu ihm bekehren." (17, 28.) Und David: Er handelt nicht mit uns nach unsern Sünden, und vergibt uns nicht nach unserer Missethat. Denn so hoch der Himmel über der Erde ist, läßt er seine Gnade walten über die, so ihn fürchten. So fern der Morgen ist vom Abend, läßt er unsere Uebertretung von uns sein. Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten. Denn er kennet, was für ein Gemächte wir sind; er gedenket daran, daß wir Staub sind." (Psalm 103, 10—14). Ist das nicht Gnade? Ihr seht, die Gnade ist auch schon im Alten Testamente und auch schon durch Mosen geworden.

Aber, fragen wir jetzt, wenn dem so ist, was bleibet denn noch für Christum? Hat er noch etwas Neues bringen können? Das Gesetz hat er gebracht; aber Moses hatte es schon vor ihm gegeben. Er hatte Gnade verkündigt; aber im Alten Testamente ist sie auch schon vorhanden. Was ist demnach das Neue bei Christo? Auf diese Frage lasset uns in einem dritten Theile unserer Rede antworten.

III. Moses hat das Gesetz gebracht. Aber Christus hat es noch tiefer gefaßt. Er stellte bei allem ab auf die Gesinnung. Wo das Gesetz äußerlich erfüllt wurde und wird, da mag es für die andern Menschen, für die Gemeinschaft einen Werth haben; aber für uns selber, vor Gott hat es nur Werth, wenn wir auch innerlich dabei sind. Wenn wir die böse That unterlassen, so hat das natürlich eine Bedeutung für die andern, für das gemeinsame Leben, ob wir sie aus diesem oder jenem Beweggrunde nicht thun. Aber uns selber können wir nur dann achten, ein gutes Gewissen vor uns, vor Gott und Menschen haben wir nur dann, wenn wir die böse That unterlassen, weil wir selber sie nicht thun wollten, weil wir uns innerlich von derselben losgesagt hatten.

Durch den Herrn Jesum ist das Gesetz zweitens darum noch mehr gekommen als durch Mosen, daß er es nicht nur als einen Auftrag, den er von Gott empfangen, den Menschen verkündigte, sondern es selbst aus sich heraus, als Gottes Gebot verkündigte und an sich selbst darstellte. Er empfing es nicht als einen Auftrag von Gott, der ihm vielleicht persönlich nicht lieb, nicht angenehm war. Nein, Gottes Gebot zu halten, war ihm Speise, war ihm Freude, er konnte nicht anders. Gottes Willen zu thun, war ihm Bedürfniß. Daß der Herr Gottes Gebot selber so vollkommen hielt, daß er von sich sagen konnte: Wer unter euch kann mich einer Sünde zeihen? das gibt uns doch eine unendliche Kraft, ihm nach das Gesetz auch zu halten. So fällt es uns doch unendlich leichter, ein Gesetz zu beobachten, wenn der, welcher es gegeben, es selbst vollkommen hält.

Endlich ist der Herr Jesus noch dadurch der Vollender des Gesetzes, daß er es nicht in bestimmten, äußerlich genau formulirten Sätzen hingestellt hat, sondern in wenigen, allgemeinen, großen Grundlinien, die sich allen spätern und veränderten Zeiten wieder gut anschließen können. Christi Gesetz ist ein lebendiges, indem er es verkörpert in seinem, in einem heiligen Leben darstellte. Das Gebot: Du sollst lieben Gott deinen Herrn über alle Dinge und den Nächsten wie dich selbst! Die Regel: Alles was ihr wollet, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch! die passen sich allen künftigen, allen veränderten Zeiten wieder an. Christi Gesetz ist ein lebendiges, indem es nicht in geschriebenen Sätzen, die als solche unveränderlich, starr sind, sondern in einem reinen heiligen Leben verkörpert dargestellt hat. Geschriebenes bleibt starr, unbeweglich; Leben, Geist bildet sich fort, keimt und treibt weiter.

Christus ist also erstens der Vollender des Gesetzes und zweitens der Vollender der Gnade. Gepredigt wurde die Gnade schon im Alten Testamente so schön, daß sie es schöner nicht werden konnte im Neuen. Aber darauf kommt es nicht an, ob die Gnade etwas schöner oder weniger schön verkündigt werde. Der Unterschied ist der, die Hauptsache ist das, daß der Herr Jesus die Gnade nicht bloß predigte, sondern daß er selber der Gnadenstuhl wurde, daß er mit seinem Tode, mit seinem Opfer uns Gnade zuwege brachte. Ach, wie schöne Stellen von Gottes großer Gnade sind im Alten Testamente! Wie herrlich hat Jesus diese Gnade auf's neue verkündigt! Aber erst, als er am Kreuze starb, ein Opfer für unsere Sünden, erst da kam den Menschen das Gefühl: Ja, jetzt sind wir begnadigt! Jetzt ist genug geschehen für unsere Sünden. Jetzt ist ein Reiner und Unschuldiger durch der sündigen Menschen Hände getödtet worden. Das ist ein Opfer, das für uns gilt, die wir uns um diesen Heiligen und Unschuldigen schaaren. Der Tod Jesu hat das Christenthum gestiftet, der Tod Jesu war der Same, aus dem die christliche Kirche hervorging. Eine bloße Vernunftreligion, ein bloßes Vernunft-Christenthum hätte die Welt nicht so rasch, wie mit Feuer und Geist durchdrungen. Eine Vernunftreligion verbreitet sich etwa langsam, still unter den Menschen. Vernünftig soll unsere Religion auch sein und werden. Aber es muß noch etwas mehr als Vernunft in ihr sein, etwas das noch über die Vernunft hinaus geht. Die bloße Vernunft, eine bloße Vernunftreligion bringt keine Veränderungen, keine Umwälzungen, keine Revolutionen hervor. Die geht so einen langsamen, gemessenen Gang. Großes geht hervor, Jahrhunderte und Jahrtausende Bestimmendes aus überirdischen, himmlischen Mächten. Um den Tod Jesu, um das Opfer Jesu, um das Werk Jesu, vollendet durch die Auferstehung sammelte sich eine Gemeinde von Begnadigten und Seligen, die sich rasch über die Erde verbreitete.

IV. Betrachten wir jetzt noch zum Schluß, ich möchte fast sagen zum Ueberfluß das Wort, das unserm Texte noch angefügt ist, daß der Herr Jesus auch die Wahrheit gebracht habe. Es wird das dann auch die befriedigen, die es etwa mit der oben bezeichneten Vernunftreligion halten und darüber im Zweifel sind, ob im Christenthum auch Vernunft sei, oder ob das, was wir als über die Vernunft hinaus gehend bezeichnen, vielleicht nicht gar Unvernunft sei.

Es heißt aber in unserm Texte: „Das Gesetz ist durch Mosen gegeben; die Gnade und Wahrheit ist durch Jesum Christum geworden." Daß die Gnade, die herrlichste Gnade durch Jesum Christum geworden, davon haben wir uns überzeugt. Nun folgt schon daraus, daß durch den Herrn Jesum auch die herrlichste Wahrheit gekommen; denn Gnade ist Wahrheit. Ja die Gnade ist die Wahrheit. Das Gnade geschehen muß, daß Gnade nöthig ist, das ist Wahrheit. Die Gnade richtet wieder auf, die Gnade tröstet, die Gnade erhält Leben. Ohne Gnade ginge der Mensch geradezu zu Grunde. Wenn wir die Gnade der heiligen Schrift nicht hätten, die Gnade des Herrn Jesu, der Sünder müßte sich sozusagen eine Gnade ersinnen, so sehr ist sie uns Bedürfniß, so sehr müssen wir sie haben. Die höchste Gnade ist auch höchste Wahrheit. Aber auch sonst ist die Wahrheit durch Jesum Christum geworden.

Im Alten Testamente stehen herrliche Wahrheiten. Im Gebiete des sittlichen Lebens leuchten die heiligen Zehn Gebote, wie erzerne Schrift, wie vergoldete Buchstaben auf weithin alles überragenden Felsen in die Welt hinaus. Wie umspannen diese wenigen mächtigen Sätze das Größte und Wichtigste aus dem ganzen Gebiete des sittlichen Lebens! Welche Aussprüche im Alten Testamente über die Macht, Heiligkeit und Größe Gottes! „Wo soll ich hingehen vor deinem Geist? Und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht? Führe ich gen Himmel, so bist Du da. Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröthe, und bliebe am äußersten Meere, so würde mich doch deine Hand daselbst führen, und deine Rechte mich halten." (Psalm 139, 7—10.) Gleichwohl wird dieser überall gegenwärtige Gott im Alten Testamente noch vielfach aufgefaßt als der besondere und ausschließliche Gott des jüdischen Volkes. Es sollte so sein. Es mußte, damit das Volk an diesem Gott fest bliebe, dieser Gott so dargestellt werden, als habe er besonders dieses Volk zu dem Seinigen erwählt und behüte es wie seinen Augapfel. Aber immer durfte das nicht so bleiben. Es mußte verkündigt werden, daß dieser Gott alle Menschen mit seiner Liebe umfasse. Dadurch wurde die Menschheit zu einer Familie, ein Liebesband sollte nun alle umschlingen. Der jüdische Gottesdienst war mit einem schweren Ceremonialwesen umgeben. Es war nothwendig für die damalige Zeit. Das Volk mußte einen äußerlichen prachtvollen Mittelpunkt haben, an dem es seinen einzigen Gott, den die

andern Völker noch nicht kannten und hatten, verehrte. Aber es war doch ein Fortschritt, den Jesus verkündigte: „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“ Wie tritt da der Gott des jüdischen Volkes auf einmal aus dem Tempel zu Jerusalem heraus und schwebt als ein lichter Geist über der Erde! Im Alten Testamente war es geboten, den Bruder zu lieben, den Nächsten, den Volksgenossen. Jesus verkündigt es laut: „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen!“ Der Glaube an ein ewiges Leben dämmert uns auf. Das Leben der Frommen ist ein Schattenleben in der Unterwelt, ein schmerzloses und freudloses Bestehen. Mit dem Herrn Jesu wurde aus diesen Schatten, aus der freudlosen und schmerzlosen Unterwelt ein lichter, seliger Himmel.

Seht, das ist der Herr Jesus, der Vollender des Gesetzes, der Gnade und der Wahrheit. Auf den Schultern Mosis stehend, nein nicht stehend, sie blos leise mit seinen Füßen berührend, an den Mantel des Elias streifend, schwebt er da als der lichte Gottessohn, der Eingeborne vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.

Wie sollten sich Juden und Christen zu einander verhalten? Einander befehden, einander geringschätzig ansehen? O, es ist nicht einzusehen, warum jene, unsere Vorgänger sich nicht längst mit uns vereinigt haben! Sollten wir, die Nachkommen, verächtlich auf sie blicken, weil wir ihrem Gesetz, ihrer Gnade, ihrer Wahrheit gegenüber das Vollkommenere besitzen? Abgesehen davon, daß unser Höheres Gottes Gabe und Geschenk ist, ist es jeder nachfolgenden Zeit schuldige Pflicht, das Bessere zu haben. Möchte bald die Zeit kommen, da wir eins würden unter dem einigen Haupte Jesus Christus, umgeben von Moses und den Propheten zur Ehre des alleinigen Gottes und Vaters!

Die Freiheit vom Gesetze.

Text: Gal. 3, 23—27.

Ehe dann aber der Glaube kam, wurden wir unter dem Gesetz verwahret und verschlossen auf den Glauben, der da sollte geoffenbaret werden. Also ist das Gesetz unser Zuchtmeister gewesen auf Christum, daß wir durch den Glauben gerecht würden. Nun aber der Glaube gekommen ist, sind wir nicht mehr unter dem Zuchtmeister. Denn ihr seid Alle Gotteskinder, durch den Glauben an Christo Jesu. Denn wie viele euer getauft sind, die haben Christum angezogen.

Der Apostel sagt in unserm Texte und an manchen andern Orten, daß der Christ frei sei vor dem Gesetze. Das Gesetz des Alten Testamentes habe für ihn keine Verbindlichkeit mehr, und dabei ist natürlich nicht die Rede von den Ceremonialgesetzen, den vorübergehenden, zeitlichen, örtlichen, staatlichen Gesetzen des alten Bundes, sondern es ist das Sittengesetz gemeint, wie es hauptsächlich Moses gegeben, das Sittengesetz, das dem Hauptinhalte nach zusammengefaßt ist in den heiligen Zehn Geboten. Dem Apostel nach hat sich dann in der christlichen Kirche diese Lehre von der Freiheit des Christen vom Gesetz erhalten und fortgebildet, und es wird oft sehr leicht und vornehm davon geredet, wie der gesetzliche Standpunkt des Alten Testamentes ein längst überwundener sei. Wenn wir das hören, kommen wir in eine eigenthümliche Lage. Wir fühlen uns trotz alles Redens vom Gesetze nicht frei und haben trotz alles Anpreisens dieses Höhere, das an die Stelle des Gesetzes getreten sein soll, nicht. Schon in frühester Jugend lassen wir unsere Kinder die heiligen Zehn Gebote auswendig lernen, prägen sie ihnen recht angelegentlich ein. Uns Erwachsenen wird dieses Gesetz fortwährend vor die Augen gestellt. Und wie schmerzlich erinnern uns die immerwährenden Uebertretungen an das Vorhandensein dieses Gesetzes. Wie wird gelogen, gestohlen, betrogen, geraubt und gemordet! Ist das der überwundene Standpunkt des Alten Testamentes? Ist das der Kinder Gottes selige Freiheit?

Woher kommt diese sonderbare Lage, in die wir gerathen, wenn man uns sagt, wir seien frei vom Gesetz, und wie und in welchem Sinne werden wir das wirklich? Darüber laßt uns jetzt mit einander nachdenken!

Dir gehorcht mit sanfter Wonne
Aller deiner Welten Heer,
Deine Veste, deine Sonne,
Sturm und Donner, Erd' und Meer;
Alles dienet deinem Willen;
Alles, Höchster, was du schufst,
Eilt und drängt sich, wenn du rufst,
Dein Gebot stets zu erfüllen.
Nur der Mensch erkennt's oft nicht
Für sein Glück und seine Pflicht.

I. Woher kommt die sonderbare Lage, in die wir gerathen, wenn man uns sagt, wir seien frei vom Gesetz? Für's erste steht der Lehre nach der Satz fest, daß der vollkommene Mensch und der Christ von dem äußerlich gegebenen, ihnen äußerlich als eine fremde Macht entgegentretenden Gesetze frei seien. Von dem Gesetze ist man auf zwei Arten frei: Einmal, wenn wir Menschen Gottes Gesetz mit eben der sanften Wonne erfüllen, wie dieß aller seiner Welten Heere, die Veste, die Sonne, Sturm und Donner, Erd' und Meere thun; sodann wenn wir uns mit Christo, dem Sohne Gottes so geeiniget haben, daß wir mit Paulus sprechen können: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir." (Gal. 2, 20.) Wer sich so Christo, dem Sohne Gottes, der das Gesetz vollkommen erfüllt hat, angeschlossen hat, in ihm lebt, mit ihm lebt, wie er lebt, gesinnet ist wie er, für den besteht kein äußerliches, geschriebenes Gesetz mehr. Er wird allerdings, um zu wissen, wie Christus gelebt hat; um zu wissen, wie man Christo nachfolgen, was man dabei thun müsse, die heiligen Zehn Gebote und die Auffassung, die ihnen Jesus gegeben, kennen lernen; er wird die Lehren und Aussprüche, die Thaten, das Leben des Herrn Jesus kennen, um zu verstehen, wie man ihm ähnlich werde, wie man leben müsse. Aber Hauptsache und Hauptstreben, Hauptsorge wird ihm sein, Jesu nachzufolgen, in Jesu und mit Jesu zu leben. Also der Lehre nach, dem Grundsatze nach, dem nach, was sein sollte, steht der Satz fest, der vollkommene Mensch, der Christ ist frei von dem Gesetz. Er gehorcht Gott mit sanfter Wonne; er lebt mit und in Christo Gott.

Aber — und darauf kommt es nun eben an — diese Menschen, diese Christen sind wir noch nicht. Oder wo sind sie, diese vollkommenen Menschen, die mit sanfter Wonne, bewußt, jauchzend, frohlockend Gottes Willen erfüllen, wie die Schöpfung schweigend und still ihn vollzieht? Wo sind diese vollendeten Christen, bei deren Anblick es uns ist, als sähen wir den Herrn Jesum leibhaftig vor uns? Das ist nur eine Forderung, das ist etwas, das anzustreben ist, das ist nur das Ziel, nicht das Erreichte. Der Wirklichkeit nach sind wir noch alle unter dem Gesetz; das Ideal haben noch keine erreicht. Frei-

lich haben sich die einen demselben mehr genähert als die andern. Es mag Menschen gegeben haben und geben, die wenigstens zu Zeiten in ihrem Leben demselben so nahe waren, daß man sagen konnte: sie haben es erreicht. Aber die große Mehrzahl stehen wir noch unter dem Gesetz. Paulus redet von einem Zustande der Vollkommenheit und Freiheit, in dem er sich befunden hat, aber in dem nicht alle Christen seiner Zeit sich befunden haben und in dem nicht alle Christen unserer Zeit sich befinden. Der Erlöser war der Eingeborne vom Vater, voller Gnade und Wahrheit, war Gottes Sohn. Wir sollen und können auch Gottes Kinder werden, ja sind durch die Taufe schon Gottes Kinder. Ihr seid alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christum Jesum. Den so viele euer getauft sind, die haben Christum angezogen. Durch die Taufe sind wir schon Gottes Kinder, aber nur vorbildlich. Das Zeichen, die Signatur der Gotteskindschaft ist uns durch die Taufe aufgedrückt, und wenn wir im unbewußten, sündlosen Zustande als kleine Kinder sterben, sind wir durch die Taufe, durch das Bekenntniß und den Glauben der Eltern, der Taufpathen und der Gemeinde auch wirklich und wesenhaft Gottes Kinder. Aber so wie wir aufwachsen, bewußte, selbstdenkende und selbsthandelnde Menschen werden und sündigen, wird die Taufe bloß vorbildlich, und müssen wir die Gotteskindschaft erst erringen und erwerben durch Glauben und Leben, zu welchem Ringen uns die vorbildliche Taufe ein fortwährender Reiz und Sporn ist. Man verwechselt aber oft, das was sein sollte, mit dem, was wirklich ist.

Ein zweiter Grund, warum es uns ganz sonderbar vorkommt, wenn man uns sagt, wir seien nicht mehr unter dem Gesetz, sondern in dem Stande der Freiheit, ist der: Man setzt Christum als einen Wendepunkt in der Geschichte der Menschheit, wie er es nicht ist. Christus ist ein Wendepunkt in der Geschichte. Es ist ein neuer Grund, der Same zu einem neuen Leben, ein neues Leben, göttliches Leben mit ihm in die Welt gekommen. Er war Gottes Sohn. Durch ihn werden wir Gottes Kinder, wie es die Frommen des Alten Testamentes noch nicht sein konnten, so daß es mit Recht im Evangelium heißt: Der Kleinste im Reich Gottes ist größer als der Größte unter den Propheten. Aber was als Same, als Grund in die Menschheit gelegt wurde, in Einzelnen, in Vielen zum Leben durchdrang, das ist deßwegen noch nicht in der ganzen Menschheit, in der ganzen Christenheit, zu der alle gehören, die nur den christlichen Namen tragen, vorhanden. Das Licht ist angezündet im Hause; aber es hat noch nicht alle Räume durchleuchtet. Man sagt: Bis auf Christus war die Menschheit unter dem Gesetz; nach Christus ist sie unter der Gnade, unter der Herrschaft des Glaubens. Das ist richtig dem Grundsatze nach, insofern als das Wesen des Alten Testamentes das Gesetz war, das Wesen des Neuen die Gnade, der Glaube ist. Aber man behandelt die ganze Menschheit irrthümlich wie einen ein=

zelnen Menschen. Ein einzelner Mensch kann bis in sein zwanzigstes, dreißigstes Jahr oder länger in schwerem Irrthum und Sünde befangen sein und plötzlich bekehrt werden. Es geht ihm ein Licht auf; er wird belehrt oder erschüttert; irgend ein Ereigniß greift in sein Leben ein; von Stund an wird er ein anderer. Denken wir an den Apostel Paulus, an andere Helden des Glaubens, an Augustin, Luther, an Uebergetretene aus einer Konfession in die andere. Das ist bei einem einzelnen Menschen möglich, bei einer Menschheit nicht. Der Fehler liegt darin, daß man die Menschheit auch auffaßt als ein Einzelwesen und sagt: bis auf Christus war diese ganze Person so, nach Christus so. Die Menschheit, ein Volk ist aber nicht nur eine etwas größere Person als der einzelne Mensch. Die Menschheit besteht aus unzähligen, einzelnen Wesen; die einen sind so, die andern anders. So gab es schon vor Christus sehr ungleiche Menschen, und gibt es wieder nach ihm verschiedene, frömmere und gottlosere, gebildetere und ungebildetere. Ein Volk, eine Menschheit kann natürlich auch als solche eine andere werden; die Geschichte berichtet uns von aufblühenden und versinkenden Völkern und umgekehrt: Wir glauben auch, daß die christliche Menscheit eine andere sei als die türkische, als die chinesische oder irgend eine solche. Aber eine Menschheit wird nicht so schnell eine andere, wie ein Einzelner ein anderer werden kann, wird nie in allen ihren einzelnen Gliedern eine andere; sie wird immer aus verschiedenen Einzelwesen bestehen. Aber wenn wir auch nicht verlangen, daß in der Menschheit je alle das gleiche Ziel erreichen, alle vollkommen werden und wir zufrieden sein wollen, wenn sie als Ganzes, in ihrer großen Mehrheit eine andere und bessere und dem Gesetz entwachsene wird, so müssen wir auch hier wieder darauf aufmerksam machen, daß man das, was sein soll, verwechselt mit dem, was ist. Auch die Menschheit als solche steht heute noch sehr unter dem Gesetz. Daher klingt es uns so unverständlich, wenn man uns sagt, nach Christo sei die Menschheit von dem Gesetze frei.

Drittens. Wir können die Menschen nicht als fertige nehmen, so daß man sie von einander trennen könnte in Böse und Gute, in Solche, die noch unter dem Gesetz und in Solche, die von demselben frei wären. Wir sind nicht; wir werden beständig; wenigstens das ganze Leben der Menschen betreffend kann man nie mit Sicherheit sagen: Sie sind das und das. Heute sind viele gut, morgen bös; heute bin ich gut, morgen bist du es. Wenigstens von einem großen Theil der Menschen kann man nicht sagen: sie sind; wenigstens einen großen Theil der Menschen soll man nicht loben vor dem Tode. Ja das Sprüchwort sagt sogar: Man soll keinen loben vor seinem Tode. Wir werden erst Christen; wir sind es nicht; durch Erziehung, durch Bildung, durch Erfahrung werden wir erst Christen, Menschen, die frei sind vom Gesetz. Auch die besten entwachsen ihm nach und nach. Mit Christo ist nur das Ziel gegeben, der Ausgangspunkt, von

dem aus wir dieses Ziel erstreben können, die Möglichkeit, es zu erreichen, Kraft und Muth dazu. Aber daß es die Menschheit von Christo an schon erreicht hätte, daß der einzelne Mensch seither schon von der Geburt an, in seinem ganzen Leben das wäre, was er sein sollte, das ist nicht der Fall. Nicht bloß ist das Gesetz vor Christo, im Alten Testament, beim Volke Israel, der Zuchtmeister für die Menschen gewesen; es ist auch innerhalb des Christenthums, nach Christo noch der Zuchtmeister für uns Alle, bis wir demselben entwachsen sind.

Das Gesetz ist der nothwendige Zuchtmeister für die Kinder. Für's erste kann man einem kleinen Kinde und zu einer Zeit, da es schon gehorchen kann und soll, nicht schon von Jesus Christus reden. Es bekäme von ihm keine Vorstellung als von dem Gottessohne und keine von ihm als dem sittlichen Menschheitsideal. Es muß aber doch schon gehorchen, sein Eigenwille muß gebrochen werden, oder richtiger, sein Eigenwille muß lernen, sich einem fremden Willen, sein Wohl dem Wohle der Gemeinschaft unterzuordnen. Das Kind nur auf Christum hinweisen, ihm begreiflich machen, daß es das Gute und Rechte thun solle, indem man ihm Alles schön vor die Augen stellt, das geht nicht. Es muß zuerst gehorchen, ohne daß es die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit einsieht; es muß gehorchen, einfach, weil der väterliche Wille, der Wille seiner Erzieher das so verlangt. Vater und Mutter, die Lehrer müssen ihm als eine Autorität entgegentreten. Bei Abweichungen reichen wir mit einem einfachen Hinweis auf das Gesetz, auf Jesum Christum nicht aus; Strafe muß das Kind auf die Abweichung aufmerksam machen. Und nun vollends die unerzogenen, schlechten, rohen Erwachsenen, wie wollten wir diese bändigen nur durch das Vorhalten der göttlichen Gebote, durch den Hinweis auf den Herrn Jesum Christum? Den Dieben, den Räubern, den Mördern muß das Gesetz entgegentreten als eine Schranke, an der sie den Kopf zerschellen. Das Gesetz ist der Zuchtmeister vor Christo und innerhalb des Christenthums für alle Unerwachsenen und für Alle, die es zur Freiheit vom Gesetz noch nicht gebracht haben.

II. Wie werden wir frei von dem Gesetz? So lasset uns zweitens fragen. Nach dem bisher Ausgeführten könnte es scheinen, daß wir aus der Beantwortung dieser Frage keinen zweiten Theil unserer Rede mehr ausfüllen könnten. Und doch ist darüber noch Manches zu sagen. Um von dem Gesetze frei zu werden, dazu gibt es zwei Wege, wenn wir auch den einen und zwar den zweiten für den vorzüglichern, das heißt den eigentlich christlichen halten. Von dem Gesetze werden wir frei einmal auf dem einfachsten Wege, daß wir es halten. Wodurch wird ein Gesetz bemerklich?

Ein Gesetz wird bemerklich durch die Uebertretungen. Wo in einem Hause ungehorsame, undankbare Kinder sind, da muß man ihnen zurufen: Ehret euren Vater, ehret eure Mutter! Man muß ihnen das Gebot vorlesen, muß es ihnen in der Bibel, im Katechismus zeigen, muß sie auf ihr Gewissen hinweisen Wo gute Kinder sind, muß man das ganze Jahr nie sagen: Ehret eure Eltern! Da weiß man bloß, daß es ein solches Gebot in der Bibel gebe; da ist das fünfte Gebot aufgehoben. Ich predige hin und wieder: Kommt zur Kirche! Feiert euern Sonntag recht! Kämet ihr regelmäßig zum Gottesdienst, wäre der Sonntag ein Tag des Herrn, ich müßte das ganze Jahr kein solches Wort verlieren; ja wir vergäßen bald, daß es ein viertes Gebot gebe. Wir haben allerhand bürgerliche Gesetze. Wodurch wird unser Schulgesetz bemerklich? Durch die vielen Versäumnisse. Schicktet ihr eure Kinder fleißig zur Schule, was wüßten wir doch von dem Schulgesetz? Ihr habt allerhand Gemeinde- und Landesgesetze. Läge Jedem der Gemeinde und des Landes Wohl am Herzen, so könntet ihr eure Gemeinde- und Bundesladen für ganze Jahre verschließen. So ist es mit dem Gesetze Mosis und der ganzen heiligen Schrift. Lebten wir unserer Bestimmung gemäß, folgten wir mit Wonne dem Gesetz in unserm Innern, der Gottesstimme in uns, bewußt oder unbewußt: was wüßten wir doch von dem geschriebenen äußern Gesetze? „Den Gerechten ist kein Gesetz gegeben, schreibt der Apostel (I. Tim. 1, 9—10), sondern den Ungerechten und Ungehorsamen, den Gottlosen und Sündern, den Unheiligen und Ungeistlichen, den Vatermördern und Muttermördern, den Todtschlägern und Hurern, den Knabenschändern, den Menschendieben, den Lügnern, den Meineidigen, und so etwas mehr der heilsamen Lehre zuwider ist." Von dem Gesetze frei sind wir, wann für den Einzelnen und für die Gemeinschaft die Zeit gekommen ist, von welcher der Prophet spricht: „Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, da will ich mit dem Hause Israel und mit dem Hause Juda einen neuen Bund machen. Nicht wie der Bund gewesen ist, den ich mit ihren Vätern machte, da ich sie bei der Hand nahm, daß ich sie aus Egyptenland führte, welchen Bund sie nicht gehalten haben, und ich sie zwingen mußte, spricht der Herr. Sondern das soll der Bund sein, den ich mit dem Hause Israel machen will nach dieser Zeit, spricht der Herr: Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben, und in ihren Sinn schreiben, und sie sollen mein Volk sein, so ich will ihr Gott sein. Und wird keiner den andern, noch ein Bruder den andern lehren und sagen: Erkenne den Herrn; sondern sie sollen mich alle kennen, beide Klein und Groß, spricht der Herr. Denn ich will ihnen ihre Missethat vergeben, und ihrer Sünden nicht mehr gedenken". (Jeremia 31, 31 – 34.) Wann diese Zeit kommen wird, wissen wir nicht. Ein Geschlecht nach dem andern vergeht, jedes nachfolgende könnte die Arbeit des vorangegangenen in sich aufnehmen; aber das Dichten des mensch-

lichen Herzens ist böse von Jugend auf. (I. Mos. 8, 21.) Jedes nachfolgende Geschlecht will wieder selbst leben, alle Thorheiten und Irrthümer des vorangegangenen durchmachen. Darüber geht Zeit und Kraft verloren, und wenn es am Ende durch Täuschungen und Mißgeschicke bei der nämlichen reifen Frucht der Erkenntniß und des Willens ankommt, ist es nicht weiter gekommen, als das vorangegangene. Oft wird ein künftiges weit hinter ein früheres zurückgeworfen. Langsam ist das Fortschreiten der Menschheit, in weite Fernen ist das endliche Ziel gerückt. Doch kümmere uns das nicht. Wir leben für uns. Suche Jeder immer mehr jener Freiheit zuzuwachsen, von welcher Jeremias geweissagt, und in welcher Christus gelebt. Von dem Gesetze werden wir frei, wenn wir es halten, und in dem Maße entwachsen wir ihm, als wir es erfüllen.

Das ist der eine Weg, auf dem wir von dem Gesetze frei werden: wir müssen es halten, müssen es halten aus eigenem Trieb und Drang; Gottes Willen zu thun, muß uns Speise, Freude und Wonne sein.

„Dir gehorcht mit sanfter Wonne
Aller deiner Welten Heer;
Deine Veste, deine Sonne,
Sturm und Donner, Erd und Meer,
Alles dienet deinem Willen;
Alles Höchster, was du schufst,
Eilt und drängt sich, wann du rufst,
Dein Gebot stets zu erfüllen.
Nur der Mensch erkennt's oft nicht
Für sein Glück und seine Pflicht."

Wie die ganze Schöpfung schweigend, stumm den Willen Gottes thut, unbewußt, so müssen wir bewußt, mit Freuden und Frohlocken ihn vollbringen. Dann fühlen wir uns unter keinem Zwang, unter keinem äußern, uns unlieben Gesetz, sondern gehorchen nur dem eigenen Gesetz im Innern, folgen nur unserer eigenen bessern Natur.

Und nun der andere Weg, den der Apostel Paulus und nach ihm die christliche Kirche, besonders aber die evangelische lehrt: Wir werden frei von dem Gesetz, von dem Zuchtmeister, durch den Glauben. „Das Gesetz ist unser Zuchtmeister gewesen auf Christum, daß wir durch den Glauben gerecht würden. Nun aber der Glaube gekommen ist, sind wir nicht mehr unter dem Zuchtmeister". Und an einem andern Ort: „Christus ist des Gesetzes Ende, wer an den glaubt, der ist gerecht." (Röm. 10, 4.)

Ja, dabei bleibt es, wer an Christum glaubt, der ist gerecht, der ist selig, der ist frei von dem Gesetze. Aber was heißt an Christum glauben? Heißt an Christum glauben nur annehmen, dafür halten, daß ein Christus sei, ja daß Christus Gottes Sohn sei! Da könnte man gewiß auch sagen: Wer an Gott glaubt, der sei gerecht. Und doch, wer auch nur in dem Sinne an Gott glaubte, daß er

annähme, für wahr hielte, daß ein Gott sei, der wäre damit noch lange nicht gerecht. Der Apostel Jacobus sagt: „Du glaubst, daß ein einiger Gott ist; du thust wohl daran; die Teufel glauben es auch, und zittern" (2. 19). Mit dem Gottesglauben sind wir bald im Reinen. Sollte es beim Glauben an Christum anders sein? „Wer da sagt, daß er in ihm bleibe, der soll auch wandeln, wie er gewandelt hat. (1 Joh. 2, 6.)

Was heißt an Christum glauben? An Christum glauben heißt: Sein Leben in sich aufnehmen, in ihm leben, so leben, als ob Christus in uns lebte. Und zwar müssen wir Christum in uns aufnehmen im Geiste und nicht im Buchstaben. „Der Buchstabe tödtet, der Geist aber macht lebendig." (2 Cor. 3, 6.) Wir müssen Christum seinem geistigen, bleibenden Wesen nach aufnehmen, nicht in allem Einzelnen und Aeußerlichen, Zeitlichen und Vergänglichen, sondern im Ganzen und Großen, seinem unvergänglichen Wesen nach. An Christum glauben heißt Christo nachfolgen. Wenn wir Christum nur mit unsern Gedanken und Worten ergreifen wollten, uns mit ihm nur in unserm Denken und Meinen zu einem Wesen vereinigten und dabei unser Thun und Treiben nicht beachten, kleine und große Fehler nach Belieben begehen wollten, so wäre das ein sich Aufschwingen zu Christo mit Flügeln, die uns mit Wachs angeleimt wären. Wir schwängen uns im Geiste in die lichte Geistigkeit Jesu auf und sänken zurück oder blieben stecken mit dem Leibe tief in der Sünde. Das wäre ein Idealismus neben dem häßlichsten Realismus. Wir ständen vermeintlich geistig hoch, badeten das Haupt im Aether und gingen mit dem ganzen Leibe zu Grunde. Ja, das Haupt würde dann bald das Baden im Aether auch verlieren und vom Leibe nachgezogen werden. O, der Herr Jesus hat viel solche Jünger, die ihn in Reden und Systemen preisen und im Grunde des Herzens weit von ihm entfernt sind. An Christum glauben, so daß man durch ihn gerecht wird und dem Gesetz entwachsen ist, heißt Christo nachfolgen, sein eigenes Dichten und Trachten, Leben und Weben seinem heiligen Leben gleich machen: das ist der zweite, der herrlichere Weg, auf dem wir von dem Gesetze, von dem Zuchtmeister frei werden.

Fragen wir jetzt noch zum Schlusse: Was müssen wir thun, um diesem herrlichen Ziele immer näher zu kommen? Ob wir so oder anders frei werden wollen von dem Gesetz, das müssen wir thun: Unsere Kinder unterrichten im Gesetz, sie an die Erfüllung des Gesetzes gewöhnen, ihnen das Halten des Gesetzes zeigen als ihre Pflicht und ihr Glück, sie hinweisen auf alle edeln und großen Menschen, die diesen Weg treuer Pflichterfüllung gewandelt, und ihnen selber mit einem guten Beispiele vorangehen. Was müssen wir thun? Unsern Kindern den Herrn Jesum in die Mitte stellen, sie auf sein heiliges Bild hinweisen, ihnen sein Leben, seine Lehre, seine Werke zeigen. Christus als der Anfänger und Vollender des Glaubens muß in unserer Mitte

sein. Aber nicht alle gelangen wir auf diesem einfachen, natürlichen Wege zum Halten des Gesetzes, zur Nachfolge Christi. Nicht allen Kindern wird so das Gesetz verkündigt, Christus vor die Augen gestellt. Nicht für alle Erwachsenen steht so der Herr Jesus in der Mitte. Wie, wenn auch schlecht Erzogene, Verwahrloste, in Irrthum und Sünde dahin Wandelnde, Geängstigte und Verzweifelnde sollen gerettet werden? Denen tritt das Gesetz in erschütternden Schicksalen entgegen, zu denen kommt der Herr Jesus in seiner erbarmenden Liebe. Es geschieht, was bei Jeremias prophezeit ist: „Es wird keiner den andern, noch ein Bruder den andern lehren, und sprechen: Erkenne den Herrn, sondern sie sollen alle mich kennen, beide Klein und Groß, spricht der Herr. Denn ich will ihnen ihre Missethat vergeben, und ihrer Sünden nicht mehr gedenken!"

Wohl Euch allen, denen das Gesetz in der Kindheit von treuen Eltern tief in das Herz eingeprägt wurde! Wohl Euch allen, vor deren geistiges Auge früh die Gestalt des göttlichen Erlösers hingestellt wurde! Heil auch Euch, die ihr nach so manchem Irrweg, den ihr gewandelt, zuletzt noch gerettet werdet wie ein Brand aus dem Feuer!

Vom Sündigen auf Gnade.

Text: Röm. 6, 12—15.

So laßt nun die Sünde nicht herrschen in eurem sterblichen Leibe, ihr Gehorsam zu leisten in seinen Lüsten. Auch begebet nicht der Sünde eure Glieder zu Waffen der Ungerechtigkeit; sondern begebet euch selbst Gott, als die da aus den Todten lebendig sind, und eure Glieder Gott zu Waffen der Gerechtigkeit. Denn die Sünde wird nicht herrschen können über euch; sintemal ihr nicht unter dem Gesetze seid, sondern unter der Gnade. Wie nun? Sollen wir sündigen, dieweil wir nicht unter dem Gesetz, sondern unter der Gnade sind? Das sei ferne!

Wir sind unter der Gnade. Das ist die Predigt des Apostels Paulus, das ist die einstimmige Predigt des Evangeliums. Jeder Sonnenblick, die große, goldene Sonne, so oft sie über unserer Erde aufgeht, predigt uns: Wir sind unter der Gnade. Jeder Sonntag, der uns zur Ruhe ladet nach den sechs Arbeitstagen, jedes Gotteshaus, das seine Thüren aufthut, sagt uns: Wir sind unter der Gnade. Jedes Abendmahl ruft uns zu: Hier ist Gnade. Aus den goldenen Bechern, die auf dem Abendmahltisch uns entgegenwinken, strahlt der Freudentrost: Wir sind unter der Gnade.

Wir sind unter der Gnade. „Ich vertilge deine Missethat wie eine Wolke, und deine Sünde wie den Nebel (Jes. 44, 22). „Siehe, um Trost war mir sehr bange. Du aber hast dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe; denn du wirfst alle meine Sünde hinter dich zurück." (38, 17) Gott vergibt; er will nicht unsern Tod, sondern daß wir leben und uns bekehren.

Gott vergibt. Dieser Lehre fallen wir auch freudig zu; die muß man uns nicht künstlich einprägen. Es ist in unserm Innern etwas, das uns sagt: Ja, so muß es sein, Gott vergibt. Gott vergibt, das ist der Glaube aller Völker. Vergeben ist das wahrhaft Göttliche in unserm armen, menschlichen Leben. Gott vergibt; dieser Glaube zieht sich durch alle Religionen hindurch. Vergeben ist das wahrhaft Göttliche; je die besten, je die edelsten Menschen üben dieses Göttliche. Vergeben ist das wahrhaft Göttliche. Ein Vater, der

seinem irrenden Kinde zürnt, es ihm lang und ernst nachträgt, auf der Forderung des Rechten und Guten mit Festigkeit bleibt, mit Entschiedenheit Sühne verlangt, ein solcher männlicher Charakter erfüllt uns mit Achtung. Aber nimmt so ein Vater sein Verdammungsurtheil mit sich in's Grab, wenn längst schon Erkenntniß, Reue und Sühne geschehen ist, hüllt er sich in seinen Zorn ein, so daß nachher kein freundlicher Blick mehr nachfolgen kann, so erfüllt uns das mit etwas, das eher ein Grauen ist als Achtung. Wir sind unerquickt; es ist eine Oede da und nirgends etwas, das ausfüllt, ein Gewitter, auf das nie mehr ein Sonnenblick folgt. Wie erquickt uns hingegen der Vater, der dem reumüthigen Sohne entgegengeht, ihm einen Ring um den Finger legt, ihn küßt und ein Gastmahl bereitet und allen zuruft: Freuet euch mit mir; denn dieser mein Sohn war verloren, und ich habe ihn wiedergefunden; er war todt und ist wieder lebendig geworden! Die Gnade ist die Sonne nach dem Sturm.

Wir sind unter der Gnade. Das sprechen wir dem Apostel in unserm Texte freudig nach; denn wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollten; unser aller Gerechtigkeit ist ein beflecktes Kleid; es kommt uns allen gut, daß Gott gnädig und barmherzig ist.

Wir sind unter der Gnade. Aber wie? So lasset uns fortfahren mit dem Apostel zu fragen, dieweil wir unter der Gnade sind, sollen wir sündigen? Der Apostel beantwortet diese Frage mit einem kurzen: Das sei ferne! Dieses kurze: Das sei ferne! lasset uns jetzt weiter auseinanderlegen.

Ach bleib mit deiner Gnade
Bei uns, Herr Jesu Christ,
Daß uns hinfort nicht schade
Des bösen Feindes List.

Ach bleib mit deinem Worte
Bei uns Erlöser werth,
Daß uns in diesem Horte
Sei Trost und Heil beschert.."

I. Zur Zeit der ersten christlichen Gemeinde, da eben Jesus als Sühnopfer für sie gestorben war, war nur ein Gefühl vorhanden, das Gefühl: Wir sind unter der Gnade! Noch vor kurzem unter dem Fluch des Gesetzes, noch vor kurzem in der Furcht vor der ewigen Verdammniß und jetzt mit Jesu Tod von allem frei, fühlten sie sich in einer so glücklichen, seligen Stimmung, wie wir ferner Stehende, längst schon im Genuß dieser Gnade Stehende, sie nicht mehr nachzuempfinden im Stande sind. Nur etwa einzelne, denen in großer Versündung, in schwerer Angst diese Gnade zu Theil wird, vermögen jenen seligen Gedanken nachzudenken: Wir sind unter der Gnade!

Wir sind unter der Gnade. Diese Gnade wurde jetzt als das höchste gepriesen, am lautesten gefeiert; sie war der Menschen Seligkeit. Daß diese Gnade recht hervortrete, alles überstrahle, war jetzt das Höchste. Diese Gnade konnte nun aber nur an der Sünde erscheinen und je an dem größten Sünder am meisten. Das gab der Sünde einen Werth, wie auch das Uebel eine mildernde Beigabe erhält dadurch, daß es einen Segen in seinem Schoße birgt, und der Gedanke lag nahe: Wie, wenn die Gnade an der Sünde geboren wird, ist es dann um die Sünde so etwas Gefährliches? Die Gnade erscheint je am größten Sünder am herrlichsten; ist es denn etwas so Entsetzliches, wenn wir Sünder sind, große Sünder gewesen sind oder wieder in Sünden fallen? Der Apostel muß von solchen Gedanken etwas verspürt haben, sonst hätte er nicht gefragt: „Sollen wir denn in der Sünde beharren, auf daß die Gnade desto mächtiger werde?“ (Röm. 6, 1). Diese ersten Christen wandelten an Abgründen. Ja, es kamen solche Ansichten in der christlichen Kirche vor, daß es nicht zu beklagen sei, wenn der Mensch ein Sünder, ein großer Sünder sei, um der nachfolgenden, herrlichen Gnade willen. Aehnliche Meinungen kommen auch noch unter uns vor, wenn es Menschen gibt, die mit einem gewissen Behagen auf frühere Verirrungen zurückblicken. Es gibt solche, die mit großer Beflissenheit ihre Bekenntnisse über frühere Vergehen abgeben, um zu zeigen, was jetzt noch aus ihnen geworden. Nie und nimmer ein guter Ruhm, der uns die eigenen Schwächen vergangener Zeiten, ich will nicht sagen aus unzurechnungsfähiger Jugend, nein, aus Jünglings- und Mannesjahren aufdeckt. Wohl uns, daß wir umgekehrt und andere Menschen geworden, statt in der Sünde geblieben; aber das Bessere ist es, wenn wir nie diese Sünder gewesen sind. Man sagt zwar, daß die Tugend nur im Kampfe sich erprobe, und daß wir erst dann uns rühmen dürfen, wenn wir durch Lockungen und Versuchungen hindurch siegreich geblieben sind. Wer keine Fähigkeit, keinen Anlaß, keine Reizung zum Bösen hat, dem ist es nicht als ein Verdienst anzurechnen, wenn er vor der Sünde bewahrt bleibt. Aber Kampf und Kampf sind zwei Dinge. Heute sich wehren gegen die Sünde und morgen ihr nachgeben; heute eine gute Handlung verrichten und morgen eine schlechte; aufstehen aber immer wieder fallen, das ist auch ein Kampf. Von dem heißt es aber: „Wenn einer bauet und wiederum zerbricht, was hat er davon, denn Arbeit? Wenn einer betet und wiederum flucht, wie soll ihn der Herr erhören? Wer sich wäscht, wenn er einen Todten angerührt hat, und rührt ihn wieder an, was hilft da sein Waschen? Also ist der Mensch, der für seine Sünden fastet, und sündiget immer wieder? Wer soll deß Gebet erhören, und was hilft ihm sein Fasten?“ (Sirach 34, 28–31). Kampf ist nicht gleichbedeutend mit Fall und Sünde. Kampf ist die Krafterweisung, mit der wir dem andrängenden Bösen entgegen treten; Kampf ist die

Entsagung, die wir uns den Lockungen der Sünde gegenüber auflegen; Kampf ist die Ausdauer, der Eifer, der Fleiß, die wir bei der Ausübung des Guten anwenden gegenüber der Bequemlichkeit und Lässigkeit, die sich so gern einstellen. Der Herr Jesus hat auch mit der Welt gerungen. Mit ihren Reizen, mit dem eitlen Ruhm, mit dem sinnlichen Herrschen und Genießen ist sie in seinem Innern aufgestiegen; sie ist als Gefahr, als Schmach, als Schande, als Noth, als Tod an ihn herangetreten. Die Lust und die Angst und das Kreuz wollten ihn von seinem Wege abbringen. Aber er ließ sich durch nichts irre machen, klar und rein ging er aus dem Kampfe hervor. Und der ist doch der höchste Kämpfer, der seinen Feind niederwirft, ohne daß er selber Wunden und Gebrechen aus diesem Kampfe davonträgt. Wir ehren den Apostel Petrus, daß er es bereute, seinen Herren und Meister verleugnet zu haben; wir ehren den Paulus, daß er von seiner Christenverfolgung abstand und der größte Apostel des Herrn wurde. Aber in einem reinern Lichte ständen sie da, wenn diese Schatten in ihrem Leben nicht vorgekommen wären, Christus sind sie nicht. Besser also, als erlegen und wiederaufgestanden, als gesündigt und Vergebung empfangen ist nie erlegen, nie diese Sünder gewesen zu sein. Nicht wollen wir trotzig die Gnade Gottes zurückweisen oder uns hochmüthig geberden, als bedürfen wir ihrer nicht. Da sei eben Gott vor! Wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhmes, den wir an Gott haben sollten. Aber besser, als Gottes Gnade in Anspruch nehmen zu müssen, wäre doch wahrlich, sonst seines Wohlgefallens sich zu erfreuen.

Ihr sagt: wem viel vergeben, der liebe auch viel. Das ist allerdings wahr; Jesus Christus sagt es selber. Gottes Kniee wird der mit Inbrunst umfassen, von dessen Herzen eine große Schuld genommen ist. Aber es gibt sonst der Beziehungen und Verhältnisse zu Gott so viele; er erweist uns sonst so viel Liebes und Gutes, daß wir ihn lieben, innig lieben, auch ohne dieses Schuldverhältniß. Wir möchten ihm singen und jubeln ob jedem schönen Morgen, den er heraufführt, ob jedem blühenden Saatfeld, das er vor unsern Augen ausbreitet. Wir sind so sehr an ihn gewiesen, daß wir ihn suchen, auch ohne daß wir ihm eine Sündenbürde vorzulegen haben. Ihr werdet sagen, es begründe ein solches Sündigen und Verzeihen unter den Menschen, zwischen Kindern und Eltern, zwischen Ehegatten, zwischen Freunden, ein tieferes, innigeres Liebesverhältniß. Nein! Gute Eltern sind zu lieben auch ohne daß sie uns viel zu verzeihen haben. Schöne Ehen sind nicht die, in denen man viel streitet und viel sich wieder aussöhnt. Freundschaft kann fest sein, ohne daß Fehler und Untreue vorgekommen sind. Wohl fiel jener Vater im Evangelium dem verlornen Sohne um den Hals, küßte ihn und legte ihm einen Ring um den Finger, wie er es eben dem guten Sohne vielleicht nie gethan. Aber an dem freute er sich beständig. Wohl empfand der

verlorne Sohn am Herzen seines Vaters eine Wonne, die er noch nie empfunden. Aber der gute Sohn war allezeit beim Vater, und alles was des Vaters war, war sein. Das andere ist Unruhe, Wechsel, Sturm, Sonnenblick und Ungewitter, wenn ihr wollt Poesie. Aber von der Poesie lebt man nicht, man lebt von der Prosa. Diese ist Ruhe, Verstand, dauernder und deßhalb muß es sein mäßige Seligkeit. Aber Maß ist in allen Dingen das Rechte; das wobei Leib und Seele am gesundesten sind, das was am längsten dauert.

Nein, um des nachfolgenden Guten willen wollen wir die Sünde nie und nimmer wünschen, sie nicht thun, nicht in ein helleres Licht stellen, weil Gnade an ihr und nur an ihr möglich sei, weil Verzeihen auf die Sünde folge, oder folgen könne, Liebe, neue Liebe, gesteigerte Liebe entstehe. In der Noth können sich Tugenden entwickeln, die sich ohne diese Noth nie gezeigt hätten, aber deßwegen wollen wir die Noth nicht wünschen. Gut ist es, und wir wollen Gott dafür preisen, daß nach der Feuersnoth die erbarmende Liebe das Abgebrannte wieder aufbaut, das Ueberschwemmte nach der Wasserfluth wieder herstellt. Mit Bewunderung blickten wir auf das von der Cholera heimgesuchte Zürich. Wie hat Menschenliebe das verbrannte Glarus wieder aufgebaut! Aber wollen wir deßwegen die Augen verschließen vor all' dem Jammer, den die Fluthen, die Cholera, das Feuer über Tausende von Menschen gebracht hat? Es ist gut in einer Rede, in einer Predigt, da Pfarrer und Zuhörer gesund und wohlgemuth bei einander sind, von der herrlichen Frucht erzählen, die aus der Thränensaat aufgehe. Aber wenn die einzelnen bestimmten Schrecken und Unglücksfälle eintreten, dann wird es schon schwerer, von dieser heilsamen Frucht zu reden, welche das Unglück berge. Es ist gut, daß aus der Zwietracht wieder Friede, aus dem Haß Liebe entstehen kann; aber sind die Greuel des Krieges deßwegen nicht immer eben Greuel und Schrecken? Es ist gut, daß der Sünder nach begangener schwerer Sünde und Schande wieder Gnade findet; aber deßwegen wollen wir es mit der Sünde nicht leicht nehmen.

Wir können nichts anderes sagen, als was im Evangelium steht: „Es mußte Aergerniß kommen; doch wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt!“ (Matth. 18. 7) Es geschieht Böses, aber immer: Wehe dem, durch den es geschieht. Es muß Unglück geschehen; aber immer ist zu beklagen, wen dieses Unglück trifft. Wir wollen die Weisheit und Güte Gottes preisen, die aus dem Unglück wieder Glück, aus dem Bösen Gutes, aus der Sünde Heil hervorbringt. Aber Aberwitz, Wahn wäre es von unserer Seite, wenn wir absichtlich Unglück hervorrufen, absichtlich sündigen wollten, um Glück, Gnade, Segen daraus zu gewinnen. Durch solches Beginnen würden wir von vorn herein alles Segens verlustig gehen, den Gottes Weisheit an das Böse geknüpft hat. Also auf die

Frage, ob wir sündigen sollen, weil wir nicht unter dem Gesetz, sondern unter der Gnade stehen, weil nach der Sünde Gnade erfolge, wollen wir frisch antworten: Das sei ferne!

II. Das sei ferne! wollen wir auch aus einem zweiten Grunde sagen. Die Gnade Gottes kann uns gar nicht zur Sünde verleiten, indem die Gnade die mächtigste Bußpredigerin ist. „Verachtest du den Reichthum seiner Güte, Geduld und Langmüthigkeit? Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet?" (Röm. 2, 4.) Gottes Güte leitet uns am meisten zur Buße. Oder was ist es, das uns in einem Gebiete, wie das sittliche Leben ist, da wir von keinem bürgerlichen Gesetze gebunden, gezwungen oder angehalten werden können, in dem Gebiete, das außerhalb und über der bürgerlichen Gesetzgebung steht, zum Rechten und Guten, zum Edlen am meisten antreibt und reizt? Ist es da das Auge um Auge, Zahn um Zahn, oder nicht vielmehr das Gute statt des Bösen? Eine Rohheit mit einer Rohheit bezahlt, das gibt ewig keinen Frieden oder Frieden, wenn endlich der eine oder beide erlahmen, sonst setzt es einen fortwährenden Krieg ab. Einem Menschen, der uns eine Beleidigung mit einer andern vergibt, versetzen wir wieder eins, sobald sich uns die Gelegenheit darbietet. Vergibt uns Jemand den Fehltritt, so sind das feurige Kohlen auf unser Haupt, und werden wir uns gewiß mehr in Acht nehmen, ihn wieder zu kränken, als wenn er uns Gleiches mit Gleichem vergolten hätte. Wenn Eltern bei jeder Kleinigkeit immer mit harten Worten oder Streichen auf ihre Kinder niederfahren, so gibt das gewiß nicht die besten und folgsamsten Kinder. Wenn ein Vater, den wir lieben, eine treue Mutter uns vergibt, so ist das die kräftigste Mahnung, nicht mehr in den alten Fehler zu verfallen. Jesus hat den Petrus, der ihn verleugnete, nur mit einem wehmüthigen Blick angesehen und dieser Blick ist ihm tiefer zu Herzen gegangen als alles Reden von Untreue und Feigheit. Jesus hat den Saulus, der ihn verfolgte, nur gefragt: „Saul, Saul, was verfolgest du mich? Es wird dir schwer werden, wider den Stachel zu löcken." Und diese Frage hat ihn plötzlich umgewandelt. Es ist das ewige Gesetz, daß nur das Gute das Böse austreibt, und daß das Edle dem Unedlen muß zu Hülfe kommen. Es ist Thatsache, daß die Sonne größere Macht hat als der Sturm. Zachäus im Evangelium wollte den Herrn Jesum nur im Vorbeigehen sehen, ohne daß der Herr Jesus sich seinetwegen hätte bemühen sollen. Aber da heißt er ihn vom Baume heruntersteigen: er wolle bei ihm in seinem Hause einkehren. Das freut ihn nun so sehr, daß er zu ihm spricht: Siehe, die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen, und so ich Jemanden betrogen, so gebe ich es vierfältig wieder. Die Gnade macht nicht leichtsinnig, die Gnade treibt zur Buße.

Aber werdet ihr nun sagen, es gibt doch auch Begnadigte, die wieder sündigen, ja alle Menschen sündigen trotz der Gnade; es gibt offenbar solche, die wegen dieser Gnade es mit der Sünde leicht nehmen, die auf Gnade hin sündigen. Ich will Euch noch helfen und noch mehr sagen. Es gibt sogar solche, welche sich um die Gnade nicht einmal kümmern, denen es gleichgültig ist, ob Gnade sei oder nicht, vergeben werde oder nicht.

Was wollen wir antworten? Ja, alle Menschen sündigen, also auch die, welche an Gottes Güte, an den Reichthum seiner Geduld und Langmüthigkeit denken, diese sich vergegenwärtigen. Also nicht alle lassen sich von dieser Güte und Langmüthigkeit bewegen, vor der Sünde sich zu hüten. Ja, alle Menschen sündigen; Gottes Güte und Langmuth macht keine zu vollkommenen Menschen, zu Engeln. Aber das werdet ihr doch zugeben, daß unter den Menschen ein großer Unterschied besteht, zwischen den Besten und den Elendesten unter ihnen, und auf diesen Unterschied kommt es eben an; das ist eben, da alle Sünder sind, das Entscheidende in welchem Maße und in welchem Umfange. Ihr kennt doch alle in euerer nächsten oder fernsten Umgebung Menschen, die ihr hochachtet. Von diesen bis hinunter zum verruchtesten Mörder ist doch ein Unterschied. Kein Mensch unter der Sonne ist vollkommen glücklich, so daß ihm auch gar nichts mangelte, kein Titelchen an dem Gesetze, daß kein Stäubchen auf seinem Glücke säße, keine wunderliche Fliege seine Ruhe störte. Aber es gibt solche, von denen ihr alle sagt: Die haben den Himmel auf der Erde! Von solchen Menschen, die reich sind, geachtet, gesund, heiter und froh, glückliche Kinder haben, Pferde und Kutschen und was sich das Herz nur wünscht, bis hinunter zum elendesten Tropf, der verlassen in einem Dachstübchen kauert oder gar an schrecklicher Krankheit leidet, ist doch ein Unterschied. O, auf den Unterschied kommt es bei den Menschen, kommt es in der Welt überall an. Vollkommen ist nichts und gar nichts ist nichts. Aber dazwischen hat vieles Raum. Und das werdet ihr auch zugeben, und gebt ihr's nicht zu, so liegt mir nichts dran, so behaupte ich es einfach: Wer an Gottes Güte denkt, Gottes Güte und Geduld und Langmuth betrachtet, der fällt weniger in Sünde, thut weniger Böses als der Verstockte und Ruchlose. „Du aber nach deinem verstockten und unbußfertigen Herzen häufest dir selbst den Zorn, auf den Tag des Zorns und der Offenbarung des gerechten Gerichts Gottes." (Röm. 2 ,5). Jener sündigt aus Schwachheit und Uebereilung; dieser absichtlich, kalt und aus Trotz. Jener erhebt sich leicht wieder vom Fall; dieser sinkt je länger, desto tiefer.

Und was nun die Menschen betrifft, die allenfalls auf Gnade hin sündigen, welche deßwegen, daß Verzeihung und Gnade geschieht, es mit der Sünde leicht nehmen, so wollen wir diese noch an ein letztes erinnern, das sich auch die mögen gesagt sein lassen, die über diesen Streit, ob Gnade sei oder keine, erhaben sind und sich um die

Vergebung gar nicht kümmern. Daraus lasset uns aber noch einen dritten Theil unserer Predigt machen!

III. Es gibt also Menschen, die da denken: Es wird alles verziehen, wenn man es auch erst am Ende des Lebens, ja auf dem Todbett noch einsieht und bereut. Lasset uns unterdessen essen und trinken und thun, was uns gut dünkt. Das ist die Lebensanschauung vieler Leute. Andere also kümmern sich gar nicht um die Vergebung. Beherziget beide Parteien Folgendes: Gesetzt, es würde alles verziehen, selbst wenn man es erst auf dem Todbette einsähe und bereute, was man indessen nicht immer kann, indem uns der Tod manchmal plötzlich, unvorbereitet dahinrafft; aber gesetzt, man bereute noch alles auf dem Todbette, oder es gäbe gar keine ewige Vergeltung: Das Verzeihen macht nicht allen Schaden gut.

Wer hat es gern, auch wenn er es nicht zu schwer nimmt, daß man ihn schwach gesehen? Würden wir es nicht, wenn wir es mit einem Wunsche ändern könnten, ändern? Wer hat es gern, wenn Jemand um ihn ist, der Zeuge war von ganz andern Zeiten und Lagen, in denen er sich befand? Hat man uns auch vieles verziehen, wünschten wir nicht doch, man hätte uns nicht so viel verzeihen müssen? Fühlen wir uns nicht denen gegenüber, die uns schwach sahen, die uns zu verzeihen hatten, immer verlegen, beschämt, erröthend? Treibt es uns nicht von den Orten fort, die der Schauplatz unserer Verirrungen waren, von den Leuten, die von unseren Verirrungen wußten? Es kann uns das sonst liebe Orte, sonst angenehme Menschen ganz unerträglich machen. Ferner bleibt uns, wenn auch Niemand außer uns davon weiß, ein nie wegzubringendes Gedächtniß an das geschehene Böse, und vollends peinlich wird dasselbe, wenn andere davon wissen, obschon sie uns nicht oft zu Gesichte kommen. Wenn auch diese Andern vielleicht nicht mehr daran denken, so plagt es doch uns; wir meinen immer, es schwebe den andern so deutlich und beständig vor wie uns. Solche Erinnerung wirft Wermuth in manchen Freudenbecher, den wir zum Munde führen möchten. Gelingt es uns auch, im gewöhnlichen, täglichen Verlauf des Lebens diese Erinnerungen ganz in der Ruhe und Vergessenheit zu behalten, an guten Tagen verschont zu bleiben: es kommen außerordentliche Zeiten, außerordentliche Anlässe, Ereignisse. Hier fällt ein Wort in unsere Seele, dort trifft ein Blick unser Auge, und das alte, eingeschlafene Gedächtniß wacht wieder auf; die alte, längst vielleicht gesühnte, vergebene Schuld umdüstert doch wieder unser Auge und die unbefangene Freude, der wir uns hätten hingeben wollen, ist getrübt. Drittens: Jede Verwundung läßt eine Narbe zurück, eine empfindliche, leicht wieder verletzbare Stelle. Ist diese Narbe dem gewöhnlichen Auge auch nicht sichtbar, sie ist doch da; die ursprüngliche Bildung, der ursprüngliche Bau ist verletzt, die ideale

Gesundheit ist zerstört. Ein solcher mit geheilten und vernarbten Wunden verdeckter Körper, eine verbundene, vernarbte Sittlichkeit ist aber doch schlechter als ein keuscher, reiner Leib, als eine Sittlichkeit ohne Makel und Tadel; eine Schuldlosigkeit durch Reue und Buße wieder gewonnen, ist doch schlechter, unschöner als eine nie verlorne, stets bewahrte Unschuld. Ein solcher vernarbter, sittlicher Leib ist aber auch ein gefährlicher Leib. Stellen, an denen wir früher verwundet, krank waren, bleiben meistens empfindliche Stellen. Viele Leute haben Glieder, an denen sie den Wechsel der Witterung fast jedesmal verspüren. Solche empfindliche Stellen bekommt auch unser sittliches Leben. Es soll einer ein unkeuscher, wollüstiger Mensch gewesen sein: wie muß der sich vor seinen eigenen Gedanken in Acht nehmen, alle Vorstellungen, die dahin einschlagen, alle Erinnerungen aus seinem frühern Leben verbannen, wenn er nicht der alten Gefahr und Sünde anheim fallen will! Es sei einer ein unredlicher, betrügerischer Mensch gewesen: wie wird der mehr als andere auf der Hut sein müssen! Er darf das Geld nicht lange in seinen Händen hin und her werfen. Dieser zauberische Glanz wird ihn sonst wieder bestricken wie vorher. Wer seine Finger lange nach fremdem Gut ausgestreckt hat, der wird sie bei Anlässen wieder ausstrecken, die für andere ganz ungefährlich wären. Die Waage, die lange schlecht gewogen, sei's Gerechtigkeit oder Brod, wird leicht wieder sinken. — Viertens: Geschehenes Unheil kann durch das Verzeihen nicht ungeschehen gemacht werden. Verliert durch ein tadelhaftes Leben eure Ehre und euern guten Namen; schlagt tausend Mal an die Brust: Gott sei mir armem Sünder gnädig! Auf das tausendmalige Rufen wird euch Gott vergeben. Aber euer Ruf unter den Menschen ist dahin; die vergessen lange nicht; die vergessen nie, was einst geschehen ist. Bringt euere Zeit mit Nichtsthun und euer Gut mit Prassen um: Gott mag euch verlorene Söhne wieder auffinden, euch umarmen; aber die verlorne Zeit, die schönen Jugendjahre, die Saatzeit, die Gelegenheit, mit Tugenden und Kenntnissen wie mit Kränzen euch zu schmücken, sind unrettbar verloren. Seid ihr unterdessen älter geworden, unfähiger zu lernen; sind die Zeiten schlimmer, der Verdienst spärlicher, der Arm zu arbeiten ungeschickter, das Gedächtniß schwächer, so bleibt ihr in euerer Armuth, ob auch Gott euch verziehen. Es wird verziehen, ja selbst wenn man erst auf dem Todbette bereut. Aber das Verzeihen macht nicht allen Schaden gut. Eheleute können einander noch auf dem Todbette die Hand reichen zur Versöhnung. Aber wenn sie während ihres Ehestandes einander das Leben verbitterten und in tiefem Elend und Unfrieden lebten: was hilft so ein letztes Aussöhnen vor dem Tode? Es ist eine Abendröthe nach einem stürmischen Tage; aber wenn der Tag böse und stürmisch war, das Abendroth macht ihn nicht mehr zurecht. Wenn Eheleute auf dem Todbette einander die erstorbene Hand reichen, holt

das nicht mehr zurück die unterdessen verloren gegangenen Jahre, den verloren gegangenen Wohlstand, die verloren gegangene Erziehung der Kinder. Das Verzeihen macht nicht allen Schaden gut. Zerstöre durch ein unmäßiges, unkeusches Leben deine Gesundheit: der welke Leib, die schwindende Kraft mahnen dich laut an deine Sünde. Das Gewissen wacht in dir auf; du bereust und büßest. O, Gott vergibt dir! Was will er dich noch weiter strafen, den siechen Leib noch mehr beugen, den Schatten noch mehr ausmergeln? Gott verzeiht dir. Aber Jugendkraft, Jugendmuth, Gesundheit, Feuer, Leben, wo seid ihr? Kommt ihr nicht wieder, da Gott doch verziehen? Die sind dahin. Gott blickt dir Verlornem mit Schmerzen nach und kann dich nicht retten. Er will nicht deinen Tod. Aber so du sterben willst: Gott hat dem Menschen Feuer und Wasser vorgestellt; greife, zu welchem du willst. Der Mensch hat vor sich Leben und Tod; welches er will, das wird ihm gegeben werden. (Sirach 15, 16, 17). Der Mensch kann auch sterben; der Mensch kann auch Unglück, Elend und Tod wählen. Christus verzieh dem Schächer am Kreuze, aber der Schächer starb doch am Kreuze, starb in der Blüthe seiner Jahre, starb eines schmählichen Todes. O, leichtsinniger Jüngling, der du auf deine Gesundheit, auf dein Lebensglück losstürmest in dem Wahne, es werde vergeben: Nimm dein eigen Glück besser in Acht! O, leichtsinnige Tochter, die du dich nicht fürchtest vor der ewigen Verdammniß und vor dem Richterstuhl Gottes: Fürchte dich doch vor der eigenen Verdammniß und der Verwerfung in deinem Innern!

O, sündigen wir nicht! Sünde ist Tod, und was hilft dem Tod noch die Gnade! Sündigen wir nicht!

II.

Weihnacht.

Der heilige Weihnachtsgesang.

Text: Luc. 2, 14.

Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen.

In stiller Nacht hüten auf den Feldern Palästinas Hirten ihre Heerden. Voll glänzen am Himmel der Mond und die Sterne; ewig jung durchlaufen sie ihre Bahnen und erhellen die Nächte der alternden Menschen. Aber es war Nacht; stille Nacht umgab diese Hirten. Da erglänzte auf einmal himmlische Klarheit, und ein Gesang, ein wunderbarer Gesang tönte durch die Stille der Nacht. Engel, himmlische Heerschaaren sangen ein Lied: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!" Das war das Lied, welches die Engel in dieser heiligen Nacht sangen, und das wundersam wie Geisterwehen durch die Lüfte rauschte.

Der Heiland ist geboren: So durchläuft eine Kunde auch auf den heutigen Tag den Erdkreis. Und horch! in den Lüften rauscht es wieder, in den Lüften tönt es wieder: Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!

O, laßt uns hinzutreten und die heiligen Weisen vernehmen, in denen die himmlischen Heerschaaren singen! Unsere Herzen aber werden stille! So nur vernehmen wir die Klänge überirdischer Lieder.

I. Ehre sei Gott in der Höhe! Das ist ein Loblied der Engel auf Gott. Der Engel Geschäft ist Gott zu loben. Bei dem Propheten Jesajas heißt es von den Seraphim: „Und einer rief zum andern, und sprach: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth; alle Lande sind seiner Ehre voll! daß die Ueberschwellen bebten von der Stimme ihres Rufens." (6, 3. 4.)

Der Engel Geschäft ist, Gott zu loben. Sie loben ihn ob den hellen Sternen, mit denen er die Veste geschmückt; sie loben ihn ob der blühenden Erde, ob den Wassern im Meere; sie loben ihn ob dem Menschen, den er nur ein klein wenig minder gemacht als die Engel und mit Ehre und Herrlichkeit gezieret hat; sie loben ihn ob all' der Liebe und Güte, mit welcher er das Menschengeschlecht unaufhörlich segnet. O, hätten sie ihn nicht auch loben sollen, daß er ihnen einen Heiland und Erlöser gegeben?

Die Menschen gingen lange in der Irre; sie waren wie in der Fremde. Sie blickten hinauf zu der Veste, ob sie dort oben, unter diesem oder jenem leuchtenden Stern den verborgenen Gott erkennten. Sie blickten hinaus über die Erde, ob sie auf Bergen, in Meeren, im blühenden Busch, in der rauschenden Quelle, im brausenden Strom den verborgenen Gott entdeckten. Sie blickten hinein in die eigenen Gedanken, in das eigene Herz, ob sie ihn da fänden? Sie fragten die Zeichendeuter und Zauberer, beteten in Tempeln und auf Höhen vor Altären und stummen Götzen, opferten Brandopfer und Sühnopfer und fanden ihn doch nicht, den lebendigen, heiligen Gott.

Wohl hatte sich Gott vor undenklichen Zeiten einem besondern Volke, dem jüdischen Volke geoffenbart; Knechte und Propheten Gottes traten unter ihm auf und verkündigten ihm den lebendigen Gott. Aber der Mund der Propheten verstummte wieder; ihr Wort war in den Staub vergraben. Zur Zeit als der Heiland geboren, war das jüdische Volk verschmachtet und zerstreut wie eine Heerde, die keinen Hirten hat; zur Zeit als Jesus erschien, seufzte das jüdische Volk unter geistigem und leiblichem Druck, war in große Unwissenheit, in Sünde und Elend versunken. Aus dem jüdischen Volke traten keine Männer Gottes unter die Heiden auf, riefen nicht die Heidenwelt zum Gottesreiche herbei. Das jüdische Volk führte nur für sich ein abgeschlossenes Leben. Erst jetzt als der Erlöser kam, wurden diese engen Bande gesprengt; jetzt wurden alle Völker eingeladen zu dem großen Liebesbund; jetzt war der Anfang gemacht, alle Menschen auf Erden in ein großes Liebesreich zu vereinigen. Darum sangen die Engel: Ehre sei Gott in der Höhe, der solche Liebe an den Menschen erweiset! Ehre sei Gott in der Höhe, ob der Geburt dieses Erlösers!

„Da kam ein Heiland, ein Befreier,
Ein Menschensohn, voll Lieb und Macht,
Und hat ein allbelebend Feuer
In unserm Innern angefacht.“

Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden! Jetzt kommt, ihr Menschen, Friede auf Erden!

Auf Erden war nicht Friede. Die Frommen des Alten Testamentes hatten Frieden. Wer singen konnte: Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. „Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil“ (Psalm 73, 25. 26); wer singen konnte: „Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf grüner Aue, und führet mich zum frischen Wasser. Er erquicket meine Seele; er führt mich auf rechter Straße, um seines Namens willen. Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück: denn du bist bei mir; dein Stecken und Stab trösten mich“ (Psalm 23, 1—4). Wer so sprechen konnte, der hatte Frieden, ganzen, vollen Frieden. Aber das waren nur wenige erleuchtete Seelen, wenige ge-

heiligte Herzen. Die Mehrzahl der Menschen hatte diesen Frieden nicht. Die Mehrzahl der Menschen war gewiesen an das Blut der Thiere, und von dem Blute der Opfer kam kein Friede. Und wenn zur Zeit der Propheten ganze Schaaren diese Gnade Gottes ergriffen und gefunden hatten, diese Zeit der Propheten und Sänger war längst vorüber, als der Erlöser erschien; eine herrschsüchtige, weltlich gesinnte Priesterschaft wachte über dem Worte des Lebens.

Mit Jesus kam Friede. Das alte, verborgene Evangelium der Propheten und Psalmen von dem gütigen und barmherzigen Gott, der nicht unsern Tod will, sondern daß wir leben und uns bekehren, kam wieder. Jesus trug es auf die Gassen hinaus in alle Herzen und Häuser hinein. Mit Jesus kam Frieden. „Ein alter, schwerer Wahn von Sünde war fest an unser Herz gebannt." Jesus der Reine und Sündlose sprach zum Vater: Ich will ihre Strafe tragen, laß sie los, gib sie frei! Ich sterbe für sie. Und von seinem Kreuze herab kam Friede, ganzer, voller Friede in alle mühseligen und beladenen Herzen.

Ehre sei Gott in der Höhe! sangen die Engel. Gepriesen sei Gott in der Höhe für diese große, unaussprechliche Wohlthat, daß er den Menschen einen Heiland und Erlöser gegeben. Wahrhaftig, Gott hat ein Wohlgefallen an den Menschen; er liebt sie, er ist freundlich und gütig gegen sie, daß er ihnen diesen Erlöser, diesen Heil- und Friedenbringer geschenkt hat.

Gott hat ein Wohlgefallen an den Menschen. Er gibt ihnen Speise und Kleidung, läßt sie auf einer grünenden Erde wohnen, auf Bergen und in Thälern, in Ebenen und an Meeren. Er schmückt ihnen den blauen Himmel mit Sonne und Mond und dem Heere der leuchtenden Sterne. Er läßt Lüfte wehen und gibt Regen und Sonnenschein und führet die prächtigen Wolken an den Himmel. Gott liebt die Menschen. Er hat sie begabt mit wundersamen Sinnen, mit reichen Gaben des Geistes und Leibes, hat ihnen Künste und Wissenschaften gegeben und den Reiz, nach der Wahrheit zu forschen. Er gibt ihnen zu Führern leuchtende Geister, mächtige Helden in Worten und Thaten. Er liebt sie; er hat ihnen Jesum gegeben, den Anfänger und Vollender des Glaubens, den Bringer und Stifter des Christenthums mit allen seinen herrlichen Schätzen und Gaben.

II. Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen. So haben die Engel in jener Nacht gesungen, so singen sie noch immer, so singen sie in jeder Weihnacht über jedem Hause und Herzen.

Ehre sei Gott in der Höhe! O dürfen wir das auch mitsingen? Dürfen wir das alle mitsingen? Ist uns das Christenthum etwas, dafür wir Gott loben und preisen können? Freuen wir uns des Christenthums? Freuen wir uns, daß wir Christen

sind? Sind wir diese Christen? Leben wir zu Gottes Ehre und Ruhm? Dürfen wir Gott preisen? O, es ist etwas Großes, Gott preisen zu dürfen! Alle Welt lobt und preist Gott. Die Sterne, die Berge, die Meere, die Flüsse und Ströme, die Vögel, die Thiere des Feldes, jeder blühende Baum, jeder grüne Strauch, jede Blume preist Gott. Sind wir solche Geschöpfe, daß Gott von uns Lob will? Oder müßte er uns mitleidig oder mit Verachtung anblicken und zu uns sagen: Ich habe euch Gesundheit gegeben, und jetzt seid ihr so arme Geschöpfe! Ich habe euch geistige Gaben in das Herz gelegt, und ihr habt sie nicht benutzt, nicht entwickelt, nicht weiter gebildet. Ich habe gewollt, daß ihr brave und tüchtige Menschen würdet, das Gute liebtet, das Gute thätet, für euch und für die Mitmenschen die Wahrheit suchtet, etwas Nützliches schafftet, Freude hättet am Guten. Und ihr seid voll Neid, voll Schadenfreude, voll List, voll Unrecht. Ich habe gewollt, daß ihr, Vater und Mutter, eine brave Familie bildetet, eine ehrliche Ehe, daß ihr die Kinder zum Rechten und Guten anhieltet, ein kleines tüchtiges Gemeinwesen darstelltet, und jetzt führt ihr ein elendes Sündenleben! Von euch will ich kein Lob! Ihr sollt meinen Namen nicht im Munde führen, von euch will ich keine Feste. Euern Feiertagen bin ich gram.

F r i e d e a u f E r d e n! singen die Engel. O, wenn wir dieses Wort hören, jetzt, da man so viel von Krieg und Kriegsfurcht redet, wo man sich überall rüstet, die ausgesuchtesten, kunstreichsten Waffen erfindet, mit denen man sich tödten möge, jetzt, da man glaubt, es bedürfe nur eines Funkens, um die Welt in Brand zu setzen: da klingt der Engel Gesang wie ein Hohn, oder lieber: da tritt die Welt, die kalte, zornige Welt, diesem Himmelsgesang wie ein Hohn, wie ein Spott entgegen. Wie mögen wohl jene Großen der Erde, welche die Kriege beginnen, diese Lieder vom Weihnachtsfrieden vernehmen? Ob sie dieselben verlachen, verhöhnen, oder ob sie sich vor ihnen verbergen, von ihnen in ihrem Innern sich getroffen fühlen?

Friede auf Erden! O wie schwebt dieser Friede noch immer ü b e r der Erde, als ob er noch nie herabgekommen wäre, so ist sie eine unfriedfertige, zornige, in blutigem Kampfe sich befindliche Erde! Friede auf Erden, Friede jedem Herzen, jedem Hause! Blicket in eure Herzen! Wie viel unlautere Gedanken steigen da auf und trüben die Klarheit der Seele! Wie viel ungebändigte Leidenschaften und Begierden werfen uns aus der betretenen Bahn der Tugend und Mäßigung wieder heraus! Wie manche Angst ist noch immer in unserm Geist! Blicket in unsere Häuser! Wie mancher Mißton geht durch gute Ehen, Mißtöne, die, wenn wir völliger im Reiche Gottes wären, verschwinden müßten. Wie manche Klage über unsere Kinder auch in den bessern Haushaltungen! Und vollends in den bösen Ehen und Familien, wo offenbar Untreue herrscht, wo man den Erwerb elendiglich zu Grunde richtet, Eltern und Kinder einander

nicht lieben, die Ehegatten sich nicht mehr verstehen, heller Zank und Streit auflodert! O, was vernehmt ihr da von dem Worte: Friede auf Erden! Wie ein Hohn klingt da dieser schöne, liebliche Gesang über euern Häusern. Denn aus uns kommt der Unfriede, nicht aus der Armuth, aus der Krankheit, aus schweren Schicksalen. Er kommt aus der Sünde. Fromme Krankheit erweckt keinen Streit, sie wird mit Geduld und Ergebung getragen. Fromme Armuth wird ertragen mit Vertrauen. Schwere Schicksale, die Gott uns auflegt, machen demüthig und still. Krankheit, Körperschwäche, Siechthum, das wir durch ein lasterhaftes Leben uns zugezogen, die machen mürrisch, finster, erzeugen Vorwürfe auf Vorwürfe. Armuth, in die wir durch eigene oder der Unsern Trägheit und Liederlichkeit gerathen, die macht bitter und böse. Schwere Geschicke, die wir uns durch Unredlichkeit, Thorheiten oder Schandthaten zugezogen, die verbittern das Leben. Ein zornmüthiges, auffahrendes Wesen, das wir nicht bändigen und zügeln, ist die unheilvollste Mutter des Streites. Neid, Mißgunst, kleinliche, niedrige Gesinnung erzeugen Verstimmung; die Sünde ist die Mutter des Unheils. O, wer wird uns erlösen von dem Leibe dieses Todes! Die Engel sangen in jener heiligen Nacht: Friede auf Erden! Warum sangen sie das? Weil Christus geboren, Christus der Bringer des Friedens. Wo ein Herz sich hineingelebt hat in Christum, wo Christus lebt, sein Geist regiert, wo man zu ihm aufblickt, in der Liebe zu ihm selig ist, da ist Friede, keine Angst vor der Verdammniß, keine Mißgunst, keine Schadenfreude, keine kleinliche Gesinnung; da geizt man nicht nach eitler Ehre, nach den Gütern dieser Welt, da ist man nicht untreu, da braust man nicht in Zorn auf, da ist keine Unordnung, keine Verschwendung, keine Trägheit. Da ist Geduld, da ist Hoffnung, da kommt nach der Nacht des Todes ein froher Morgen der Auferstehung.

Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen! Dir dienen die Cherubim, Seraphim stehen vor deinem Thron bereit. Die himmlischen Heerschaaren umrauschen mit Liedern deine heilige Wohnung. Welten und Sonnen legen sich dir zu Füßen und lauschen auf deine Befehle. O, Herr Zebaoth, heilig, heilig, heilig, du hast eine Lust auch zu den Menschen, den Staubgebornen! Alles dienet deinem Wohlgefallen, alles ist zu deiner Verherrlichung da. Die ganze Schöpfung ist nur eine Ausbreitung, eine Entfaltung deiner Herrlichkeit. Alles Erschaffenen Ziel und Zweck ist Gottes Ehre. Fraget die Sonne, den Mond und alle Gestirne, wozu sie leuchten und mit welchen Gedanken sie an den Himmel gestellt seien; fraget die Berge, warum sie so hoch, und das Meer, warum es so weit; fraget die Blumen, warum sie so schön und die blühenden Bäume, warum sie behangen mit duftenden Blüthen? Sie werden euch alle die eine, nämliche Antwort geben: Warum wir so leuchten, warum wir so blühen? „Das thun

wir, o Mensch frage nicht fürder, Gottes, unseres Schöpfers Lob zu vermehren!" Zur Ehre Gottes. Ja, vor ihm legen sich die Sterne in Bündel, um ihn entfalten sich die Sterne zu Kränzen, ihn umfangen die Welten, vor ihm beugen sich die Seraphim, alles dienet ihm; alles jubelt ihm; er ist der Alleine, Glanz und Mittelpunkt aller Schöpfung; er allein herrlich und Herr. O, ihr Menschen, wollt ihr nicht auch beitragen zu seiner Verherrlichung, nichts thun, das ihm gefiele, nichts reden, woran er ein Wohlgefallen haben könnte?

„Dieß ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!" so erscholl einst eine Stimme über Jesum aus dem Himmel herab. Jesus stand da in seiner höchsten Vollendung, lebte in der innigsten Verbindung mit seinem himmlischen Vater, betete zu ihm, redete mit den größten Propheten der Vorzeit, mit Moses und Elias, redete mit ihnen „von dem Ausgang, welchen er sollte erfüllen zu Jerusalem", stand drin in der vollsten Wirksamkeit seines Lebens. Und so hatte er das Wohlgefallen Gottes.

Wie mögen wir Gottes Wohlgefallen erringen? Wenn wir mit Jesu verbunden sind, daß nicht wir leben, sondern er in uns, wenn wir lieben, was er geliebt, meiden was er gemieden, thun, was er gethan, dann ruht Gottes Wohlgefallen auch auf uns. Er betete. O, beten auch wir! Loben und preisen wir Gott um aller seiner Gaben und Gutthaten willen; rufen wir ihn an um Vergebung der Sünden, um Erleuchtung und Kraft! Jesus redete mit Moses und Elias. Reden wir auch mit den frommen Männern der vergangenen Zeiten; lieben und ehren wir alles Große und Schöne in der Welt, in Wissenschaft und Kunst, in Bildung und Gesittung! Der Herr Jesus stand in der vollen Wirksamkeit seines Erlöserberufes. Wir haben auch ein jeder unsere Aufgabe, unsere Arbeit, unsern Beruf. Thun wir diese mit Fleiß, füllen wir ihn aus mit Treue; wirken wir, so lange es Tag ist!

Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! So sangen die Engel über der Geburt des Erlösers. Ein heiliger, großer Gesang, in drei Worten das ganze Evangelium. In drei Worten jenes letzte, große Ziel, dem die Menschen entgegenringen, jener herrliche Zustand, in dem die Menschheit und alle Welt sich befinden soll: Ehre und Preis aus der Menschheit zu Gott aufsteigend. Friede auf Erden. Wie in der ganzen Schöpfung Alles in mächtiger Ordnung verläuft, so soll auch das reiche, manigfach gegliederte Menschenleben in schöner Ordnung dahin gehen. An den Menschen ein Wohlgefallen. Alles soll Gott zur Freude, zur Lust gereichen. Mit Freude soll er hinab auf seine Menschen schauen können.

O, daß auch wir einen Schritt näher kämen jenem schönen, herrlichen Ziele!

Der Menschen Antwort auf den Gesang der Engel.

Zweiter Weihnachtstag.

Text: Phil. 4, 8. 9.

Weiter, lieben Brüder, was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach. Welches ihr auch gelernt und empfangen und gehört und gesehen habt an mir, das thut; so wird der Herr des Friedens mit euch sein.

Ueber der Geburt des Erlösers tönte der Gesang: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und an den Menschen ein Wohlgefallen!“ Ist nun so die Erde voll des Lobes Gottes? Loben alle Menschen Gott? Haben alle Christen Freude am Christenthum? Leben alle so, daß ihr Leben Gott zur Ehre und zum Ruhme gereicht? Friede auf Erden! sangen die Engel. Ist dieser Gottesfriede unter uns, Friede unter den Völkern, Friede unter den einzelnen Menschen, Friede im eigenen Herzen? Und an den Menschen ein Wohlgefallen. Kann Gott an uns ein Gefallen haben? Leben wir so, daß unser Leben ihn freut? O, wie beschämend lautet die Antwort auf diese Fragen! Warum ist diese Gottesehre, dieser Friede, diese Gottesfreude nicht vorhanden? Antwort: Weil jener Engelsang immer noch nur über der Erde schwebt, und wir nicht einstimmen von der Erde hinauf, weil auf der Engel Strophe der Menschen Antistrophe fehlt.
Welches ist der Menschen Antwort auf den Gesang der Engel? Darüber lasset uns jetzt mit einander nachdenken.

„Geist des Friedens und der Liebe,
Bilde mich nach deinem Sinn,
Daß ich Lieb' und Sanftmuth übe,
Und mir's rechne zum Gewinn,
Wenn ich je ein Friedensband
Stiften kann, wenn meine Hand
Zur Erleicht'rung der Beschwerden
Kann dem Nächsten nützlich werden.“

Es heißt in unserm Text: „Was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach. Welches ihr auch gelernet und empfangen und gehört und gesehen habt an mir, das thut; so wird der Herr des Friedens mit euch sein.“ Das ist die Antwort auf den Gesang der Engel, die Antistrophe auf die Strophe, daß wir nachdenken allem, was wahrhaft, ehrbar, gerecht, keusch, lieblich, wohllautet, etwa eine Tugend, etwa ein Lob ist.

I. Die Wahrheit ist die erste Bedingung zum Frieden. Oder wollte Jemand Frieden ohne Wahrheit? Wer mit der Unwahrheit umgeht, der hat das beschämende Gefühl, daß er von Gott, der die höchste Wahrheit, die Quelle der Wahrheit ist, getrennt sei. Mögen wir bei der Unwahrheit irdische Vortheile, einen augenblicklichen Gewinn, eine vorübergehende Erleichterung finden, mögen wir es mit wenigern verderben, als wenn wir der reinen Wahrheit die Ehre geben: innerlich, vor unserm Gewissen, vor Gott fühlen wir uns verurtheilt. Unser Herz sagt uns, daß wir feige gehandelt haben.

Woher rührt so viel Streit in den Familien? Was macht das Verhältniß zwischen Lehrern und Schülern zu einem so unleidlichen und schwierigen? Was zerstört alle Freude, alle Liebe, alles Zutrauen, alle Sicherheit zwischen Herr und Arbeiter, Herrschaften und Dienstboten, Vorgesetzten und Untergebenen? Es ist überall die Lüge. Wer mich anlügt, der sagt mir dadurch in's Gesicht, daß er mich nicht achte, denn wir sind jedem Menschen die Wahrheit schuldig. Wer mich anlügt, der beleidigt mich tief; denn auch abgesehen vom Schaden und Nachtheil, den mir sein Lügen bringen kann, gibt er mir dadurch seine Verachtung zu erkennen. Jedermann darf fordern, daß man ihm die Wahrheit sage. Wenn es Menschenrechte gibt, ist die Wahrheit nicht das geringste derselben. Wer mich anlügt, der raubt mir wieder einen Menschen. Auf den Lügner kann ich mich nie verlassen, in keinem zweiten Falle, auch wenn er in diesem die Wahrheit spräche. Man traut ihm nicht. Auf den Lügner kann man sich in keiner Lage verlassen. Wer lügt, ist zu allem andern fähig. Er ist verloren für uns; wir müssen einen solchen Menschen, den wir vielleicht sonst gern gehabt hätten, aufgeben. Wir sind damit wieder im Glauben, im Glauben an die Menschheit ärmer geworden; wir sind mißtrauischer geworden, müssen uns immer mehr auf uns selbst, in engere Kreise zurückziehen, und das ist nicht gut. Weiter sollte unser Herz mit der Zeit werden, wachsen sollte unser Glaube können; vertrauensvoller statt mißtrauischer sollten wir werden. Die Lüge ist das Grab des ehlichen Friedens, das Grab des Friedens zwischen Kindern und Eltern. Wenn zwischen den Ehegatten die Lüge herrscht, so ist alle Sicherheit, alles Vertrauen, alle Liebe, alles gemeinsame Handeln dahin. Man beobachtet einander argwöhnisch, äußert sich gegen ein-

ander nur gerade so weit, als es Noth thut. Es ist kein inniges Verhältniß mehr möglich. Sollen wir das auch zeigen in Bezug auf Kinder und Eltern? Denket selber daran, wie es einem Vater zu Muthe sein muß, wenn er sich bei seinen Ermahnungen, bei seinem Nachfragen nicht mehr auf die Wahrhaftigkeit der Kinder verlassen kann. Fällt da nicht alles Ermahnen, alles Nachfragen in's Wasser? Er hat bei nichts einen festen Grund, darauf er bauen, da er seinen Hebel einsetzen könnte. Wie gestaltet sich bei der Unwahrhaftigkeit zwischen Dienenden und Herrschaften, Arbeitern und Arbeitgebern das ganze Verhältniß zu einem blos äußerlichen, kalten, todten Nützlichkeitswesen? Man lebt auf beständigem Kriegsfuße mit einander. Von Anhänglichkeit, Wohlwollen, freier Liebe, die über das Gesetz hinausgeht, kann keine Rede sein.

II. Zum Frieden gehört zweitens die Ehrbarkeit. Was ehrbar ist, dem denket nach, das thut, so wird der Herr des Friedens mit euch sein, so wird das Wohlgefallen Gottes auf euch ruhen. Wir sind heutzutage nicht mehr ehrbar, wie man es in frühern Zeiten war; gescheidter sind wir, aber die Ehrbarkeit ist nicht mehr vorhanden wie ehemals, das anständige, gesittete, schamhafte Benehmen; wir sind frecher, ungescheuter, roher geworder. Wir essen alle von dem Baume der Erkenntniß. Ja, das kann man, und geschickt wird man dann; die Augen gehen einem auf; aber die Einfalt des Herzens und Sinnes, die Demuth, die Bescheidenheit, die Unterwerfung unter rechtmäßige Ordnung, die Anerkennung nothwendiger und wirklicher Schranken geht verloren. Wir zerreißen alle Schleier. Ja, das können wir. Aber damit geht auch manches Schöne, Liebliche verloren. Wir sind dann am Ziele; zu glauben, zu hoffen, zu ahnen gibt es nichts mehr.

Was die Ehrbarkeit verletzt, verletzt auch den Frieden. Wie kann man in sich selber Frieden haben, der Schönheit, Ebenmaß, Lieblichkeit ist, wenn man roh, frech, unanständig redet und handelt. Muß man sich nicht in bessern Augenblicken vor sich selber schämen? Kann man Gottes gedenken, Gottes, der ein Gott der Ordnung, des Maßes, der Schönheit ist? Unehrbares Wesen zerstört das gesellschaftliche Leben. Ist es einem wohl in einer Gesellschaft, liebt man solche Gesellschaften, wenn man keinen Augenblick sicher ist, wenn ein roher Ausdruck, ein roher Auftritt erfolgt? Unehrbares Wesen ist eine häufige Ursache des Unbehagens und Streites in den Familien. Ist häusliches Glück möglich, wenn Mann und Weib bei jeder Kleinigkeit sich rohe Worte geben? Können die Kinder gebildet, gut erzogen werden, wenn sie von Vater und Mutter rohe Ausdrücke hören, rohe Thaten sehen? Gibt es ein glückliches Vater- und Mutterleben, wenn die Kinder roh und unanständig mit ihnen umgehen? Dient es zur Veredlung der eigenen Seele, zum Segen der Kinder, wenn über an-

dere Menschen, über Lehrer, Seelsorger, Vorsteher, frech und lügenhaft geredet wird? Muß nicht unsittliches, unanständiges Reden das Gemüth mit unreinen Bildern anhäufen, unschuldige Kinderseelen geradezu verpesten? Unehrbares Wesen ist eine trübe, dunkle Quelle der Sünde.

III. Beim Frieden muß drittens Gerechtigkeit vorhanden sein. Woher kommt der meiste Unfriede? Von der Ungerechtigkeit. Darüber brauche ich wohl nicht viel zu sagen. Denn könnten wir in unserm Innern, in unserm Gewissen, vor Gott Frieden haben, wenn wir ungerecht sind, stehlen, lügen, betrügen, wenn wir an die Stelle des Rechts die Gewalt setzen, gewaltthätig nehmen, was dem Andern gehört, einander übervortheilen, den Schwachen, den Armen unterdrücken? Können wir Frieden haben, wenn wir parteiisch sind, wo wir gleiches Recht handhaben sollten, wenn wir die Person ansehen statt die Sache, Geschenke geben und Geschenke nehmen in schlechter Sache? Woher rührt so viel Unfriede in den Häusern? Weil ein Vater gewaltthätig ist, statt gerecht, weil dieses oder jenes Kind Gewalt übt gegen die Andern; weil der Vater, die Mutter zu schwach sind, gegen alle Kinder das gleiche Recht zu halten; weil sie dieses oder jenes bevorzugen, dieses oder jenes in seiner Ungebundenheit, in seiner Frechheit, in seinem Müssigang gewähren lassen. Es wohnt eben ein tiefer Trieb nach Gerechtigkeit, nach gleicher Behandlung im Menschen. Woher rührt so viel Streit unter Bürgern, Nachbarn, Geschäftsleuten? Allerdings weil manches Verhältniß unklar ist, ungenau besprochen, ungenau geschrieben, weil diese oder jene Angabe vergessen wurde. Ja; aber sehr viel Streit rührt her von offenbarer Gewaltthätigkeit; man will einmal nehmen, was einem nicht gehört. Unrecht und Gewaltthätigkeit sind die größten Quellen des Unfriedens. Woher kommt der Krieg? Von der Ungerechtigkeit; weil einer nehmen will, was ihm nicht gehört; weil die einen glauben, sie seien zum Herrschen und alle Andern nur zum Gehorsam da. Wider das wehren sich freie Männer. Woher kamen früher so viel Kriege? Von den schnöden Eroberungen. Herrscher, Nationen standen auf, überzogen andere mit Krieg und mit dem Recht des Stärkern nahmen sie ihnen Freiheit und eigenes Regiment, Land und Leute. Es war, auch wo es jetzt noch vorkommt, nichts anderes als gemeiner Raub und Mord, nur daß er im Großen betrieben wurde.

IV. Was keusch ist, dem denket nach, das thut! Das ist das vierte, das zum Frieden gehört. Unkeuschheit mag dem sinnlichen Menschen schmeicheln, ist dem Fleisch angenehm, ist ein Augenblick Genuß. Aber Friede kommt durch die Unkeuschheit nicht. Unser Gewissen wird befleckt; es kommt eine fortwährende Angst über uns. Theuer müssen diese Sünden bezahlt werden. Mit einer unerbittlichen

Strenge und mit hohen Zinsen werden die Forderungen der mißachteten Gesundheit, der zertretenen Sittlichkeit, der vergeudeten Kraft eingetrieben. Die Unkeuschheit schwächt unsere Kraft und damit gehen Frohsinn, der Muth, die Tapferkeit verloren. „Rechts zu Ehre, Ruhm und Kraft; Links Genuß und Leidenschaft." Eine Jugend, durch welche das Gift der Wollust schleicht, ist ein Wald, der von einem Brand verheert wird, eine Frühlingspracht voll weißer Blüthen, über die der Frost gegangen ist. Eine Bevölkerung, an der das Gift der Wollust zehrt, ist eine matte, freudlose, verpestete Bevölkerung. Untreue in der Ehe mag ein reizender, spannender Zustand sein, neuen Genuß, erhöhten Genuß bringen, aber ist eine Blüthe, die eine bittere Frucht bringt, ein Sodomsapfel, der außen schön, inwendig voll Staub ist. Untreue in der Ehe bringt Unfriede. Hier sitzt die böse Wurzel so vielen Streites, so vieler Kälte, Oede und Leere im häuslichen Leben; hier ist die trübe Quelle, welche die reinen Wasser, das früher glückliche Leben tödtet und zerstört. Unkeuschheit entnervt ganze Völker; Völker sind an ihr zu Grunde gegangen. Junge Leute, wollt ihr den Frieden euerer Seele bewahren, hütet euch vor diesem Feinde, beflecket euere Unschuld nicht. Wollt ihr mit ganzer Kraft in den Stand der Ehe eintreten, in ein tüchtiges, genußreiches, glückliches Leben, so bleibt in euern Reden, in euerm Benehmen rein! Ehegatten, wollt ihr den Frieden euch bewahren, laßt diesen Feind nicht euch trennen. Wollt ihr Friede in euerm Gewissen, Friede vor euern Kindern, euch die frohe Hoffnung bewahren, daß auch sie nicht fehlen werden, so haltet euere Ehe ehrlich! Wollt ihr am besten für eueres Kindes Glück sorgen, so hütet sie sorgfältig vor unordentlichen Anläßen, Reden und Gelegenheiten; ihre Unschuld sei das köstlichste Gut, das ihr ihnen bewahrt!

V. Wollt Ihr Frieden, so denket nach, so thut fünftens alles, was lieblich, wohllautet, irgend ein Lob, irgend eine Tugend ist. Wir fassen das zusammen unter dem Ausdruck: Das Schöne. Auch das im Aeußerlichen Schöne gehört zum Frieden. Man läßt in dem ernsten sittlichen Wesen gar oft das Schöne bei Seite, hält das nur so für eine Nebensache, oder gar für etwas Weltliches und Sündliches. Das Wahre sei die Hauptsache und das Gerechte und das Keusche; das Ehrbare streift schon mehr an das äußerlich Schöne. Ja das Wahre, das Gerechte, das Keusche ist die Hauptsache. Aber es kommt doch vor, daß in Familien, da Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Keuschheit herrschen, noch etwas mangelt, noch nicht der rechte, schöne Friede, das wahre Behagen ist. Es gibt freilich allerhand Leute. Aber ich gestehe, ich könnte in manchem Hause trotz aller Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Keuschheit nicht leben. Wo keine Ordnung ist, wo alles durcheinander geworfen wird, wo keine Reinlichkeit ist, wo Schmutz ist, wo die Kinder nicht gewaschen sind,

und das Weib, wenn es auch ein gerechtes Weib ist, die Haare nicht kämmen mag, da hielte ich es nicht aus. Muß es einen wundern, wenn es an solchen Orten trotz der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit manchmal unschön, häßlich zugeht? Wahrlich zum Frieden sind gar viel Dinge nöthig, nicht blos jene obigen wichtigsten Grundsätze, so wenig als die leeren Balken schon das Haus wohnlich machen. Von diesen anscheinend kleinen Dingen oder Nebensachen kommt uns unendlich viel Unlust, Verdruß, Aerger, oder Freude und Friede. Diese anscheinend kleinen Dinge sind gar geschäftige Handlanger, die uns das Leben schön oder unschön, friedfertig oder unfriedfertig machen können. Ich erinnere nur an das Singen. Was kann nicht das Singen, ein kleines Musikinstrument, das wir spielen, verschönern! Ein schönes Lied, wie zerstreut das die finstern Gedanken, die ängstlichen Sorgen, die vorzeitige, überflüssige Furcht. Wie breitet das eine heitere, fröhliche Stimmung über alles aus! Wie ist uns wohler in einer freundlichen Stube als in einem schmutzigen Winkel! Wie bleibt der Mann eher daheim, wenn das Weib schön und reinlich gekleidet ist! Wie manches Zornwort, Drohwort bleibt weg, wenn im Hause Alles an seinem Orte steht, alles zur rechten Zeit geschieht, wenn um das Haus alles lieblich und freundlich aussieht! Wie viel besser geht es im Hause, wenn Sparsamkeit und weises Haushalten herrschen; denn diese sind auch Schönheit und Ordnung. Wenn die Ausgaben mit den Einnahmen im rechten Verhältniß stehen, nichts über den Stand hinausgeht, so ist das nichts Anderes als Schönheit, Ordnung, Uebereinstimmung, Symmetrie. Das Liederliche, Verschwenderische ist auch das Ungeordnete, Unschöne, Unsymmetrische. Also auch das äußerlich Schöne, eine reine Stube, weiße Vorhänge, ein sauberer Boden, ganze Stühle, ein paar Blumentöpfe vor dem Fenster, eine Reihe schöner Bücher und Bilder, Gesang und Musik dienen zum Frieden.

Die Engel im Himmel haben gesungen — hört es! — gesungen, in schöner Weise verkündigt: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Auf diesen Gesang müssen wir, wenn wir den Frieden wirklich wollen, wenn Gott ein Wohlgefallen an uns haben und alles, was wir sind und thun, zu seiner Ehre gereichen soll, eine Antwort haben. Und welches ist diese unsere Antwort? Wir müssen nachdenken Allem, was wahrhaft, ehrbar, gerecht, keusch, lieblich, wohllautet, irgend ein Lob, irgend eine Tugend ist und es thun.

Wir leben in einer Zeit großer materieller Erwerbungen und Entdeckungen. Ich will all' das Gute, das der Menschheit von daher kommt, nicht gering schätzen. Aber, was der Welt am meisten zum Frieden dient, sind nicht diese materiellen Güter und Entdeckungen. Oder was helfen alle diese Güter wenn die Unwahrheit, die Ungerechtigkeit, die Gewaltthätigkeit herrscht, wenn Wollust und Rohheit alles

Gesunde und Schöne zerstören! Friede kommt der Welt, wenn die Wahrheit immer mehr anerkannt und geehrt wird, wenn die Lüge und die Falschheit schwinden; Friede kommt der Welt, wenn die Gemeinheit und Frechheit aufhören, wenn die Verhältnisse zwischen Kindern und Eltern, Dienstboten und Herrschaften, Arbeitern und Herren, Volk und Obrigkeit ehrbare, anständige, billige, von christlichem Geiste erfüllte werden, wenn Achtung und Ehrfurcht wiederkehren. Friede kommt der Welt, wenn an die Stelle der Gewaltthätigkeit, der List und des Unrechts, das Recht, strenge Gerechtigkeit tritt, Gerechtigkeit gegen Hohe und Niedere. Friede kommt der Welt, wenn durch ein mäßiges, nüchternes Leben Kraft und Gesundheit an die Stelle der Verweichlichung treten. Friede kommt der Welt durch Alles, was lieblich, wohllautet, irgend ein Lob, irgend eine Tugend ist.

Es werden nun einige sagen: Wenn wir das Alles thun und auch selber thun müssen, alles das, was auch das Alte Testament uns vorschreibt: Wahrheit, Gerechtigkeit, Ehrbarkeit, Keuschheit, was haben wir dann voraus vor dem Volke der Juden, was haben wir von der Freudenbotschaft der Weihnacht? Ihr werdet doch glauben wollen, daß man ein seliger, glücklicher Mensch sein könne, ohne diese alttestamentlichen Tugenden, ohne eigene Anstrengung und Arbeit und durch Nichtsthun. Das wäre eine bequeme Religion. Aber ihr sagt: Die Freudenbotschaft der Weihnacht, die Freudenbotschaft von der Versöhnung des sündigen Menschen mit Gott, bewirkt alle diese Dinge von selbst. Wenn die Botschaft kommt: Christus ist geboren, ein Erlöser ist uns gegeben, dann stellen sich alle diese lieblichen Dinge von selbst ein. Ja, wir sind auch der Meinung Luthers: „Der Glaube fragt nicht, ob gute Werke zu thun seien; sondern ehe man fraget, hat er sie gethan und ist immer im Thun." Aber bei allem Glauben, bei aller innerer Seligkeit, bei allem Frieden, den wir haben, müssen wir doch alle diese Dinge kennen, muß der Friede, die Seligkeit, der Glaube, gewissermaßen zum Verstande, zum Bewußtsein kommen. Nur ein bloßer Drang genügt nicht. Wir beobachten ja oft, daß Leute mit der tiefsten, herzlichsten Liebe doch oft noch irren, Mißgriffe thun, dieß und das unterlassen, das zum Frieden diente, dieß und das thun, das den Frieden stört. Wir sehen oft, daß in Familien beim besten Willen, bei der lautersten Gesinnung, bei der wärmsten Liebe noch viel Störungen vorkommen. Wir beobachten, daß durch kleine Dinge der Friede sehr oft getrübt wird. Das Leben mit den Menschen, das Leben in allerhand Verhältnissen erfordert eben allerhand Kenntnisse, und hat vielerlei Pflichten. Wir müssen diese Dinge kennen, die zum Frieden in dem Leben mit unsern Mitmenschen in engerm und weiterm Verbande gehören.

Sodann geben wir uns doch oft auch mancher gefährlichen Täuschung hin, indem wir nur im Glaubensleben schwärmen. Wir vernehmen die Botschaft vom Himmel von der Versöhnung des armen

sündigen Menschen mit Gott, freuen uns derselben; aber die Macht der Sünde in uns ist so groß, daß diese Freude sie nicht überwindet. Oder wir nehmen es mit der Sünde nicht ernst genug. Wir lassen das Böse nebenher mitgehen, kämpfen nicht genug wider die Sünde, wollen es nur leicht und schön haben.

O, es ist gewiß für alle heilsam, daß wir es uns recht oft und ernstlich vorhalten: Ohne daß wir daran denken, ohne daß wir thun, was wahrhaftig, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, wohllautet, etwa eine Tugend, etwa ein Lob ist, gibt es keinen Frieden, gibt es kein Wohlgefallen, das Gott an uns haben könnte, gibt es keine Ehre, die wir Gott darbringen könnten.

O, möchte auf den Gesang der Engel immer mehr aus unsern Herzen heraustönen, was wahrhaftig, gerecht, ehrbar, keusch, lieblich, irgend ein Lob, irgend eine Tugend ist! Amen.



III.

Jahreswechsel.

Wie wir das Dahineilen unserer Jahre betrachten sollen.

Am letzten Sonntag des Jahres.

Text: 2. Cor. 5, 1—10.

Wir wissen aber, so unser irdisches Haus dieser Hütte zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben von Gott erbauet, ein Haus nicht mit Händen gemacht, das ewig ist, im Himmel. Und über demselbigen sehnen wir uns auch nach unserer Behausung, die vom Himmel ist, und uns verlanget, daß wir damit überkleidet werden; so doch, wo wir bekleidet, und nicht bloß erfunden werden. Denn dieweil wir in der Hütte sind, sehnen wir uns und sind beschweret, sintemal wir wollten lieber nicht entkleidet, sondern überkleidet werden, auf daß das Sterbliche würde verschlungen von dem Leben. Der uns aber zu demselbigen bereitet, das ist Gott, der uns das Pfand, den Geist gegeben hat. Wir sind aber getrost allezeit und wissen, daß, dieweil wir im Leibe wohnen, so wallen wir dem Herrn. Denn wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. Wir sind aber getrost und haben vielmehr Lust außer dem Leibe zu wallen, und daheim zu sein bei dem Herrn. Darum fleißigen wir uns auch, wir seien daheim oder wallen, daß wir ihm wohlgefallen. Denn wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, auf daß ein jeglicher empfange, nach dem er gehandelt hat bei Leibes Leben, es sei gut oder böse.

„Unser Leben ist ein Dampf, der eine kleine Zeit währet, bald aber verschwindet, und wie eine Blume auf dem Felde, die eine kleine Zeit blühet, bald aber zerreißt." Wir entstehen und vergehen dann wieder, wenigstens als die Wesen, als die wir einst geboren wurden und eine Zeit lang lebten. Wir ragen eine Strecke weit in die Welt, in den Raum hinein und ziehen uns dann wieder oder werden wieder zurück gezogen. Dieses unser Vergehen tritt uns am lebhaftesten entgegen bei den sogenannten Jahresscheiden. Unser Leben geht mit jedem Tage dahin. Aber weil man nicht mit jedem Tage abschließt, sondern eine Reihe von Tagen zu einer Einheit zusammenfaßt, diese den gleichen Namen trägt und gewissermaßen eine Gegenwart bildet, so wird man des täglichen Zerrinnens der Zeit nicht gewahr, bevor

ein solcher Abschnitt dahin ist, und man wieder ein neues Jahr zählt. Erst wenn das Jahr vorüber und ein neues beginnt, gewahren wir es, daß wir unterdessen auch älter geworden, daß ein großes Stück unseres Lebens dahin sei, daß unser Schifflein auf dem Meere, über welchem die Menschen ihre Linien gezogen, wieder zu einer weitern Nummer gekommen sei.

Was sollen wir zu diesem Dahineilen unserer Jahre sagen? Sollen wir trauern, daß ein Jahr nach dem andern vergeht, oder sollen wir uns freuen? Darüber lasset uns jetzt miteinander nachdenken.

„Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge geworden und die Erde in die Welt geschaffen wurden, bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit, der du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommt wieder Menschenkinder. Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache. Du lässest sie dahin fahren, wie einen Strom, und sind wie ein Schlaf; gleichwie ein Gras, das doch bald welk wird, das da frühe blühet und bald welk wird und des Abends abgehauen wird und verdorret. Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden!" Amen.

I. Wir fragen also erstens: Sollen wir klagen, daß unsere Jahre, eins nach dem andern, dahin gehen, daß auch dieses Jahr wieder zu Ende ist? Das ist im Grunde eine ungehörige Frage. Wir sind als vergängliche Wesen und zu vergänglichen Wesen geschaffen; es ist uns eine Dauer von 70 bis 80 Jahren bestimmt, und hernach der Tod. Was aber von Gott geordnet ist, das ist Alles recht und gut, auch ist von Gott dafür gesorgt, daß wir seine Ordnung überall als das Rechte und für uns Gute erkennen. Und so werden wir uns ohne Klagen, willig darein ergeben und das Gefühl haben, es sei das Rechte und Gute, wenn wir nach einer Lebensdauer von 70 und 80 Jahren abberufen werden. Allerdings das Sterben selber ist und bleibt etwas Ernstes, wie auch der Apostel in unserm Texte gewünscht hätte, er möchte, ohne durch das dunkle Thal des Todes durchzugehen, gleich bei lebendigem Leibe verwandelt werden zu einem andern Leben; das Unsterbliche, das neue Leben möchte über sein bisheriges irdisches Leben wie ein neues Gewand kommen und das Sterbliche verschlingen, verwandeln in Unsterblichkeit. Natürlich wurde ihm dieser Wunsch so wenig als irgend einem andern Sterblichen gewährt; er mußte die Schatten des Todes auch über sich ergehen lassen. Der Tod ist ein Ereigniß, das mit unserm endlichen Leben zusammenhängt, etwas das wir mit dem Leben in den Kauf nehmen müssen, wie auch die Geburt ein Vorgang ist, der dem menschlichen Geschlecht nicht abgenommen wird. Also wenn unser Leben richtig und natürlich verläuft, wenn wir Kindes- und Jünglings- und Mannes- und Greisenalter durch-

gemacht und auch Kindes- und Jünglings- und Mannes- und Greisengeschäfte, und auf jeder Stufe unsere Bestimmung erfüllt haben, so werden wir ruhig und getrost sterben. Wir haben unsere Bestimmung und unser Ziel erreicht, und mehr will Niemand und mehr kann Niemand wollen. Wer mehr will, der ist unbescheiden, dem gehört seine Todesfurcht. Wer sein Leben so durchgemacht hat und er stürbe nicht gern, von dem würden wir sagen: du hast deine Bestimmung nicht erreicht, du hast in deinem Leben gefehlt, du bist nicht weise geworden, du stirbst als ein Unvollendeter und Mangelhafter; du hast nicht gethan, was du hättest thun sollen, bist nicht geworden, was du hättest werden sollen; bist nicht reif, sondern starbst trotz deines hohen Alters unreif, und unreif sterben ist nicht gut. Du stirbst mit deinem Leibe, weil es der nicht länger aushalten kann, aber nicht mit deinem Geiste. Du selber stirbst nicht; du stirbst eines gewaltsamen Todes, du stirbst nicht freiwillig; du wirst überfallen, du wirst getödtet. Getödtet werden ist aber nicht gut. Selber sterben, willig sterben, als reife Frucht zur Erde fallen, als welkes Blatt sanft vom Stengel gelöst werden, das heißt man wohl sterben.

Also klagen darüber, daß man vergeht, daß man einmal stirbt, wird Niemand, kann natürlicherweise Niemand, denn das ist unsere Bestimmung, und was unsere Bestimmung ist, das ist recht und gut. Oder, wenn so der Mensch von Stufe zu Stufe abnimmt, schwächer wird, alle Liebe zum Leben mehr und mehr verliert; alle Fähigkeiten, das Leben zu genießen, im Leben zu wirken, nach und nach bis zum Erlöschen schwinden; Blick und Haltung zur Erde sich neigen, der Leib immer mehr an Aussehen und Wesen Erde wird: ist es dann nicht das Natürlichste, Richtigste, Beste, daß er noch den letzten Schritt thue und ganz ausruhe, ganz Erde werde? Anders natürlich ist es, wo man nicht in jener von Gott geordneten regelmäßigen Weise nach 70 und 80 Jahren stirbt, wo man nicht wie ein welkes Blatt vom Baume gehoben wird, wie eine reife Frucht dem Gärtner in den Schooß fällt. Anders ist es mit dem unzeitigen Tode, mit dem unnatürlichen Tode, mit dem gewaltsamen Tode, da man von einem Froste geknickt oder von einem Sturm überfallen, grün und blühend zur Erde geworfen wird. Anders ist es, wenn man aus kräftiger Jugend, aus Mannesjahren herausstirbt. Wo schwächliche Kinder sterben, deren Kraft von Anfang den widerstrebenden und entgegenkämpfenden Einflüssen nicht gewachsen war, so ist das kein unnatürlicher Tod. Der Schöpfer streut tausend Keime aus, und in keinem Gebiete kommen alle zur Entwicklung, in manchen von Tausenden kaum einer. Bei dem Menschengeschlechte ist es allerdings etwas anderes; da soll der Geist diesem Naturzustande entgegentreten, da soll es immer besser werden; aber aufhören wird diese Regel gewiß auch in der menschlichen Schöpfung, daß nicht alle, die das Licht der Welt erblicken, in diesem Licht auch wandeln, lange wandeln, 80 Jahre

lang wandeln, nie. Aber wenn gesunde und rüstige Kinder durch irgend ein unglückliches Ereigniß, eine schnelle Krankheit weggerafft werden, so ist da allerdings Grund zum Klagen. Wo der Tod in das volle Leben plötzlich eintritt, da sind es dann die schweren Geschicke, die uns niederbeugen, das sind die Ereignisse, gegen die wir uns wehren sollten, so weit wir es können. Aber auch diese werden wir nie wegzubringen im Stande sein. Die werden in dieser endlichen Welt, in der doch zumeist alles auf Erhaltung des Großen und Ganzen abgesehen ist, immer vorkommen. Wo sie eintreten, da gibt es nichts Anderes als sich beugen unter Gott, dem die ganze Welt gehört, der gegeben hat und die Macht hat, auch wieder zu nehmen. Da gibt es nichts Besseres, als die zerbrochenen Scherben in Ehren halten, aus den Ueberresten wieder so viel Glück zusammenflicken als möglich ist, aus dem Unglück den Segen ziehen, den Gottes Weisheit wieder an jedes Unglück geknüpft hat. „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen." Wir müssen Gott lieben, ihn zu lieben nie aufhören. Sonst aber, wenn wir anders als in den oben angeführten Fällen sterben, sollen wir nicht klagen, daß unser Leben vergeht und ein Jahr nach dem andern zerrinnt. Wo geklagt wird, da ist unsere Sünde, unsere Mangelhaftigkeit Schuld. Oder sehen wir nur nach, wo man klagt, und wir werden finden, daß es immer da geschieht, wo wir es in diesem oder jenem Stück haben fehlen lassen.

Wer klagt, oder muß klagen, daß ein Jahr nach dem andern hingehe? Wer klagt, daß auch dieses Jahr wieder zu Ende sei? Wer muß seufzen, wie's in unserm Liede heißt: „Ach, wiederum ein Jahr verschwunden!" So müssen alle jungen Leute klagen, welche im vergangenen Jahre und in so manchem frühern nichts gethan und nichts gelernt haben. Die Jugendzeit ist kein Mittel nur für eine andere und spätere Zeit unseres Lebens, keine Stufe, über die wir nur schnell und verächtlich hinwegschreiten sollten, um schnell zu etwas Anderem, zum eigentlichen Leben zu gelangen. O, die Jugend ist nicht der schlechteste Theil unsers Lebens, ist Zweck und ein herrliches Ziel. Aber gleichwohl ist sie bei ihrer eigenen Bedeutung und Herrlichkeit doch auch wieder Vorbereitungs- und Lernezeit für das spätere Leben wie keine andere. Wir eignen uns später Kenntnisse und Fertigkeiten und fremde Erfahrungen nicht mehr so leicht an, indem wir zu sehr ausgeprägte und abgeschlossene Wesen geworden, zu selbstsüchtig und ehrsüchtig sind, nicht mehr so offen und unbefangen, nicht mehr diesen idealen Sinn haben. Wer daher von seiner Jugendzeit ein Jahr verliert, verliert nicht blos ein Jahr seines Lebens, überdieß eines der schönsten Jahre seines Lebens, er verliert viele Jahre. Ja, wer von Euch jungen Leuten sich heute das Zeugniß geben muß, daß er im vergangenen Jahr nichts gelernt, nicht weiser geworden, nicht tüchtiger in seinem Berufe, nicht ein edlerer Mensch, der seufze billig: „Ach wiederum ein Jahr verschwunden, Ein Jahr und kommt nicht

mehr zurück!“ Denn er hat einen kostbaren, wichtigen Theil seines Lebens verloren.

Wer muß klagen, daß ein Jahr nach dem andern dahin gehe, daß auch dieses Jahr wieder vergangen sei? So müssen die Eltern klagen, welche an ihren Kindern ihr Erzieher- und Seelsorgeramt nicht verwaltet haben, welche Stunden und Tage, Wochen und Monate vorbeigehen ließen, ohne den Samen des Guten und Rechten in ihrer Kinder Herzen gelegt zu haben, an tausend Gelegenheiten vorbeigingen, bei denen sie die Kinder für das Schöne und Gute hätten begeistern oder vor dem Unedlen und Gemeinen hätten warnen und bewahren können. So müssen die Eltern seufzen, welche ihre Kinder wegen jeder geringfügigen Ursache von der Schule fern hielten und so den Geist der Unordnung in den Kindern pflanzten und die kostbare Zeit, zu lernen, für ihre Kinder versäumten. So müssen seufzen die Eltern, welche in sträflicher Gleichgültigkeit zusahen, wie böse Gesellschaft, böse Gelegenheit, schlechte Orte die Kinder zusehends verderbten.

Wer muß klagen, daß wiederum ein Jahr verschwunden sei? So müssen die unglücklichen Ehegatten klagen; die noch nicht gelernt haben, sich das Leben erträglich und freundlich zu gestalten, die es noch nicht empfunden haben, daß sie von Gott die Verpflichtung übernommen, auch abgesehen von eigenem Belieben, von eigenem Wohl oder Weh eine sittliche Lebensordnung, einen Kreis des menschlichen Lebens darzustellen, in welchem die Ordnungen und Werke Gottes am herrlichsten zur Erscheinung kommen. „O, wie manches Jahr wird noch hingehen müssen, bis wir einander verstehen, bis wir über Kleinliches und Geringes uns hinwegsetzend das Große in's Auge fassen und bei allem unserm Thun uns fragen; was der Wille Gottes an uns sei! O, werden wir nie dahin gelangen, daß wir mit freudigem Blick auf ein vergangenes Jahr zurückschauen und mit freudigem Blick einem kommenden entgegenblicken! Soll es umsonst sein, daß Gott ein Jahr nach dem andern uns sendet, ein Jahr nach dem andern in guter Gesundheit uns verleben läßt! Müssen wir in Unfrieden und Sünde unsere Jahre zubringen bis das Letzte kommt und es heißt: Bis hieher und nicht weiter! Hier sollen sich legen die hochgehenden Wogen eueres Streites!

Wer muß klagen, daß wieder ein Jahr verschwunden sei, daß auch dieses wieder seinem Ende genahet? So müssen klagen alle Leichtsinnigen und Trägen, die bestimmt waren, in der Welt etwas Gutes zu schaffen, eine Spur ihres Daseins zurückzulassen, Saaten zu ziehen für ein ewiges Leben, und die ihre Zeit mit Nichtsthun umgebracht und ihre Kraft mit Schlechtem. Wer ohne Beruf ein leeres Freudenleben, ohne Tugend ein bloßes Leben der Sünde lebt, nichts erworben, nichts erarbeitet, dem Gemeinwesen und den Seinigen nichts genützt, auf dem Boden, auf den ihn der Zufall abgelegt hat, liegen geblieben ist; o, der seufze billig:

„Ach, wiederum ein Jahr verschwunden,
Ein Jahr, und kommt nicht mehr zurück!
Ach, mehr als achtmal tausend Stunden
Sind weg als wie ein Augenblick!
Weg meine Tugenden und Sünden!
Doch nein, der Richter aller Welt
Läßt jegliche mich wieder finden,
Wann er vor seinen Thron mich stellt."

Ihr seht, es ist nicht gut, wo man klagen muß, daß ein Jahr nach dem andern vergehe; nur der Schlechte, der Sünder, der Träge, der Gleichgültige muß das. Wie nun? Sollen wir uns freuen, daß unsere Jahre, unser Leben so schnell und unwiederbringlich dahinfliegt? Sollen wir ausrufen: Gottlob! daß das so ist? Gottlob! daß wiederum ein Jahr verschwunden! Auf diese Frage lasset uns zweitens antworten.

II. Wer freut sich, daß die Jahre eins nach dem andern schnell dahin gehen? Ihr werdet finden, daß es auch hier nicht die Rechten sind, die sich freuen, daß das Leben so schnell vergeht. Oder wer ruft: Gottlob, daß wiederum ein Jahr verschwunden! So rufen die Armen. Nicht alle Armen, nicht alle Armen, die man unter diesem Namen zusammen faßt. Viele hangen auch sehr am Leben. Sie reden vom Gernsterben, aber wenn es dazu kommt, wehren sie sich meistens auch. Aber wenigstens empfinden sie keine Reue; sie sehen dem Zerrinnen des Lebens mit gleichgültiger Miene zu; sie wünschen es nicht zurück. Es ist ihnen recht, daß das Jahr vergangen, es hat ihnen nicht viel Gutes gebracht. Aber wer in großer Dürftigkeit leidet, ohne eigenes Verschulden, ohne Aussicht, daß es je besser mit ihm werde, ruft mit größerm Ernst: Gottlob! Wiederum ein Jahr Armuth weniger.

Ein noch tiefer gefühltes Wort ist dieses Gottlob bei den Kranken, bei den schwer und unheilbar Kranken, bei den Kranken, die schon lange auf ihrem Lager gelegen, schon lange auf Besserung gehofft, die nie eintreten will; bei Kranken, die wie es oft vorkommt, das Gefühl haben müssen, sie seien ihren Eigenen nur zur Last und seien diesen Eigenen unwerth. O, wer dieses drückendste Gefühl noch zu seiner Krankheit hinzu nehmen muß, oder in seiner Krankheit so gar verlassen ist, daß ihn Niemand besucht, daß Niemand um seinen Zustand sich theilnehmend bekümmert, wer so allein krank sein muß und vielleicht im Sterben noch allein ist: wenn dem die Feierabendglocken ein krankes Jahr ausläuten, der spricht vom Herzen: Gottlob, daß du vorbei bist, armes, langes Jahr der Krankheit und der Schmerzen! O, wenn es in diesen Tagen des Jahreswechsels um euch wimmelt, ihr glücklichen Menschen, von allerhand Freuden und Genüssen, wenn ihr euere Tische reichlicher deckt und in größern Gesellschaften euch versammelt, lasset etwas abfallen für die Armen! Gedenket der

Kranken, gehet zu ihnen und versüßet ihnen eine Stunde, helfet ihnen, daß sie leichter über eine Stunde der Noth und Bangigkeit hinwegkommen! Wie freue ich mich, daß wir aus einer schönen Sammlung von Gaben, welche unsere Fremden im Sommer zusammenlegen, in so manches arme Herz und Haus eine Weihnachts- und Osterbescheerung spenden können! Sei's allen Gebern herzlich verdankt!

Wer muß rufen: Gottlob, daß wieder ein Jahr verschwunden ist! So seufzen die unglücklichen Menschen, durch deren Leben schwere Gewitter gezogen sind, Menschen, denen theure Angehörige, Kinder, Gatten entzogen wurden, mit denen sie so innig verschmolzen waren, und von denen sie sich auch, wenn der Tod sie längst von ihnen genommen, nie und nimmer trennen, nach denen sie Heimweh empfinden, das nicht mehr aus dem Herzen getilgt werden kann. Gottlob, daß wieder ein Jahr verschwunden ist! So seufzen die Menschen, die aus Ehre und Ansehen heraus in Verachtung und Elend gesunken sind, Menschen, die Treubruch und Verrath erfahren haben, die mit ihrem Glauben und ihrer Liebe weggelacht wurden. Gottlob, daß wieder ein Jahr verschwunden! seufzen die gebrochenen Herzen. Ja manches Gottlob wird aufsteigen, wenn auch dieses Jahr seinen Lauf wieder vollendet haben wird.

Seht, das sind die Menschen, die Gottlob! rufen am Ende des Jahres. Ist es gut, wenn man das muß, wenn man sich freut, daß wieder ein großes Stück des Lebens dahin sei? Nein! das ist nicht gut. Nein, sich hinwegsehnen aus diesem Leben, seine Jahre verwünschen, das ist nie und nimmer gut; das ist immer ein Zeichen eines unglücklichen Lebens, eines verfehlten Zieles, eines kranken Herzens, das ist immer ein Zeichen, daß wir oder andere uns das Leben schwer und unerträglich gemacht. Nein, aus dem Leben sollen wir nicht wegeilen, uns nicht freuen, wenn es vergeht. Es ist schön auf dieser Erde! Es ist schön in diesem Leben! Daß es an so manchem Orte nicht schön ist: das ist nicht Gottes Schuld! Daß so viel Uebel, Leiden und Wehklagen auf der Welt sind, das ist nicht sein Wille; davon liegt die Schuld zu einem großen Theil an uns. Der Mensch ist von Gott mit so vielerlei herrlichen Gaben und Anlagen ausgerüstet, die Welt so auf des Menschen Beseligung eingerichtet, daß, wenn wir es recht verständen, die rechte Kraft hätten, in Gottes Ordnungen wandelten, wir in der Regel ein wahrhaftes Freudenleben führen könnten.

Aus dem Leben sollen wir nicht wegeilen. Wir haben hier etwas auszurichten; wir haben viele und große Aufgaben empfangen, die wir alle lösen sollen. Wir müssen die Erde, die Gott nur zur Hälfte geschaffen, nur aus dem Rohen herausgearbeitet hat, ausbilden, verschönern, veredeln. Alles Materielle, alles Stoffliche müssen wir zum Ausdruck des Geistes gestalten, Allem ein geistiges Gepräge aufdrücken. Nein, wir wollen uns nicht freuen, wenn ein Stück un-

seres Lebens, unserer Zeit, der Gelegenheit, unsere Aufgabe zu lösen, wieder dahin ist, wenn wieder eines unserer Jahr weniger geworden ist. Was sollen wir denn, wenn wir weder klagen noch uns freuen dürfen, wenn wir nicht rufen dürfen: Ach, wiederum! und nicht: Gottlob! daß wiederum ein Jahr verschwunden? Das lasset uns noch drittens betrachten.

III. Wir sollen nicht klagen und uns nicht freuen, kein Ach! und kein Gottlob! rufen, sondern ohne Gemüthserregung, ohne Erschütterung, in ruhiger, würdiger Stimmung dem Vergehen unserer Jahre zusehen, und sprechen: Wiederum ein Jahr verschwunden! wenn dieser Zeitpunkt vorhanden ist.

Wiederum ein Jahr verschwunden! das sei unsere mäßige, ruhige Stimmung. Kein Ach! und kein Gottlob! Ein Gottlob! freilich in dem Sinne, als unser ganzes Leben ein beständiges Gottlob! sein soll, aber kein Gottlob in dem Sinne: Es ist gut, daß du Jahr, böses, unheilvolles Jahr dahin bist! Komm nicht wieder und komme nie mehr ein solches nach dir! In der Stimmung sollen wir den Jahreswechsel begehen, die am schönsten in den Worten unseres Textes ausgedrückt ist: Wir sind getrost allezeit. Ja getrost sein allezeit, ob unsere Jahre dahin gehen oder nicht, getrost sein im Leben und im Sterben, getrost sein in allem Wechsel des Schicksals, das ist die Stimmung des Christen. Der Christ kann so sprechen, weil er immer in der Ausübung des Guten begriffen ist, weil er zu jeder Stunde seinen Beruf, seine Bestimmung erfüllt. So gibt es für ihn nichts zu bereuen; so hat er keine Ursache, dem Vergehen seines Lebens trauernd nachzublicken; denn er kann nicht mehr thun, als eben zu jeder Zeit seiner Bestimmung nachkommen, zu wirken, so lange es Tag ist. Er muß das Verschwinden der Jahre nicht beklagen, denn er hat sie weise genutzt. Er hat auch nicht aus dem Leben zu eilen; denn er hat gar viel in demselben zu wirken; er ist nicht froh, wenn es nur bald vorüber. Denn weil er stets das Rechte und Gute thut, ist es ihm immer wohl, ja wenn auch schwerere Stunden und Augenblicke kommen, nimmt er sie mit Geduld aus Gottes Händen, zieht das möglichste Gute aus ihnen und wartet mit Ergebung, bis Gott ihn abruft. Der Christ ist getrost allezeit. Es mag ein Jahr nach dem andern dahin gehen, er mag Schritt für Schritt seinem Tode sich nähern, kurz oder lang leben: ihm ist wohl, er ist selig, hier und dort, so und so, dieß Jahr und im künftigen, in der Jugend und im Alter. Seine Sorge ist nur die, daß er seinem Herrn und Meister gefalle, daß er ihm Ehre mache, daß er ihm lebe, damit er auch ihm sterbe. Eine andere Sorge, einen andern Wunsch, aber auch eine andere Furcht kennt er nicht. Und wie ein großes Gut ist eine solche selige, ruhige Stimmung! Wie bekommen wir da erst freie Arme und Hände zu einem fröhlichen, kräftigen Wirken! Da allein läßt sich etwas Tüch-

tiges schaffen, etwas ausrichten in der Welt; da allein setzt man das empfangene Pfund um. Die reine, ruhige Stimmung eines geordneten Gemüthes, wie ein großes Gut! So viele sehen mit Bangen ihrem Tode entgegen. In dieser ruhigen Stimmung ficht uns kein Wechsel an. Ob wir aus einer Zeit in die andere, aus der Zeit in die Ewigkeit hinüberscheiden: wir sind getrost allezeit. Wir thun zu jeder Stunde, was uns zu thun obliegt und haben keine Zeit, uns mit dem Aufhören dieser Dinge zu beschäftigen, ob dem Leben vergessen wir den Tod und wenn er kommt, hat das Leben, hat die Zeit, hat unser Thun vorher dafür gesorgt, daß er uns nicht unvorbereitet überfalle, daß wir wieder die Kraft und die Gnade haben, auch das Schwerste zu überwinden.

Und was ist nun der besondere Grund zu solchem Getrostsein? Warum kann der Christ getrost sein allezeit, warum getroster als ein anderer Mensch? Einmal wegen seines Glaubens, wegen seiner Hoffnung. „Wir wissen aber, so unser irdisches Haus dieser Hütte zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben von Gott erbaut, ein Haus nicht mit Händen gemacht, das ewig ist, im Himmel.“ O, das ist ein Grund, warum der Christ getroster sein kann beim Zerrinnen seiner Jahre, seines Lebens, bei der Annäherung seines Todes, die Hoffnung: ich lege nur dieses Gewand von Staub ab; Gott wird mir einen neuen Leib geben, meine Seele wird nicht sterben; meine Seele wird fortleben. Wie und wo, das überlasse ich ihm; er hat Wege und Mittel in seiner wunderbaren Weisheit, mich wieder auf's neue zu bethätigen und zu beseligen. Ich fleißige mich nur, daß ich ihm wohlgefalle. Das ist der zweite Grund, aus dem ein Christ beständig getrost sein kann, sein Wandeln vor Gott.

Willst du, junger Mensch, am Ende des Jahres, am Ende deiner Jugendzeit kein schmerzliches Ach! ausrufen, so nutze die Tage deiner Jugend, schmücke dich mit Kenntnissen und Tugenden. Wollt ihr Eltern euch nicht anklagen ob der entschwundenen Zeit, so erzieht eure Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn und gehet ihnen in allem, was wahrhaft, gerecht, keusch, ehrbar, wohllautet, irgend ein Lob, irgend eine Tugend ist, mit einem guten Beispiele voran! Soll euch das Scheiden des Jahres, ihr Ehegatten, nicht eine Zeit der bittersten Vorwürfe sein, so haltet den Bund der Ehe unbefleckt in Liebe und Treue! Ein frommes Leben bewahrt uns vor Vorwürfen und Reue, hält tausend Ursachen zu Klagen zurück. Unendlich viel Armuth, Krankheit und Elend bliebe weg, wenn wir uns mehr befleißigten, vor ihm zu wandeln.

Wie mögen wir getrost sein allezeit? Es heißt in unserm Texte: „Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, auf daß ein jeglicher empfange, nach dem er gehandelt hat bei Leibes Leben, es sei gut oder böse.“

Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi.

O, wie müssen wir das schon hier! Christus hat einen Richterstuhl in der Welt und in den Herzen der Menschen aufgestellt. Sein Wort, das Wort der Wahrheit, das er verkündigte, sein Leben, das Leben der Heiligkeit, das er gelebt, sein Tod, der Tod der höchsten Liebe und Aufopferung richtet fortwährend alles Unwahre, alles Unreine, alles Selbstsüchtige in der Welt und in unsern Herzen. Seine schönen Sprüche von der Reinheit und Sanftmuth und Barmherzigkeit und Gerechtigkeit verurtheilen fortwährend unser Leben, wenn wir uns der Täuschung, der Unwahrhaftigkeit, der Unreinigkeit, der Ungerechtigkeit hingeben; seine herzliche, selbstlose Liebe, sein freudiges Sterben am Kreuze für das Wohl seiner Brüder richtet alle Selbstsucht, alle Kälte, alle Lieblosigkeit. Und wenn wir mit unsern verborgensten Sinnen und Gedanken, mit unsern geheimsten Thaten der Welt nicht offenbar werden, so stehen wir doch innerlich beschämt und verurtheilt vor dem Richterstuhl Christi. Und dieser Richterstuhl Christi begleitet uns in das ewige Leben; noch heller wird unsere Sünde in der Ewigkeit beschienen von dem Glanze, der von dem Richterstuhl der himmlischen Wahrheit und Gerechtigkeit ausgeht.

Wie mögen wir getrost sein immerdar? Wenn wir uns nicht fürchten müssen vor dem Richterstuhl Christi, aufgerichtet in unsern Herzen, aufgerichtet im Leben und aufgerichtet in der Ewigkeit vor den Seelen aller Vollendeten. Wie mögen wir getrost bleiben immerdar, wenn auch die Jahre vergehen und endlich das letzte für uns kommt? Wenn wir uns fleißigen, daß wir ihm wohlgefallen. Amen.

Was uns das neue Jahr bringen wird.

Text: Sir. 15, 14—17.

Er hat den Menschen von Anfang geschaffen, und ihm die Wahl gegeben. Willst du, so halte die Gebote, und thue, was ihm gefällt, in rechtem Vertrauen. Er hat dir Feuer und Wasser vorgestellt; greife, zu welchem du willst. Der Mensch hat vor sich Leben und Tod; welches er will, das wird ihm gegeben werden.

Auf unserer Lebensreise sind wir wieder bei einer neuen Station angelangt; wir hier auf einem Bergrücken, in ebenen Ländern, an einem Strom, und wo auch Ströme selten sind, in baumloser Ebene bei einem einsamen Gehöfte, da man ausruht, und die Pferde wieder sattelt zu neuer Reise.

Wir schauen rückwärts auf die durchwanderte Strecke, freuen uns; denn es ging uns gut, oder seufzen; denn der Weg hat uns müde gemacht.

Aber es sind nicht mehr alle bei uns, die noch bei der letzten Station mit uns abreisten. Wo sind sie? Vor unsern Augen verborgen wandeln sie auf unsichtbaren Pfaden ihrer himmlischen Bestimmung entgegen oder irren reuevoll umher, bis der Vater spricht: Es ist genug! Unser erster Gedanke sei dem Andenken unserer Verstorbenen geweiht. Es wird in manchem Hause an diesem Tage eine schmerzliche Lücke gefühlt werden. Ruhen sie im Frieden!

Aber was haben sich da für neue Gesellschafter an uns angeschlossen? Willkommen alle ihr kleinen Leute, die ihr unterwegs geboren wurdet! Möge es euch Allen gut gehen auf euerer Lebensreise!

Das vergangene Jahr liegt klar vor uns. Was es uns genommen und gebracht, was wir gethan im Guten und im Bösen, unterlassen, gelitten; wie wir uns gefreut oder worüber wir getrauert, ob wir glücklicher oder unglücklicher geworden, alles liegt offen da. Wir überschauen die durchwanderte Strecke. Aber was wird uns das neue Jahr bringen? In dichtem Nebel verhüllt liegt es vor uns. Wir steigen auf die Dächer, auf die Hügel, schauen in die weite Ferne hinaus. Entdecken wir Wolken, die am fernen Himmel, Ungewitter drohend, aufsteigen, oder liebliche Zeichen, die

Glück verheißen? Wissen wir gar nichts vom neuen Jahr? Ist uns alles ein dunkles, siebenfach versiegeltes Buch? O, wer uns Kunde bringen könnte, wie es uns gehen wird, das heißt wohl, daß es uns gut gehen würde, wie wollten wir den willkommen heißen! wie träten wir mit weniger Furcht, mit Freuden das unbekannte Jahr an!

Was wissen wir vom neuen Jahr? Ueber diese Frage lasset uns miteinander nachdenken.

„Auf, mein Herz, gib dich nun wieder
Ganz dem Friedensfürsten dar!
Opfere dem des Dankes Lieder,
Welcher krönet Tag und Jahr!
Fang' ein neues Leben an,
Das zum Ziel dich führen kann,
Wo du durch ein selig Sterben
Wirst die Lebenskron' erwerben."

Was wissen wir vom neuen Jahr? Die einzelnen Ereignisse, die sich zutragen, die Schicksale, die uns treffen werden, kennen wir nicht. Wir wissen nicht zum Voraus, ob wir gesund und am Leben bleiben oder krank werden und sterben, ob unsere Häuser vor Feuer, unsere Wiesen vor Ueberschwemmungen bewahrt werden, oder ob das eine oder das andere uns erschrecke und vertilge. Wir wissen nicht, ob wir unsern Erwerb so sicher und geregelt und an demselben Ort und in den nämlichen Verhältnissen finden, ob Frühling und Herbst, Aussaat und Erndte gerathen oder theure Zeiten eintreten; ob Friede und Eintracht bleiben oder Krieg seine zerstörenden Wellen aufschlagen wird, ob gesunde Lüfte unsere Berge umwehen oder giftige Dünste Krankheit und Verderben uns bringen, das ist vor unsern Augen verborgen. Also die einzelnen Ereignisse kennen wir nicht, aber die Regel kennen wir, das Gesetz, nach dem diese Ereignisse kommen. Wir wissen, daß auf Leben Leben und auf Tod Tod folgt, auf Gutes Heil, auf Böses Unheil. „Gott hat dem Menschen die Wahl gegeben. Willst du, so halte die Gebote und thue, was ihm gefällt, in rechtem Vertrauen. Er hat dir Feuer und Wasser vorgestellt; greife, zu welchem du willst. Der Mensch hat vor sich Leben und Tod; welches er will, das wird ihm gegeben werden." Oder wie es beim Propheten Jeremias (21, 8) heißt: „Siehe, ich lege euch vor den Weg zum Leben und den Weg zum Tode." Oder noch früher bei Moses: (5. Mos. 11, 26) „Ich lege euch heute vor den Segen und den Fluch." Also vielfach wird es uns gehen, wie wir wollen, daß es uns gehe, vielfach wird es uns gehen, nach dem, wie wir es treiben. Denn nicht der Zufall, nicht die Willkür, nicht der Menschen Macht regiert die Welt, sondern eine heilige, göttliche Ordnung, in die wir und alle Menschen und Dinge eingefügt sind.

Nicht der Zufall regiert die Welt und unsere Schicksale. Wenn ein Ziegelstein, der von einem Dache fällt, mich tödtet, so

nennen wir das gemeinhin einen Zufall. Aber es ist kein eigentlicher Zufall. Der Ziegel fiel vom Dache, weil jetzt in diesem Augenblicke alle Bedingungen gegeben waren, die sein Fallen hervorriefen. Der Haken, an dem er festhing, war reif, war mürbe geworden, daß er sich lostrennte, ein kleiner Windstoß kam, ein Vogel berührte ihn im Fluge mit seinen Schwingen oder setzte sich darauf. Ich hatte meine Geschäfte in jenem Augenblick in meinem Hause vollendet; ich hatte einen Ausgang zu machen; ich schloß die Thüre rasch hinter mir zu. Kurz, eines folgte ganz regelmäßig, natürlich hintereinander, eines war immer die natürliche Folge einer vorangegangenen Ursache. Und so trafen die beiden Reihen von Ursachen und Folgen in ihren Spitzen im gleichen Augenblick zusammen und das Ereigniß geschah.

Nicht die Willkür regiert die Welt und die Menschen. Es geht nicht planlos und regellos in der Welt, daß Gott etwa sich vornähme: jetzt will ich wieder Alles einmal tüchtig durcheinander schütteln und dann wieder zurechtlegen. Jetzt gefällt es mir, allerhand Münze unter die Menschen zu werfen. Ich will doch zusehen, wie sie sich schlagen und raufen. Jetzt schicke ich ihnen eine tüchtige Krankheit, lasse sie einige Zeit zappeln. Diese und jene mögen dran zu Grunde gehen. Den meisten will ich dann aber wieder helfen. Ein solches tyrannisches: „Weil's mir nun einmal so beliebt!" das kommt bei Gott, dem vollkommnen, heiligen Wesen nicht vor. Das kommt vor bei schlechten, hochmüthigen Menschen; das kommt vor bei einzelnen Dingen und Wesen, die unvollkommen sein können, die neben guten und bessern gemischt sind, aber nicht beim Ganzen, das als solches vollkommen ist, das auch den Schlamm zu verwenden weiß, der aber deßwegen doch Schlamm ist und nicht carrarischer Marmor.

Nicht der Menschen Macht regiert die Welt oder richtiger: nicht der Menschen willkürliche Macht. O, das ist etwas sehr Wichtiges; das ist etwas sehr Trostreiches. Wovor fürchten wir uns oft gar sehr? Daß schlechte Menschen beliebig, nach ihrer Willkür über uns verfügen können, uns schaden, uns verderben, unser Leben in diese, in jene Richtung bringen, unsere Schicksale bestimmen können. Ja schaden können sie uns. Sie können uns von unserm Eigenthum stehlen. Aber davor schützt doch gar oft Vorsicht, Wachsamkeit, der Schutz, die Strafe der Obrigkeit. Sie können uns betrügen. Davor schützen die gleichen Dinge. Verleumden. Dagegen ist Ehrlichkeit, Offenheit, Tapferkeit ein herrliches Mittel. Sie können uns mißhandeln, tödten, morden. Eigene Kraft, Weisheit, Wachsamkeit, Obrigkeit, kräftige Gesetze werden viel dagegen ausrichten. Die Menschen können uns kränken, beneiden, hassen. Achten wir all das Geschmeiße wenig, und die Kränkungen, der Neid und der Haß schaden am meisten denen, von welchen sie ausgehen. Sie ersticken daran, wenn wir darauf nicht achten. Die Menschen können einen schädlichen Einfluß auf unser Leben und Schicksal haben, aber doch nur, wenn wir selber

schwach, unweise, furchtsam sind. Das sollen wir aber nicht sein. Wir sollen verständig, kräftig und tapfer sein, und dann verliert sich der Menschen schädliches Eingreifen in unser Schicksal bis auf ein Geringes. Und das nimmt man dann mit in den Kauf; das ist dann Schlamm, den man auch in irgend einer Weise noch verwendet.

Nicht der Zufall, nicht die Willkür, nicht der andern Menschen Macht, sondern eine heilige, göttliche Ordnung regiert und bestimmt unser Leben. Aber eben deßwegen, weil unser Leben nach Gesetzen verläuft, weil wir mit allem, was wir sind und haben, in eine heilige Ordnung eingefügt sind, hängt nun unser Glück, unser Wohl, unser Leben, seine Beschaffenheit, Gesundheit und Krankheit, Segen und Unsegen, Glück und Unglück davon ab, wie wir uns zu diesen heiligen Ordnungen stellen, was wir wählen, ob das Gute oder das Böse, ob wir Gottes Willen thun oder ihm widerstreben. Wir können auch Gottes Willen widerstreben. Das ändert an Gott nichts; deßwegen ist er doch der heilige, allmächtige Gott. Wir können wählen, wir sind frei, und wie wir wählen, was wir wählen, wie wir's treiben, so geht es uns.

Wir können wählen, wir sind frei. O, das lasset uns wieder einmal recht beherzigen, gerade jetzt am Anfang eines neuen Jahres, wo wir ängstlich fragen: Wie wird es uns gehen im Neuen Jahr?

Wir können wählen. Wir ergeben uns so gern dem Wahne, es gehe doch Alles, wie es gehe! Wir versinken leicht in gleichgültige Trägheit und meinen: Gott habe zwingend zum Voraus alles bestimmt, wie es kommen müsse; wir hätten dabei nichts zu thun; ja wir könnten sogar das Schlechte und Unrechte thun, wenn es so bestimmt sei. Nein, wir können selber handeln und haben dabei die Wahl. Gott hat uns von Anfang geschaffen und uns die Wahl gegeben. Wir können uns entscheiden zwischen Bös und Gut, können das Rechte thun oder das Unrechte.

Wir sind frei. Das ist der große Vorzug, den wir vor der übrigen Schöpfung voraus haben. Die unvernünftigen Geschöpfe handeln blindlings nach ihrem Naturtriebe; wie und wohin dieser sie treibt, dem folgen sie ohne Ueberlegung. Darum ist ihr Thun auch weder gut noch böse; es ist nicht ein freies. Eine That wird für uns erst dadurch gut, daß wir sie selber wollen, sie selber thun, da thun, wo wir sie auch unterlassen können. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß es nicht auch ein unbewußtes, unwillkürliches Guthandeln gibt, das von selbst, ohne Ueberlegung wie eine Blume aus unserm Innern blüht, und an dem wir noch das größere Wohlgefallen haben, wie umgekehrt auch das Verkehrte, das wir unbewußt thun, nicht halb so häßlich ist als das mit Bewußtsein gewollte Schlechte. Aber das eigentlich Menschliche ist das bewußte Handeln. Es muß deßhalb eine That nicht zum hundertsten Mal in unserm Innern hin

und hergeworfen werden, überlegt und bedacht, bis sie schwach und matt und lahm zur Welt kommt.

Wir sind frei. Nicht, will ich sagen, sind wir in dem Sinne frei, daß Umstände, Verhältnisse, andere Thaten, andere Menschen dabei nicht mitwirken. Nein, jede That ist das Ergebniß einer ganzen Reihe von vorangegangenen Thaten; viele Ursachen, Verhältnisse, Menschen wirken mit. Aber die letzte Entscheidung liegt doch bei jeder Handlung in uns. Es ist, als ob zwei Parteien vor einem Richter ihre Sache vortrügen. Der Richter zieht alles in Erwägung, aber zuletzt trifft er doch seinen Entscheid. Zwei Parteien streiten in uns. Die sinnliche Lust, die Augenlust, die Fleischeslust, die Hoffart, der Geiz tragen uns mit den glühendsten Farben das Schöne des Genusses vor, den leichten Gewinn des Diebstahls, den Untergang des Nebenbuhlers, der uns in den Schatten zu stellen im Begriffe ist. Das Gute redet von Recht und Pflicht, vom Frieden des Gewissens, vom bessern Glück, das wenn auch später, aus dem Guten hervorgeht. Zwei Parteien streiten in unserer Seele. Jede müht sich um die Oberhand. Wir sehen zu, wir hören, wir überlegen; aber zuletzt entscheiden **wir** uns doch für das eine oder andere. Wir strecken die Hand nach dem verbotenen Eigenthum aus, wir ergreifen den sinnlichen Genuß, wir sprechen das verletzende, Herzen und Menschen trennende Wort aus. Und wenn wir auch zum letzten Entscheid fast gewaltsam hingerissen werden! es ist doch unsere Sache. Wir haben schon während der ganzen Verhandlung uns mehr für diese Seite entschieden.

Daß wir die Wahl hatten, frei waren, uns selber entschieden hatten, sehen wir am deutlichsten daraus, daß wir uns hintennach, wenn wir falsch gewählt, uns für das Böse entschieden, Vorwürfe machen. Wir hätten besser kämpfen, uns mehr wehren, der Versuchung nicht nachgeben sollen. Das wäre doch das Thörrichteste von der Welt, sich nachher Vorwürfe machen, wenn man etwas thun muß. Kummer, Verdruß, Thränen könnte es allenfalls geben über das Unglück. Aber uns selber anklagen würden wir nicht. Die Selbstanklagen hintennach, die Vorwürfe, die wir uns machen, und die wir durch keine Selbsttäuschung und Beredung wegbringen, die sind der sprechendste Beweis dafür, daß wir frei sind, wählen können.

Wir sind frei; wir können wählen. Aber freilich **darnach geht es uns dann auch.** Man meint oft und beredet sich so in seiner Trägheit, es gehe doch, wie es gehe. Nein es geht nicht, wie es geht; wie man es treibt, so geht es. Auf Leben folgt Leben und auf Tod folgt Tod. Und zwar folgt dieß nicht von außen, auf wunderbare Weise. Das geschieht auf dem allereinfachsten und natürlichsten Wege von innen heraus und von außen, ganz in der Weise wie Gott alles geordnet hat. Wer auf seine Gesundheit einstürmt, der wird seine Gesundheit zerstören. Läßt die Gesundheit auch lange geduldig mit sich spielen: es kommt die Zeit, da sie mit Ziesen zu-

rück fordert, was ihr geraubt wurde; es kommt die Zeit, da die ausgeleerte, ausgebrannte Hütte plötzlich, mit Schrecken zusammenstürzt. Und wenn es auch Einzelnen unter besonders günstigen Umständen gelingt, straflos auf ihre Gesundheit einzuhämmern, wollt ihr, die große Mehrzahl, die Masse mit nur mäßigen Kräften begabt, gegenüber von verschwindend wenigen Ausnahmen, es wagen, der großen Regel zu trotzen? Wer sich der Trägheit, der Liederlichkeit, der Verschwendung ergibt, der darf sicher sein, daß ihm die Armuth nachhinkt. Mag es auch eine Zeit lang gehen; mag das Geschäft, der Beruf, der Handel lange Zeit alle Stöße ertragen, die wir ihm versetzen: es kommt die Zeit, da das Blendwerk aufhört, da Wesen Wesen und Schein Schein wird. Wer sich auf unredlichem Wege bereichert, mag zu Reichthum und Wohlstand gelangen. Aber es ist keine Freude, kein Friede, kein Segen dabei. „Wer Unrecht Gut sammelt, der sammelt sich Steine zum Grab." Das unrechte Gut kommt früher oder später wieder an seinen Mann zurück. Wer ein unehrliches Leben führt, wird seine Ehre dabei einbüßen. Was man auch davon sagen mag, der Gerechte werde nicht geachtet und der Ungerechte in Ehren gehalten: so ungerecht ist das Leben doch nicht und wird es immer weniger, je heller das Leben wird, je mehr alles an die Oeffentlichkeit tritt. Der wahrhaft gerechte Mann ist doch geachtet, während der, welcher nur äußerlich in Ehren steht, keine eigentliche, innere Achtung von uns empfängt. Das Leben gibt doch jedem sein Recht, und geschieht es nicht auf der Stelle, so geschieht es nachher, beides im Guten und im Bösen. Und was so das Leben thut, was so im Leben auf dieser Erde erfolgt, daß Gutes aus Gutem, Böses aus Bösem kommt, das setzt sich in dieser geordneten Weise auch in einem Leben auf jeder besondern Stufe fort, nur unter andern Umständen. Der Wurm, der hier nicht stirbt, stirbt auch dort nicht, das Leben, das hier Leben und Seligkeit ist, ist es auch dort; was wir hier sind, sind wir dort; wie es uns hier ist, ist es uns dort.

Wir können wählen, können die Gebote halten oder die Gebote übertreten. Und zwar können wir die Gebote halten mit rechtem Vertrauen, mit rechter Freude oder nur gezwungen und freudlos. „Willst du, so halte die Gebote, und thue, was ihm gefällt, in rechtem Vertrauen. Er hat dir Feuer und Wasser vorgestellt. Greif, zu welchem du willst. Der Mensch hat vor sich Leben und Tod; welches er will, das wird ihm gegeben werden." Wir können die Gebote halten und thun, was Gott gefällt, in rechtem Vertrauen, oder auch ohne Vertrauen, aus Angst, aus Furcht, widerwillig, aus Schwachheit, weil wir zur Sünde den Muth nicht haben, sie aber gern thäten. Wir können freudlose, todte Taglöhner sein oder Kinder Gottes. Und auch darnach wird es uns gehen. Von einem erzwungenen Dienst kommt keine Freude und kein Lohn. Im Gegentheil, Gott wird uns ausspeien aus seinem Munde. „Ach, daß du kalt oder warm wärest!

Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.“ (Off. Joh. 3, 15. 16.) Thun wir das Böse keck und frech, so wird auch das Böse keck uns überfallen, und wir wissen, woran wir sind, und raffen uns schneller und kräftiger zum Guten auf.

Seht, so haben wir viel in unserer Macht, so steht viel in unsern Händen, und das Jahr verliert viel von seiner unheimlichen Macht; denn es wird uns zum weitaus größten Theil bringen, was wir von ihm verlangen, Leben, so wir Leben wollen, den Tod, so wir den Tód wollen.

O, hört es, Ehegatten, die ihr euch das Leben oft schwer und unerträglich macht, viel Glück, Freude und Friede stände in euerer Macht, wenn ihr erkenntet, was zu euerm Frieden diente. Hört es, Eltern, viel Freude und Wonne könntet ihr euch bereiten, wenn ihr die Kinder wohl und weise erzöget. Höre es, Arbeitsmann, ein bescheidenes Eigenthum, ein ordentlicher Hausstand ist uns zu erringen möglich, wenn wir wollen. Hört es, junge Leute, viel Kraft, Mark und Gesundheit ist euch zu erwerben und zu erhalten möglich, wenn ihr die großen Vorschriften eines geordneten, sittlichen Lebenswandels, befolget. Hört es, Vorsteher der Gemeinde, viel Heil könnt ihr in der Gemeinde schaffen, wenn ihr der Gemeinde voranleuchtet in allem, was wahrhaft, was gerecht, was keusch, was lieblich, wohllautet, etwa eine Tugend, etwa ein Lob ist. Hört es, Lehrer, viel liegt in euerer Hand, wenn ihr treue Arbeiter seid in dem Weinberge, der euch von Gott anvertraut ist. Höre es, geliebte Gemeinde, viel Ordnung, Freude, Friede können wir zu Stande bringen, wenn wir Alle der Gemeinde Wohl und Ehre suchen und fördern und deren Schaden wenden.

Das neue Jahr, überhaupt die Zukunft, verlieren viel von ihrem Befremdenden, Unheimlichen, Drückenden, wenn wir daran denken, wie viel Gott davon in unsere Hand gelegt. Namentlich dem weisen, dem guten, dem edlen Menschen tritt das neue Jahr wie ein Bekannter entgegen, während es dem Schwachen, dem Schwankenden, dem Unbeständigen, dem Haltlosen fast wie ein Gespenst erscheint, wie ein ungreifbarer Schatten oder wie ein Kobold, der in Ketten rasselt.

Der rechte Mann nimmt sich einen Weg vor, setzt sich ein Ziel. Diesen Weg wandelt er festen Schrittes, ohne nach Links oder Rechts zu blicken. Er weiß zum Voraus, wenn er gesund bleibt, wenn keine übermächtigen Ereignisse eintreten, Gott Gnade gibt, daß er dieses Ziel erreichen werde. Nicht so der schwache, der charakterlose Mensch. Er kann sich wohl auch ein Ziel setzen, sich zu etwas entschließen, wie denn überhaupt Entschlüsse bei Niemanden häufiger zu treffen sind als bei solchen schwachen, willenlosen Menschen. Sie haben tausend Entschlüsse, wo der brave Mann nur einen hat. Aber er hat keine Gewähr in sich, daß er dieses Ziel auch erreichen werde, selbst wenn keine äußern Hindernisse ihm entgegentreten. Er gehört eben nicht

sich selbst an, sondern je dem Besten, dem er in die Hände geräth, nicht sich selbst, sondern jeder sogenannten zufälligen Begebenheit, die sich links oder rechts von ihm ereignet. Am Anfang des Jahres weiß er nicht, was im Laufe desselben aus ihm werde; er ist nur ein Blech, das tausend Schläge empfängt, aber aus dem nie ein Kessel wird. Er hat keinen Plan, keinen Voranschlag, keine Kraft, das Geplante auszuführen. Andere verfügen über ihn, machen vielleicht Pläne und Berechnungen über ihn.

Ein fleißiger, braver Hausvater kann am Anfang eines Jahres sagen: Wenn ich und die Meinen gesund bleiben und vor besondern Unglücksfällen bewahrt, so muß meine Haushaltung aufrecht stehen. Der Liederliche weiß nicht, wann ihm gesiegelt wird. Der Brave weiß, daß er unausgesetzt thätig sein werde, und daß in der Regel der Arbeiter seinen Lohn finde. Der Andere weiß nicht, ob ihn diese, ob ihn jene Woche die Laune ankomme, wieder einmal nichts zu thun. Der Ordentliche weiß, daß man zum Erarbeiteten Sorge tragen muß. Der Liederliche nimmt sich auch das Rechte vor. Aber links und rechts stehen Wirthshäuser, locken lockere Kameraden. Der feste Hausvater weiß, daß er Frieden in seinem Hause haben wird; der schwache ist keinen Augenblick sicher, wann der helle Streit ausbricht. Ein braves Mädchen weiß nicht, ob es sich im Laufe des Jahres verehlichen werde oder nicht. Aber das weiß es: Wenn es geschieht, so muß es mit Ehren geschehen. Das leichtsinnige ist nicht sicher, durch welchen Fall es Frau wird, oder nicht Frau. Der Brave weiß, daß er keiner Behörde in die Finger kommt; der Schlechte weiß nicht, wann der Krug zerbricht.

So steht das neue Jahr wie ein Bekannter vor uns; so verliert es viel von seinem Unheimlichen. Es bringt uns Gutes, so wir das Gute wollen. Und bringt es dann auch bei unserm guten Willen Böses, steht viel nicht in unserer Macht, verbirgt sich uns die Sonne hinter das Gewölk, kommt Ungewitter, rollen Gottes Donner über uns: denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen; denen, die Gott lieben, kommt immer auch wieder Kraft, das Unglück zu tragen, das Unglück zu wenden, das Unglück zu mildern, Hoffnung auf bessere Zeiten, Hoffnung auf Gott: „Er kann das Unglück wenden; es steht in seinen Händen."

Der Mensch hat vor sich Leben und Tod. Welches er will, das wird ihm gegeben werden. O, möchten wir das Leben wählen, uns zum Leben entschließen und Gott bitten: „Zwei Wege hat der Mensch vor sich. Herr, den rechten führe mich!" Amen.

IV.

Passion.

Die Ursachen des Leidens Jesu.

Text: Luc. 19, 45—48.

Und er ging in den Tempel und fing an auszutreiben, die darin verkauften und kauften, und sprach zu ihnen: Es stehet geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habt es gemacht zur Mördergrube. Und er lehrete täglich im Tempel. Aber die Hohenpriester und Schriftgelehrten und die Vornehmsten im Volke trachteten ihm nach, daß sie ihn umbrächten. Und fanden nicht, wie sie ihm thun sollten; denn alles Volk hing ihm an, und hörete ihn.

Mit der Leidensgeschichte Jesu betreten wir ein dunkles Gebiet. Wir verabscheuen die Falschheit, die Schlechtigkeit, mit der seine Feinde zu Werke gingen, die Falschheit, die Schlechtigkeit, die den Reinen, Schuldlosen zum Tode brachte. Und auf der andern Seite ist aus diesem Blute das Christenthum hervorgegangen. Sein schmachvoller, unschuldiger Tod in so jungen Jahren war Schuld, daß seine Jünger seine Lehre, sein Werk mit diesem Feuereifer verbreiteten. Sein Tod zeigte, daß von einer Religion, von einem Volke, in dem ein solcher Tod möglich, kein Heil für die Menschheit mehr kommen könne, daß ein Neues gepflügt werden müsse. Sein Tod war ein Friedenstod. Millionen Menschen haben in diesem Tod ihren Frieden gefunden, ihre Versöhnung mit Gott. Wenn dieß heute nicht mehr in diesem Maße der Fall ist: die Thatsache läßt sich aus der Geschichte nicht wegbringen, daß Millionen Menschen in dem Versöhnungstod Jesu ihren Frieden gefunden, und die Thatsache bleibt, daß Millionen Menschen heute noch in dem Tode Jesu ihren Frieden finden und daß auch bei denen, die sich gegen diesen Tod wehren, derselbe nicht wegzubringen ist.

Wie nun, wenn dem so ist, erhebt sich thurmhoch die Frage für uns, wenn aus dem Tode Jesu so viel Gutes, so viel Heil, so viel Leben und Friede fließt, ist es dann zu beklagen, daß Jesus sterben mußte, so sterben mußte; daß sich Menschen fanden, die Jesu Tod veranlaßten, Jesu Tod herbeiführten? Jesus selber sagt: „Es muß Aergerniß kommen.“ Er selber sagt: des Menschen Sohn gehet hin,

wie von ihm geschrieben steht.“ Es war also vorausgesehen, daß Jesus leiden und sterben müsse. Es war der Glaube der Propheten und ist der Glaube aller Zeiten, daß, wer die Menschen erlösen wolle, für sie sterben müsse, daß Leben, das höchste Leben nur aus dem Tod hervorgehe.

Das Leiden Jesu war vorher verkündigt. Man könnte nun sagen: Weil Gott etwas zum Voraus weiß, muß es deßhalb nicht nothwendig geschehen. Sein Vorherwissen ist nicht ein Vorherbestimmen: er will nicht, daß es geschehe; er weiß nur, wie die Menschen sich benehmen werden, wie ungeschickt oder wie geschickt, wie weise oder wie unweise, wie fromm oder wie gottlos. Aber auf jeden Fall bleibt es ein großes Räthsel, wie die Freiheit beschaffen sei, wie weit die Freiheit reiche, wenn Gott schon zum Voraus weiß, bevor der Mensch nur geboren ist, daß er sich so und nicht anders benehmen werde. Ja, die menschliche Freiheit und Nothwendigkeit sind große Räthsel. Was wir einschlagen in den Zettel kennen wir, verstehen wir, aber der Zettel selber ist uns verborgen; das Menschliche ist uns klar, d. h. auch nur theilweise, das Göttliche ist uns verborgen. Das Zusammenwirken beider bleibt uns ewig ein Wunder, ein Wunder, das immer zum Nachdenken reizt.

Aus dem Tode Jesu ging ein Lebens- und Segensstrom in die Welt. Wie! Ist es Sünde, wenn Menschen dazu halfen, daß dieser Tod zu Stande kam? Wir antworten mit keinem andern als mit Jesus selber: „Es muß Aergerniß kommen; doch wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt.“ (Matth. 18, 7) „Zwar des Menschen Sohn gehet hin, wie von ihm geschrieben stehet; wehe aber dem Menschen, durch welchen des Menschen Sohn verrathen wird. Es wäre demselben Menschen besser, daß er nie geboren wäre.“ (Marc. 14, 21) Jesus mußte leiden; aber unselig die Menschen, die das verschuldeten.

Joseph wurde in Aegypten reich, ein Wohlthäter des ägyptischen Landes und auch seines Volkes. Seine Brüder hatten ihn elend verrathen und verkauft. Thaten diese keine Sünde? Machten sie sich gar verdient um Joseph, um Aegypten, um ihr eigenes Land? Wir antworten darauf wieder: „Es muß Aergerniß kommen; doch wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt.“ „Zwar des Menschen Sohn gehet hin, wie von ihm geschrieben stehet; wehe aber dem Menschen, durch welchen des Menschen Sohn verrathen wird.“ Joseph mußte nach Aegypten kommen. Aber wehe den Brüdern, die ihn verkauften! Dadurch, daß aus einer schlechten That eine Saat des Segens hervorgeht, wird die schlechte That nicht gut, kann der, der sie vollbrachte, die Verantwortlichkeit nicht von sich abwälzen, wird ihn Angst und Unruhe nicht verlassen; unaufhörlich wird sein Gewissen ihm zurufen: du hast schlecht gehandelt, hast unschuldiges Blut vergossen! Kein Reden von dem allgemeinen Rathschluß Gottes, von

dem Zusammenhang, in dem alle Dinge zu einander stehen, von allgemeiner Nothwendigkeit wird ihn entschuldigen, wie auch umgekehrt kein Reden von der Nothwendigkeit des Guten die Freude ob dem Vollbringen desselben schwächen wird. Mit Nothwendigkeit wird das Gewissen ihm Vorwürfe machen. Mit Nothwendigkeit ruft das Gewissen Jedem zu: Du hast die Pflicht, recht zu handeln, und kommst du dieser Pflicht nicht nach, so strafe ich dich! Keiner hat Gott vorzuschreiben, was er thun, wie er die Welt regieren soll. Keiner hat das Recht, zu Gott zu sagen: Leiden gehören auch zur Welt, Noth und Tod zur Erziehung des menschlichen Geschlechtes. Das ist Gottes Sache, wie er die Welt regieren will, das ist für Gott eine Frage, nicht für uns. Für uns ist nur das eine Frage, wie wir das Gute thun können. Es gibt für Jeden eine Pflicht zu erfüllen und diese Pflicht geht nur auf das Gute. Daß Gott aus Thränensaat und Unglücksthat eine heilsame Frucht schaffen kann, dessen wollen wir uns freuen, aber nie die Thränensaat, die Unglücksthat selber vollbringen, nie sie preisen, nie sie entschuldigen. Wenn ihr einen Freund verrathen, und es geht ihm gut; er kommt zurück aus dem fernen Land, in das ihr ihn in verrätherischer Absicht geschickt hattet, damit er darin zu Grunde gehe, und er tritt vor euch als ein glücklicher Mann: Werdet ihr euch euerer schlechten That freuen, euch ihrer rühmen? Beschämt und verlegen werdet ihr eure Augen immer niederschlagen.

„Es muß Aergerniß kommen; doch wehe dem Menschen, durch welchen das Aergerniß kommt.“ „Zwar des Menschen Sohn gehet hin, wie von ihm geschrieben stehet; wehe aber dem Menschen, durch welchen des Menschen Sohn verrathen wird.“

Lasset uns bei dem Leiden Jesu nur die klaren, uns verständlich vorliegenden Ursachen betrachten, aus denen sein Leiden hervorging. Wir heben als solche hervor:

1) den Neid der Schriftgelehrten und Pharisäer;
2) ihren Widerstand gegen die Wahrheit;
3) ihr unbedingtes Hangen an der gegenwärtigen, vielfach verderbten, väterlichen Religion;
4) den Unbestand des Volkes oder seinen irdischen Sinn.

Ihr werdet nicht die Sache umkehren wollen und sagen: das Neue und Volksthümliche in der Form, das Jesus brachte, sein Wahrheitseifer, seine neue Religion, der Ernst, mit dem er auch dem Volke gegenüber auf eine sittliche Erneuerung drang, seien Schuld an seinem Leiden gewesen. Das wäre eine blos äußerliche Umstellung und eine unrichtige dazu; denn dafür, daß Jemand neu und eigenthümlich ist, die Wahrheit verkündigt, ein Neues pflügt, ernst überall ist, ist Niemand verantwortlich, mag daraus folgen, was da will, wie ja aus dem Wirken Jesu, aus dem Christenthum unleugbar Ströme Blutes geflossen sind. Für das Gute ist Niemand verantwortlich.

Das zu thun ist unsre Pflicht. Dagegen ist der Neid, der Widerstand wider die Wahrheit, das bewußte Eifern für ein selber Aufgegebenes und Verderbtes, der irdische Sinn eine Sünde. Diese vier Ursachen lasset uns jetzt betrachten, und einige Nutzanwendungen daran anschließen.

I. Der Neid. Als Jesus die Bergpredigt vollendet hatte, entsetzte sich das Volk. Denn er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer. Er brachte mit den neuen Sachen auch neue Worte, eine neue, volksthümliche Weise, körnige Sprüche, treffende Gleichnisse, anschauliche Erzählungen, ursprüngliche Lebendigkeit. Er fesselte seine Zuhörer, daß sie seinen Worten mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschten. Er hatte tröstliche und erquickende Gedanken; diese nahmen sie in ihre verlangenden Herzen auf wie ein dürrer Boden den erquickenden Regen, wie welke Blätter den erquickenden Thau. Die Predigtweise der Pharisäer und Schriftgelehrten war wahrscheinlich eine schulmäßig erlernte, herkömmliche, langweilige. Sie legten die Wahrheiten des Alten Testamentes in kleinlicher Weise aus. Jesus brachte neue Wahrheiten, schuf ein Neues Testament. Die Lehrstühle der Pharisäer und Schriftgelehrten verwaisten. Die Zuhörer wandten sich dem jungen, mächtigen Redner zu, der überall seine Kanzel aufschlug, am See, an den Ufern des Jordan, auf Anhöhen, unter dem Himmel, auf Straßen und öffentlichen Plätzen, im Tempel und in Häusern. Wenn nun diese Pharisäer und Schriftgelehrten nur gewöhnliche Menschen waren oder richtiger Menschen niedriger Gesinnung, deren erste Sorge auf sich selbst gerichtet, denen ihre Ehre, ihr Vortheil das Erste und Wichtigste war, so mußte sie ein heftiger Neid gegen diesen neuen Lehrer erfüllen, dem das Volk so in Haufen zulief. Nehmen wir noch hinzu, daß dieser gewaltige Redner mit wunderbaren Kräften begabt war, die seinem Worte Nachdruck verschafften und die Herzen des Volkes auch von dieser Seite eroberten, so haben wir die erste Ursache gefunden, aus welcher sein Leiden hervorging. Es war der Neid der Schriftgelehrten und Pharisäer, wie es denn im Evangelium deutlich heißt, daß sie ihn aus Neid überantwortet hätten. Es wird bei Matthäus (27, 18) von Pilatus berichtet: „Denn er wußte wohl, daß sie ihn aus Neid überantwortet hätten."

II. Aber dieser Jesus war nicht bloß ein gewaltiger Redner, ein Weiser, ein Lehrer, der Schöpfungen und Werke hervorrief, wie Künstler und Gelehrte Schöpfungen zur Bewunderung hinstellen. Er stand zuerst und zumeist in dem Dienste der Wahrheit; er griff die Schäden und Gebrechen des sittlichen Lebens an, und besonders den Führern und Leitern des Volkes zog er die Heuchlermaske her-

unter. Wahrlich, wenn wir im Evangelium lesen, wie er diese Schriftgelehrten und Pharisäer vor allem Volke anklagte, müssen wir uns nicht wundern, daß diese seine grimmigsten Feinde wurden und ihn haßten bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz. Das 23te Kapitel des Evangeliums Matthäi ist eine Aneinanderreihung von lauter Weherufen über die Schriftgelehrten und Pharisäer. „Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr das Himmelreich zuschließet vor den Menschen. Ihr kommt nicht hinein, und die hinein wollen, lasset ihr nicht hinein gehen. Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr der Wittwen Häuser fresset und wendet lange Gebete vor. Darum werdet ihr desto mehr Verdammniß empfangen. Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, die ihr Land und Wasser umziehet, daß ihr einen Judengenossen machet, und wenn er es geworden ist, machet ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefaltig mehr, denn ihr seid. Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr verzehntet die Münze, Till und Kümmel, und laßt dahinten das Schwerste im Gesetz, nämlich das Gericht, die Barmherzigkeit und den Glauben. Ihr verblendete Leiter, die ihr Mücken seiget und Kameele verschlucket. Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr die Becher und Schüsseln auswendig reinlich haltet, inwendig aber ist es voll Raubes und Frasses. Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr gleich seid wie die übertünchten Gräber, welche auswendig hübsch erscheinen, aber inwendig sind sie voller Todtenbeine und alles Unflaths. Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr der Propheten Gräber bauet und schmücket der Propheten Gräber und sprechet: Wären wir zu unserer Väter Zeiten gewesen, so wollten wir nicht theilhaftig gewesen sein mit ihnen an der Propheten Blut. So gebt ihr zwar über euch selbst Zeugniß, daß ihr Kinder seid derer, die die Propheten getödtet haben. Wohlan, erfüllet auch ihr das Maß euerer Väter. Ihr Schlangen, ihr Otterngezüchte, wie wollt ihr der höllischen Verdammniß entrinnen? In unserm Texte heißt es, daß er im Tempel die Geißel genommen und ausgetrieben habe, die darinnen kauften und verkauften, und zu ihnen gesprochen: Gottes Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es gemacht zur Mördergrube.

Wahrlich, wer so den Menschen die Wahrheit in's Gesicht wirft, sie schonungslos angreift, der muß sie zu bittersten Feinden bekommen. Das Aufdecken des Unrechts, das Predigen der Wahrheit, das Einschneiden in diese sittliche Verderbniß war eine zweite Ursache des Leidens und Sterbens Jesu.

III. Wir reden von einer dritten Ursache. Der Herr Jesus war nicht bloß ein gewaltiger Prediger, schnitt nicht bloß in das

faule sittliche Leben ein, er brachte Neues, Neues namentlich im Gebiete der Religion.

Ueber Neues in der Wissenschaft, in weltlichen Gebieten, über neue Forschungen, neue Entdeckungen kann man sich auch entzweien, aber doch nicht so heftig wie über neue sittliche und religiöse Grundsätze. Der Herr brachte eine viel strengere Sittenlehre als die bisher beobachtete eine war. Erinnern wir uns nur an die Forderungen, die er in Bezug auf das eheliche Leben stellte, in Bezug auf Versöhnlichkeit und allgemeine Menschenliebe. Dagegen zeigte er auch wieder eine Freiheit des sittlichen Lebens, welche diesen engen Gesetzesmenschen ganz unerhört, ja frevelhaft vorkam. Man denke an seinen Umgang mit Zöllnern und Sündern, an sein Vergeben der Sünden. Der Herr Jesus brachte Neues in der Religion. Vollends, was er über seine Person und sein Verhältniß zum Vater aussagte, und was seine Jünger über ihn bekannten, konnten sie nicht fassen. „Ich bin vom Vater ausgegangen und gehe zum Vater." „Ich und der Vater sind eins." Das waren Worte, für die sie in ihrem Gesetz und in ihrem Denken keine Anknüpfungspunkte hatten. Jesus war eine Erscheinung, für welche der Rahmen ihrer Religion zu enge war. Ihr Gesetz ließ nur Menschliches zu; was darüber hinaus ging, war außerhalb des Gesetzes, ohne Recht und Bestand. „Wir haben ein Gesetz", sagen sie im Rathe, „und nach dem Gesetz soll er sterben; denn er hat sich selbst zu Gottes Sohn gemacht." (Joh. 19, 7). Oder wie es an einer andern Stelle (Joh. 5, 18) heißt: „Darum trachteten ihm die Juden nun vielmehr nach, daß sie ihn tödteten, daß er nicht allein den Sabbath brach, sondern sagte auch, Gott sei sein Vater, und machte sich selbst Gott gleich." Hier war es nun nicht mehr wie früher nur persönlicher Haß; hier ist es Beschränktheit, die nicht Raum hatte für eine bis dahin nie dagewesene Erscheinung, die Enge des Gesetzes, in welche dieselbe sich nicht einfügte.

Das jüdische Volk glaubte in seiner großen Mehrheit, daß sein Gott der besondere Gott des jüdischen Volkes sei, und sie allein das von ihm geliebte Volk. Stimmen im Alten Testament, bei den Propheten und in den Psalmen kamen allerdings viele vor, welche Gott als den Herrn aller Welt und alle Menschen als zusammengehörende Glieder einer Familie verkünden. Aber das Volk als solches und namentlich so weit es unter einer kleinlichen Priesterschaft stand, hielt Gott für seinen Nationalgott und sich selbst als sein alleiniges Volk. Es glaubte, der Gott des Himmels, sein Jehovah, wohne zumeist unter seinem Volke Israel und erscheine ihm über der Bundeslade zwischen den Cherubim im Allerheiligsten des Tempels zu Jerusalem. Jesus aber verkündigte: Gott ist ein Geist und erfüllt die ganze Welt. Da mußte es den Juden vorkommen als flöge der ängstlich gehütete Gott auf einmal aus ihrem Tempel heraus, als stehe dieser Tempel jetzt leer, ohne Dach, offen, ohne Gott. Dieser Tempel war

ja sonst so prächtig mit seinen Altären und Opfern, die man Gott darbrachte für die Sünden der Einzelnen und des ganzen Volkes. Als Jesus predigte: Wo in der ganzen Welt ein reumüthiger Sünder an seine Brust schlägt: Gott sei mir armem Sünder gnädig! da geht er gerechtfertigt und versöhnt hinab, da kam es diesen ängstlichen Menschen vor, als gehe aller Friede, aber auch aller Ernst des sittlichen Lebens verloren, als gehe Gottesdienst, Sühne, Umkehr und Besserung alles auseinander. Wahrlich, da mag mancher aufrichtige Israelit in seinem Innern sich gefragt haben, ob das eine neue Religion werde oder ob das nicht vielmehr der Tod aller Religion sei?

Wenn nun, fragen wir jetzt, so vielerlei sich vereinigte, um den Herrn Jesum bei den Schriftgelehrten und Pharisäern, bei den Vornehmsten des Volkes, bei seinen Führern und Leitern verhaßt zu machen, warum tödteten sie ihn nicht sofort? Warum verurtheilte ihn das Gesetz nicht auf der Stelle, sobald er über sich und sein Verhältniß zum himmlischen Vater sich ausgesprochen hatte? Daran war Schuld das Volk, das ihm anhing, das Volk, welches das Gesetz nicht so genau kannte, das Volk, dem gegenüber, wenn es für ihn eintrat, das verurtheilende Gesetz keine Macht hatte. Drei Jahre lang konnte er lehren und predigen, weil das Volk ihm so lange anhing. Als es wich, da starb er. Eine vierte Ursache seines Leidens und Sterbens ist also das Volk, oder weil es wegen seiner Sünde wich, weil sein Weichen Sünde war, die Sünde des Volkes.

Warum wich das Volk? Das Volk strömte ihm nach in Haufen; denn er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer. Aber er predigte drei Jahre lang. Wenn man Predigten nur hört um zu hören, wenn man nichts von dem thun will, was die Predigten verlangen, so ist die Neugierde nach drei Jahren befriedigt und man läuft dem Prediger nicht mehr nach.

Ein zweiter Grund. Viele hatten gedacht: Dieser Jesus wird uns endlich befreien von dem römischen Joch; er wird uns zur Selbstständigkeit und Freiheit verhelfen. Er hat das nicht gethan: Hätte er das thun können? Hätte er ein innerlich verkommenes Volk zu äußerer Freiheit und Unabhängigkeit bringen können, schnell, durch eine Empörung, durch einen Freiheits- und Unabhängigkeitskampf gegen die erdrückende römische Weltmacht? Es ist unmöglich, ein verkommenes Volk nur äußerlich zur wahren Freiheit zu bringen, es muß auch innerlich angefaßt werden. Der Herr Jesus wollte bei der Unmöglichkeit, jetzt eine äußere Unabhängigkeit zu Stande zu bringen, eine innere Wiedergeburt des Volkes anbahnen. Und das Volk dachte: Auch der hilft uns nicht von den Römern!

Ein dritter Grund. Was ist das Volk? O, das Volk! das sind lauter Edelmänner; da ist jeder Zoll an ihnen ein König! Ja, so reden wir oft von dem Volke, als wäre da noch überall die lautere und unverderbte Natur. Aber so gar ideal, so gar unschuldig sieht's auch beim Volke nicht aus. Unvollkommne Menschen, Sünder sind

sie auch. Als der Herr anfing, auch die Sünden des Volkes zu strafen, als ihm auch da nicht Alles gefiel, als er auch da seine Forderungen stellte und zur Wahrhaftigkeit, Treue und Gerechtigkeit aufforderte, da hatte er es auch mit dem Volke verdorben. Ja, so lange er sein Wehe ausrief über die Schriftgelehrten und Pharisäer, da war es ihnen recht, da mochte mancher bei sich denken: So, denen gehört es einmal, daß ihnen einer die Wahrheit sagt! Aber als er diese Forderung der Wahrheit auch gegen sie richtete, da gingen sie hinter sich und dachten: So haben wir es nicht gemeint! Die ernste Predigt der Umkehr wurde ihnen zu langweilig, der Weg der Besserung zu schwer. Sie wichen von ihm, und so wurde es jetzt den Führern des Volkes leicht, ihn in ihre Gewalt zu bekommen. Es bedurfte dazu nur eines kleinen Anlasses und das Hosiannah verwandelte sich in ein „Kreuzige ihn!" Wenn man von denen, die man einmal geliebt, weicht, so verwandelt sich die Liebe nicht in Gleichgiltigkeit, sondern in Haß. Das böse Gewissen erträgt den Anblick derer nicht mehr, die man eigentlich hätte lieben, denen man sich hätte beugen und unterwerfen sollen. Man will sie so schnell als möglich aus seinem Gesichtskreis, aus seiner Erinnerung entfernen. Kreuzige ihn! Kreuzige ihn, daß er wegkommt!

Das sind die Ursachen, aus denen das Leiden und Sterben des Herrn hervorging. Lasset uns jetzt noch einige Nutzanwendungen machen!

Die Pharisäer und Schriftgelehrten überantworteten Jesum aus Neid. Hüten wir uns vor dem Neid, dem Ursprung so vieler bösen und dunklen Thaten. Was ist der Neid? Dem bloß natürlichen Menschen, dem Menschen, der nur an sich selbst denkt, an seine Ehre, an sein Wohlsein, an seinen Nutzen ist der Neid eine entsprechende Gesinnung. Eine fremde Größe verkleinert ihn, ein größeres Licht stellt ihn in Schatten. Er muß daher den, der größer werden will, unterdrücken. Aber neben der Selbstsucht, neben dem Selbsterhaltungstrieb, der auch ein berechtigter Trieb ist, ohne den wir für unsere Gesundheit, unser Leben, unsere Ehre, unser Vermögen, unsere Familie, ja für Gemeinde und Vaterland nicht sorgten, lebt im Menschen und soll in ihm leben auch ein anderer edlerer Trieb, der Trieb, der ihn erst zum Menschen macht, der Trieb, der für die andern, für die Brüder, für das Ganze sorgt. Dieser Trieb sagt uns: Nicht mein Ruhm, nicht meine Ehre, nicht mein Nutzen ist das Höchste, sondern der Ruhm, das Wohl des Ganzen. Wie diese Triebe neben einander bestehen, in welchem Umfange, wo und wie sie sich scheiden und berühren, das gehört zu den geheimen uns nie ganz klaren Dingen. Aber das ist klar, daß im Menschen diese beiden Triebe neben einander vorkommen, und daß ein Mensch um so edler und höher steht, je mehr der Trieb für das Ganze zu leben, den Brüdern sich zu weihen, über die Andern vorwiegt.

Wo etwas Großes neben mir erstehen will, aus sich selbst heraus, nicht durch meine Vernichtung groß wird, herrlich und schön, da

soll ich es begrüßen, fördern und lieben. Es hat in der Welt Raum für viel Großes neben einander. Wenn ich Gefahr laufe, dadurch in Schatten gestellt zu werden, da soll ich mich strecken, daß ich auch groß und gut werde, soweit es meine Kräfte gestatten. Und kann ich nicht erreichen was Jener, so soll ich mich bescheiden mit dem, was mir möglich ist; es kann dennoch etwas Rechtes sein, wenn es auch nicht das Größte ist; und freuen soll ich mich dessen.

„Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an!"

Gott braucht in dem großen Haushalte der Welt allerhand Arbeiter und man kann in jeder Stellung und Lage, in jedem Stand und Berufe Tüchtiges leisten und Befriedigung und Glück finden. Hüten wir uns vor dem Neid, d. h. werden wir gute Menschen, edle Menschen, religiöse Menschen, statt bloßer natürlicher.

Die zweite Lehre. Die Pharisäer und Schriftgelehrten wurden diese grimmigen Feinde des Herrn, weil er ihnen die Wahrheit sagte. O, daß wir in diesen Fehler, uns gegen die Wahrheit zu verstocken, und diejenigen zu hassen, die sie uns sagen, nicht verfielen. Die Wahrheit ist ein bitterer Trank, aber nur sie allein bringt Heilung und Besserung. O, daß wir die Wahrheit, wenn sie aus berufenem Munde uns entgegen tritt, mit ernstem und demüthigem Sinn aufnehmen möchten, und wenn sie uns trifft, besonders trifft, nicht als eine Wahrheit für alle, sondern als eine Wahrheit für uns aufnehmen. Gar oft beugen wir uns vor einer allgemeinen, wenn noch so scharf ausgesprochenen Wahrheit. Aber wenn sie uns trifft, unsern Stand, unsere Person, dann wehren wir uns, vertheidigen wir uns, als ob es das Höchste wäre, wenn wir nur Recht behielten, als ob wir damit auch vor Gott und uns selber Recht hätten und uns damit geholfen wäre. Schlagen wir in solchem Falle lieber an die Brust und bitten, daß Gott uns die Kraft gebe, andere und bessere Menschen zu werden.

Dritte Lehre. Die Schriftgelehrten und Pharisäer haßten den Herrn und viele betrachteten ihn ängstlich, weil er Neues brachte, Neues hauptsächlich in der Religion. „Er will diese Stätte ändern, und Moses und die Propheten aufheben. Das Neue, namentlich im Gebiete der Religion hat von jeher die Welt in die größte Aufregung und Entzweiung versetzt. Die Religion betrifft das innerste Verhältniß des Menschen zu dem Grunde seines Lebens, zu Gott. Die lange an bisherige Grundsätze gewohnt waren, geben diese nicht leicht auf, haben manchmal nicht Lust oder Kraft, das Neue zu prüfen, oder fühlen sich in ihrem bisherigen Besitzstande gefährdet, oder glauben, daß durch Neuerungen das Wesen der Religion selber verändert oder geschwächt werde.

Viertens. Das Volk wich vom Herrn Jesus, weil ihm die ernste Sittenpredigt zu ernst und zu langweilig wurde. Aber nur das Ernste, das Sittliche ist die Grundlage alles menschlichen Wohls.

Manche unter dem Volke dachten: Wir sind ihm nun lange genug nachgezogen, haben viele seiner Reden gehört, aber wir sind immer geblieben, was wir waren, unfreie Menschen, mußten uns immer mit der nämlichen Arbeit plagen, frei und reich sind wir nicht geworden. So machen es auch heute viele. Sie sagen: wir sind zehn, zwanzig Jahre zur Kirche gegangen; aber wir mußten immer noch die gleiche Arbeit verrichten; reicher sind wir durch die Kirche nicht geworden. Ja, es ist wahr, Gold und Silber wird hier nicht ausgetheilt. Im Gegentheil, Religion und Kirche kosten noch Gold. Aber kosten Schule und Militär, überhaupt Gemeinwesen und Staat nicht auch Geld, viel Geld. Sie theilen unmittelbar keines aus. Geld wird auch in der Kirche nicht ausgetheilt. Aber was bringt das Geld? Die Arbeit, aber nicht die unwillige, freudlose, gezwungene, sondern die Arbeit, die wir als ein Gottesgebot annehmen, die redliche, unverdrossene Arbeit, zu der Gotteswort uns ermuntert. Die Arbeit bringt Geld, aber die bloße Arbeit der Hände und Füße allein thut es nicht. Dazu muß noch kommen der Verstand, ein gebildeter Sinn, ein fester Wille, Ordnung und Sparsamkeit. Die Bildung kommt aus der Schule, das weiß jedes Kind. Aber doch auch etwas aus dem täglichen Leben, aus dem häuslichen Leben, aus der Gemeindeversammlung, dem Vaterlandsdienste. Etwas auch aus dem religiösen Unterrichte, durch die regelmäßige Predigt in der Kirche, durch Gesang und gesammten Gottesdienst, da unser Nachdenken angeregt, unser Verstand geübt, unser Wissen bereichert wird.

Das Arbeiten und die Verstandsbildung und das Wissen und auch die Sparsamkeit thun es nicht allein. Bete und arbeite! Ein Arbeiten ohne Beten, ohne Glauben, ohne Dank, ohne Zufriedenheit frommt nicht. Es gibt einen Gottes Segen. Auf das ermattende Lämplein muß von Zeit zu Zeit etwas Oel nachgegossen werden; ein Strahl himmlischen Lichtes muß in dieses Erdenleben hineinfallen. Wo werden wir aber mehr zum Vertrauen, zur Dankbarkeit, zur Zufriedenheit aufgefordert als hier? Es redet mancher leichtfertig über die gottesdienstlichen Versammlungen, Einrichtungen und Bräuche. Aber daß er seinen Beruf ruhig und sicher treiben, seines Leibes und Lebens, seiner Familie froh werden kann, das macht, daß er in einer christlichen Gemeinschaft lebt. Unter einer zügellosen, zuchtlosen Masse würde es dem Einzelnen schwer werden, sein Leben zu entfalten und seines Glückes sich zu freuen.

Ja, Gold und Silber geben wir nicht, aber wo zur Arbeitsamkeit aufgefordert wird, zur Ordnung und Sparsamkeit, zur Treue, zur Liebe, zu Dankbarkeit, Glauben und Vertrauen, da werden wir auch gefördert in unserm irdischen Berufe; lieben wir also unsere Gottesdienste, ob sie uns auch kein Gold und Silber einbringen. Hüten wir uns vor Neid, lieben wir die Wahrheit, freuen wir uns der christlichen Kirche. Amen.

Was wir der Schwäche des Fleisches gegenüber thun müssen.

Text: Matth. 26, 41.

Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

Der Herr Jesus ringt im Garten Gethsemane mit dem Tode. Da wünscht er, daß seine Jünger mit ihm wachten. Ihre Nähe, ihr Wachsein soll ihn stützen; er kann in diesem Augenblick nicht allein sein. Aber der Schlaf überwältigt sie. Da spricht er jenes Wort, das seither viel tausendmal in der Welt wiederholt wurde: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach." Ja diese Jünger, wie sie schlafen in einem Augenblick, da der Herr um und um umringt ist von den Schrecken des Todes, wie sie da liegen überwältigt von der Macht des Schlafes, sind uns recht ein Bild von der Gewalt des Fleisches über den Geist, wenn dieser Geist nicht stark ist, auf der Hut ist, wachet und betet.

Der Apostel Paulus schreibt in seinem Briefe an die Römer: „Ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleische, wohnet nichts Gutes. Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht. Denn das Gute, das ich will, das thue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das thue ich. Ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen. Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüthe und nimmt mich gefangen in der Sünde Gesetz, welches ist in meinen Gliedern." (7, 18., 19., 22., 23.)

Wir haben eine zwiefache Natur an uns, oder richtiger, wir sind Doppelwesen, wir haben eine geistige und eine leibliche Natur an uns und die sind oft mit einander im Streit. „Das Fleisch gelüstet wider den Geist und den Geist wider das Fleisch. Dieselbige sind wider einander, daß ihr nicht thut, was ihr wollt." (Gal. 5, 17.) Was die eine will, will die andere nicht, und was die eine nicht will, das will die andere. Wir haben nach dem inwendigen Menschen Lust an dem Gesetz Gottes, aber das Fleisch mag nicht nachkommen.

Es kommt ihm zu sauer und zu streng vor, oder es will geradezu etwas anderes. Wir möchten das Gute thun, Gottes Gebot halten; es drängt sich uns auf als eine unabweisbare, heilige Forderung. Aber die Sinnlichkeit ist stärker; anstatt das Geistige zu wählen, das unsere Bestimmung ist, unsere Würde erforderte, unser wahreres, besseres, dauerhafteres Glück ausmachte, thun wir des Fleisches Werke, wählen, was unsern Sinnen schmeichelt, dem Fleische das Angenehmere ist, für den Augenblick die größere Lust bietet. Statt zu arbeiten und ein ehrenfestes und auf die Dauer sorgenfreies Leben uns zu bereiten, brauchen wir, was wir haben im Augenblick, verzehren es im Uebermaß. Statt zu arbeiten und auf diesem langsamen und redlichen Wege zu etwas zu gelangen, wollen wir schnell, ohne Anstrengung, durch List, durch Betrug, durch Diebstahl zu Gewinn kommen. Statt mit Genüssen, die erst für die reifern Jahre bestimmt sind, zu warten, wollen wir Alles schon in unserer Jugend durchmachen; statt mit einem mäßigen und ehrlichen Genusse uns zu begnügen, wollen wir schwelgen; statt mit dem natürlichen Genusse zufrieden zu sein, verfallen wir in die Unnatur. So dringt das ungezügelte Fleisch mit seinen Sinnen und Gelüsten hindurch, zertritt die Würde des Geistes, zieht sie hinunter in den Staub, zerstört das schönste, herrlichste Glück. Denn wenn der Leidenschaft Raum gelassen wird, gibt es keine größere Macht als sie; sie achtet Familien-, Freundschafts-, Vaterlandsbande nichts, nicht auf dein Glück, deine Ehre, nicht auf Menschen und nicht auf Gott. Alles muß ihr zum Opfer fallen.

W a s m ü s s e n w i r t h u n d i e s e r S c h w ä c h e u n d G e w a l t d e s F l e i s c h e s g e g e n ü b e r? So lasset uns jetzt mit einander fragen.

Herr Jesus Christus, der du in der bittersten Stunde deines Lebens von deinen Jüngern verlassen warest, und diese Schwäche des Fleisches von ihnen her erfahren hast, gib uns Kraft, daß wir dem Bösen absagen und ihm k r ä f t i g e n W i d e r s t a n d leisten!

W i e w e r d e n w i r a m b e s t e n v o r d e r S ü n d e b e w a h r t? Wir fragen zuerst, wie es sich mit der Sünde verhalte. Es geschieht viel Sünde mit Vorsatz, absichtlich; wir wollen das Böse, und wenn wir es gethan, empfinden wir keine Reue; es sei denn, daß es uns nicht gerathen, oder daß wir entdeckt oder sonst an unserm Name und unserer Ehre Schaden gelitten, was aber kein Schmerz ist über das Unrecht, sondern nur Schmerz über den empfangenen Schaden. Aber viel Böses geschieht aus Schwachheit, daß wir von dem Bösen übereilt wurden, von der eigenen Lust heftig gereizt, von andern Menschen verführt, durch Anläße und Gelegenheiten verleitet wurden, kurz, daß wir das Böse wider unsern Willen thaten, daß wir es nachher bereuten, indem uns dem Geiste nach das Gute, das Edle das Liebere gewesen wäre. Der Geist ist willig. Wir sind in den meisten Fällen geneigt, das Gute und Rechte zu thun, und käme es nur auf den

Willen an, so stünde es in der Welt schon längst besser. Denn wie viel gute Vorsätze werden gefaßt! Wie viel gute Vorsätze fassen wir nur in einem Jahr, oft nur an einem Tag, an einem Sonntag, einem Festtag! Wie manches junge Gemüth ist voll der herrlichsten Entschlüsse. Wie mancher junge Mensch setzt sich ein hohes, edles Ziel, aber auf halbem Wege ermattet er, oder kommt auf böse und verderbliche Wege! In wie mancher Haushaltung nimmt man sich dies und das vor, verspricht sich allerhand Gutes, wie man sorgfältiger arbeiten, treuer zusammen stehen, einander mehr lieben, mit mehr Sanftmuth und Geduld vertragen wolle. Aber es fehlt an der Kraft der Ausführung. In unserm gesellschaftlichen und öffentlichen Leben wie manchen Mißbrauch will man abschaffen, Löbliches und Gemeinnütziges einführen; man stiftet Vereine, faßt Beschlüsse, macht Gesetze. Sobald sich durch die Erfahrung ein kleiner Uebelstand herausstellt, will man ihm durch ein besonderes Gesetz wieder abhelfen. Aber wenn das Gesetz gemacht ist und geschrieben zu den andern Gesetzen, läßt man es wieder gut sein, kümmert sich nicht um das Gesetz und das Halten; man hat jetzt das Seine gethan, man hat ein Gesetz gemacht und es sorgfältig einregistrirt.

Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach; die That, die Ausführung bleibt hinter den guten Entschlüssen zurück. Was müssen wir dieser Schwäche des Fleisches gegenüber thun?

Wir müssen abwehrend und stärkend verfahren.

I. Abwehrend. Wir müssen alles von uns abzuhalten suchen, was uns zur Sünde verleiten könnte, von außen und von innen. Es geschieht sehr viel Böses dadurch, daß wir von äußern Anläßen und Gelegenheiten dazu gereizt und gelockt werden. Von solchen Anläßen und Gelegenheiten müssen wir uns ferne halten. Vor jedem Geigenstrich erschrecken, bei jedem Anblick eines Wirthshauses davon laufen, wäre weibisch und kindisch. Der feste Mann soll an Wirthshäusern vorbei gehen können und nicht hineintreten, wenn er nicht will, Tanz und Musik sehen und hören und doch unbewegt bleiben, wenn er es eben will. Wir können überhaupt aus der Welt nicht weglaufen, sollen auch nicht weglaufen; wir müssen diese Dinge auf uns können wirken lassen, ohne von ihnen unterdrückt und beherrscht zu werden. Wir müssen Meister bleiben im eigenen Hause. Ja, das kann der feste Mann; aber diese festen Männer sind wir eben nicht Alle. Der Gesunde braucht nicht jeden Luftzug zu scheuen, vor jedem Wechsel der Witterung sich sorgsam zu verbergen. Aber dem Schwachen rathet man doch von diesem oder jenem ab, er solle diese Speise nicht genießen, jene Beschäftigung nicht treiben. Es gibt Menschen, die jede Karte zum Spiel, jedes Glas zum Trunk, jeder Sonnenblick zum Müssiggang lockt, jede Gelegenheit zum Dieben, jeder Anlaß zum Ehebrecher macht. Wahrlich für solche Schwache an eigener Kraft ist es

nöthig, daß sie die Anläße meiden. Viele sind fromm und gut, bloß weil sie den Anlaß, die günstige Gelegenheit zur Sünde nicht haben; viele fallen in die Sünde nicht ihrer Grundrichtung nach, sondern weil der Anlaß für sie zu verführerisch war. Darin, daß wir den Anlaß zur Sünde nicht vermeiden, ja den Anlaß geflissentlich aufsuchen, ist die Sünde freilich schon halb gethan. Wenn ich an böse Orte, in böse Gesellschaft hingehe, so nehme ich mir allerdings vor: Du bleibst doch was du bist. Aber halb haben wir schon eingewilligt. In dem Hingehen zum Verbotenen ist schon eine Hinneigung zur Sünde selbst, das Böse ist zum Theil schon vollbracht; wir wollen uns damit nur vor uns selbst entschuldigen, rechtfertigen, weil wir uns scheuten, so kühn und geradewegs das Böse zu thun; es ist nur Feigheit. Wir wollen uns gern verführen *lassen*. Aber was wir so mit uns geschehen lassen, das thun wir auch selbst. Es ist oft nur eine schöne Redensart: man wolle rein bleiben auch mitten in der größten Unreinigkeit; die Tugend müsse sich erproben da, wo sie vom Laster umgeben sei. Ja manche können das, aber für viele wäre weniger Zuversicht in die eigene Kraft besser als dieser Tugendmuth. Oder wie oft hören wir nicht sagen: Kein Wunder, daß dieser zu Grunde ging! Er lebte auch darnach in Verhältnissen. Wie oft mußten wir bekennen: Es wäre uns nicht besser gegangen in ähnlichen Umständen! Darum wachen wir ob dem bösen Anlaß! „Fliehe die Buhlerin, daß du nicht in ihre Stricke fallest! Gewöhne dich nicht zur Sängerin, daß sie dich nicht fange mit ihren Reizen.“ (Sir, 9, 3. 4.) Viele sind bewahrt worden, gerettet aus armen verkommenen Verhältnissen, von den heftigsten Leidenschaften geheilt worden dadurch, daß sie in ganz andere Umgebungen kamen, Trinker z. B. in Länder und Orte, da sie Stundenweit keine geistigen Getränke finden konnten.

Also viel Böses wird dadurch verhütet, daß wir die Anläße und Gelegenheiten zur Sünde meiden. Aber wir müssen auch meiden das *eigene Brüten und Nachdenken* über die Sünde. „Niemand sage, wenn er versucht wird, daß er von Gott versucht werde. Denn Gott ist nicht ein Versucher zum Bösen; er versucht Niemand. Sondern ein jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizet und gelocket wird.“ (Jak. 1, 13. 14.) „Aus dem Herzen kommen arge Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, falsche Zeugnisse, Lästerung.“ (Math. 15, 19.) Wenn solche Gedanken in uns aufsteigen, wenn wir bei ihnen verweilen wollen, die Sünde uns ausmalen, die Möglichkeit besprechen, wie wir sie begehen mögen und doch unsern guten Namen und unsere Stellung in der Welt behalten, wenn wir die Art und Weise überdenken, wie wir uns mit Gott, mit unserm Gewissen wieder abfinden wollen, dann fliehet diese Gedanken, greift zu einer Arbeit, die euch zerstreut, beschäftigt, anstrengt, geht zu einem guten Freunde, geht zu Menschen, zerstreut euch, denkt

an euere Kinder, an euere Familie, an alle guten Menschen, die auf euch sehen, die es schmerzlich empfinden würden, wenn sie sich in euch täuschen sollten, denkt an das Elend, das daraus entstehen würde; betet und nicht bloß in einem kurzen Seufzer, betet ohne Nachlaß, leset in einem Buch, bis die bösen Gedanken wieder weg sind, verdrängt die bösen mit guten.

Wir müssen wachen, wachen über solchen Anläßen und Gelegenheiten, daß wir sie vermeiden, wachen über unsere sündlichen Gedanken, daß wir ihnen nicht Raum geben, wachen, das heißt aber auch allem gegenüber in einem nüchternen, klaren Zustande sich befinden, sich nicht so von allem übereilen, überstürzen lassen, auf seiner Huth sein.

Als der Herr Jesus zu seinen Jüngern sprach: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet, bezog er dieses Wort allerdings zunächst auf den obschwebenden Augenblick. Er wollte sagen: Jetzt ist in meinem und euerem Leben, in unserm ganzen bisherigen Zusammenleben und Wirken eine bedeutende Stunde; jetzt schürzt sich der Knoten; jetzt entwickelt sich mein Schicksal; jetzt kommen die Feinde, seid auf der Huth! Wachet, daß ihr nicht im Schlafe überfallen, überrumpelt, gefangen genommen werdet, auf eine elende und klägliche Weise in die Hände der Feinde gerathet oder feige die Flucht ergreifet. Seid gerüstet, damit ihr wißt, was jeden Augeblick geschieht. Thut nichts Ungeschicktes, nichts Uebereiltes, benehmt euch als Männer! So sollen wir, wo besondere Ereignisse ob Handen sind, besondere Gefahren, im eigentlichen Sinne des Wortes wachen, gerüstet sein, auf unserm Platz uns befinden. Aber es heißt dann auch im Allgemeinen: Menschen, seid beständig in einem nüchternen, klaren Zustand, in dem ihr denken und dann erst handeln könnt!

Das Thier handelt ohne Ueberlegung; das Thier denkt nicht; das Thier folgt einfach einem unbewußten Naturtrieb. Das ist das eigentlich Menschliche, daß wir denken können, überlegen und dann erst handeln. Darin besteht das Wesen der Freiheit, daß wir denken, überlegen und dann erst handeln können. Allerdings geht bei zu langem Denken und Ueberlegen manchmal von der frischen Thatkraft verloren. Aber der Mißbrauch hebt den Gebrauch und die Ausnahme die Regel nicht auf. Ungebrochene Naturvölker, Wilde, Ungebildete machen nicht viel Federlesens; sie schlagen drein. Aber es ist nicht das wahrhaft Menschliche. Wir sollen denken und überlegen und dann erst handeln. Durch das Denken und Ueberlegen soll unsere Kraft nicht geschwächt werden, im Gegentheil, wie reiner so auch stärker und nachhaltiger aus unserm Ueberlegen hervorgehen. Wir müssen denken und dann erst handeln, müssen die That, die wir zu thun im Sinne haben, in's Auge fassen und namentlich so weit wir es im Stande sind, die Folgen derselben überlegen. Darin besteht der Vorzug des Menschen vor den andern Geschöpfen, daß wir in unserm Geiste eine ganze Reihe von Thatsachen in's Auge fassen können, das Schlußergebniß uns vorstellen, überhaupt rechnen können; die übrigen Geschöpfe kennen nur im-

mer eine, die nächste That, nur das für den Augenblick Angenehme, nur das, wozu sie ihre Natur im Augenblick antreibt. Vom Gesichtspunkte des Thieres aus gesehen ist es ganz natürlich, daß wir das Gift, das uns im Augenblick süß schmeckt, genießen; von dem Gesichtspunkte des Menschen aus betrachtet, wäre es aber höchst unvernünftig, wenn wir, die wir die Folgen überschauen können, das süße Gift äßen. Wir müssen zuerst denken und dann handeln. Nicht daß wir dadurch vor allem Bösen geschützt blieben. Die Lust kann so stark werden, die Gelegenheit so günstig sein, daß sie uns bei allem ruhigen Denken, bei allem Erwägen der Folgen, der Gefahren über alles Denken und Ueberlegen hinwegreißt. Aber eine Menge schädlicher und thörichter Dinge unterbleibt, wenn wir uns beständig in einem nüchternen und klaren Zustande befinden. Wir müssen wachen, d. h. uns beständig in einem klaren, nüchternen Zustande befinden, damit die Sünde uns nicht überfalle, wehrlos über uns komme.

Das ist also das Abwehrende. Wir müssen von uns fern halten Anläße und Gelegenheiten, die uns schaden könnten, fliehen unsere bösen, zur Sünde geneigten Gedanken; wir müssen fern von uns halten alle Unklarheit, alle Trübung unserer Sinne, müssen uns in einem beständig wachen und klaren Zustand erhalten. Das ist aber nur das Eine; das Andere ist noch das Wichtigere. Wir müssen auch aufbauen. Wie jene Juden, als sie die zerstörte Stadt Jerusalem wieder aufführten. mit der einen Hand das Schwert hielten und mit der andern die Arbeit thaten, so müssen wir abwehren und aufbauen; wir müssen den Geist kräftigen. „Wandelt im Geist, so werdet ihr die Lüste des Fleisches nicht vollbringen." (Gal. 5, 16.) Wir müssen unser geistiges Leben stärken, wachen und beten, unter welchem beten wir alles das zusammenfassen, was zu diesem Aufbauenden und Stärkenden gehört. Unser Inneres, unser Wesen muß gut werden; wir müssen unser Inneres, unsern Geist so bilden, daß das Böse daran abprallt, unser Geist muß stark sein, daß er das Fleisch beherrscht. Wir können allen Versuchungen und Gelegenheiten nicht entgehen. Aufsicht von Andern, Wachsamkeit von Eltern, Lehrern, Vorgesetzten reichen nicht aus. Der Verführungen sind so viele, daß wir ihnen allen nicht vorbeugen können, die Anläße treten uns oft so günstig, so verlockend, so einladend entgegen. Da hilft es nur, wenn der Mensch von Innen heraus tüchtig ist, wenn eine starke Stimme in ihm spricht: „Wie sollte ich ein so großes Uebel thun und wider meinen Gott sündigen!" Bei diesen vielen, manigfaltigen Ereignissen und Anläßen, die so oft unvermuthet, ungerechnet an uns herantreten, hilft nur, wenn wir einen Halt in unserm Innern haben, einen guten Grund besitzen. Der Baum muß von innen heraus stark und gesund sein, von innen heraus gekräftigt werden und geheilt, äußeres Flicken an den Blättern und Blüthen herum hilft nicht viel. Wenn der Baum gesund ist und fest in der

Erde steht, dann haben ihm äußere Gefahren und Stürme nicht viel an. Und wie werden wir solche innerlich tüchtige, gute Menschen? Darüber lasset uns zweitens mit einander nachdenken.

II. Gute Menschen werden wir, wenn wir für's Erste von guter Herkunft sind, von guten Eltern abstammen. Keine Regel ist ohne Ausnahme; es kann von guten Eltern mißrathene Kinder geben; aber in der Regel fällt der Apfel nicht weit vom Stamme, wie der Vater so der Sohn. Wer das Glück hat von guten Eltern herzustammen, der hat einen großen Vortheil vor andern voraus. Die Abstammung ist aber nur das Eine, das andere ist eine gute Erziehung. Was wir sind, sind wir zur einen Hälfte durch das, was wir mit uns und an uns auf die Welt brachten, durch unsere Natur; zur andern Hälfte durch die Erziehung, die wir empfangen, durch die Verhältnisse, unter denen wir leben. Wer gut erzogen ist, hat einen großen Segen voraus. Wir müssen gut erzogen werden, von Anfang in ein festes, gutes Geleise gebracht werden, geübt werden im Guten. Das Meiste und Wichtigste kann nicht erlernt werden, es muß erlebt, geübt durch lange Gewöhnung unsere zweite Natur werden.

Zum Guten ist eine zweite wesentliche Hülfe ein gesunder Leib, ein tüchtiger an Arbeit und Ertragung von Mühen gewöhnter, abgehärteter Körper. Bei der Erziehung wird dadurch am meisten gefehlt, daß wir unsere Kinder verweichlichen, zu früh an allerhand Bedürfnisse gewöhnen, an zu viele Bedürfnisse gewöhnen, ihnen zu viel Genüsse gewähren. Eine einfache, strenge Lebensweise schützt den Menschen am besten vor diesem genußsüchtigen, sinnlichen Wesen. Ein gesunder, einfach gewöhnter Mensch ist tausend Lüsten und Lüsteleien überhoben, denen der Schwächling zum Opfer fällt. Der Schwache muß beständig kämpfen, nach Außen blicken, um Hülfe sich umsehen. Bleibt er gut, so ist es Sache der Umstände und Verhältnisse; es ist nicht sein Werk, wenn er gut bleibt. Es hat ihm nur der Anlaß, die Gelegenheit gefehlt; er ist verhindert worden; es ist das Gute nicht sein Werk und sein Verdienst; er kann sich desselben nicht freuen; hat keinen Lohn und keinen Segen davon; er weiß vor Gott, daß er das Böse nicht Gott zu lieb unterlassen hat. Er ist ein beständiger, mühseliger Kämpfer und siegt nie.

Eine dritte Hülfe bietet uns Bildung. Ich meine nicht hohe, gelehrte, künstlerische Bildung oder gar falsche Bildung, nein, eine gesunde, natürliche edle Menschenbildung. Wir müssen doch wissen, was Menschenwürde und Menschenpflicht von uns fordern. Wir müssen wissen, was zu unserer Gesundheit dient, was unser wahres Glück fördert und uns vor Unglück behütet. Wir müssen ein ganze Reihe von Thaten überschauen, zusammenfassen, ihre Folgen berechnen können. Wir müssen wissen, daß der Weg der Gottlosen vergeht, aber der Weg der Gerechtigkeit besteht. Wir finden in der Welt, daß die-

jenigen Völker, in denen wahre Bildung vorhanden ist, auch im sittlichen Leben höher stehen als ungebildete Völker, Völker, die in Finsterniß, in Wahn und Aberglauben erhalten werden.

„Wer da hat, dem wird gegeben, auf daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, was er hat." Wer von guten Eltern abstammt, gut erzogen ist, gebildet ist, der wird sich in der Regel auch zu ähnlichen Menschen halten; er wird die Gesellschaft guter Menschen suchen und von ihnen her wird ihm dann eine neue Mehrung und Förderung seines Guten zu Theil, während umgekehrt der andere, der sich an schlechte Gesellschaft hängt, von Stufe zu Stufe tiefer sinkt. Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten; Freundschaft mit guten und edlen Menschen bewahrt und fördert.

Eine weitere herrliche Hülfe! Arbeit, ehrliche, redliche, tägliche Arbeit, du bist eine treue, liebende Freundin der Tugend. Du schützest und begleitest den Menschen siegreich durch alle Gefahren des Lebens. Arbeit, tägliche, regelmäßige Beschäftigung bewahrt uns am besten vor dem Bösen. Warum gibt es so viel schlechte und mißrathene Menschen? Weil es ihnen an einer regelmäßigen Beschäftigung, an strenger Arbeit fehlt, weil sie es versäumt haben oder nie dazu gekommen sind, in einen festen, geordneten Lebensberuf einzutreten. Warum gibt es so viel Schlechte und Liederliche unter den sogenannten Pöstlimenschen, unter den Angestellten von Gemeinden oder Staat? Weil ihre Anstellung ihnen zu viel freie Zeit übrig läßt, weil sie nicht den ganzen Tag vollauf beschäftigt sind. In welchen Handlungshäusern, bei welchen gewerblichen Unternehmungen werden die tüchtigsten jungen Leute gebildet? Ueberall da, wo viel und strenge Arbeit ist, wo nur neun sind, wenn Arbeit für zehn vorhanden wäre.

Ein Gutes reicht dem andern die Hand. Die Arbeit schafft uns einen geordneten Hausstand, ein ordentliches Haus- und Familienleben. Dabei haben wir dann Freude und bleiben in diesem heiligen Kreise vor mancher Sünde bewahrt, welcher der Arme, der Verlotterte, der nirgends zu Hause ist, nirgends ein freundliches Daheim hat, ausgesetzt ist. Und aus einem so geordneten Hauswesen heraus gehen wir dann am Sonntag mit den Schaaren derer, welche zum Hause Gottes wallen; wir lieben und suchen die Gemeinschaft der Christen, um uns in ihr und an ihr zu stärken, um gemeinsam Gott zu loben und zu preisen, um gemeinsam ihn anzurufen um fernere Erleuchtung und Erlösung, um Segen zu allem Guten. O, kommt auch ihr, die ihr noch schwach seid, die ihr diese Freude zu kommen, nicht habt. Kommt! Kommt Zeit, kommt Rath. In der Kirche, in der Gemeinschaft der Brüder kommt Kraft, kommt Muth, kommt Glaube. Ihr greift es anders an, fangt anders an, und nach und nach kommen allerhand liebliche Gaben.

O, Schutzengel, der täglich bei uns sein will, nicht blos am Sonntag, wenn die Glocken läuten und alle Schaaren zum Hause des Herrn wallen, nein, in der Stille, in der Einsamkeit, im verborgenen Kämmerlein, in der Anfechtung, in der Noth bei uns sein will. Gebet, du stärkest uns, du warnest uns, du erhälst uns auf guten Wegen. Sei alle Morgen und alle Abend unsere Freude, eine gute Wehr und Waffen, ein Tröster in allem Unglück, ein Mehrer unsers Glaubens, eine Stärkung unserer Hoffnung!

Wir müssen beten. Man hat dem Beten oft den Vorwurf gemacht, es sei nur eine Selbsttäuschung, wir redeten nur mit uns selbst. Gesetzt, es wäre nur ein Gespräch mit uns selbst, so ist es doch ein Gespräch; es ist doch eine Unterredung, es ist ein Nachdenken, eine Selbstprüfung. Und schon das ist Gewinn. Es kommen ja viele Menschen sonst gar nicht dazu, über sich selbst nachzudenken als im Gebet. Es wäre doch eine regelmäßige Aufforderung zum Nachdenken über sich selbst, ein regelmäßiges Wiederkehren dieser Selbstprüfung. Gesetzt, das Beten wäre nur ein Gespräch mit sich selber und Gott erhörte es nicht, so ist es doch ein Gespräch vor Gott und deßhalb ein ernstes Gespräch. Vor Niemanden, mit Niemanden redeten wir so; vor Niemanden stellten wir uns so in das Licht der Wahrheit wie vor Gott; denn da hülfe alle Täuschung nichts, die vor Menschen oft hilft. Gesetzt, Gott griffe in unser Leben nicht ein, er hörte nur unser Gebet, aber erhörte es nicht, lohnte und strafte nicht von Außen wie ein Vater, der ein Kind mit der Hand züchtigt, mit der Hand ihm eine Gabe schenkt: es erinnert uns doch an den allmächtigen und allheiligen Gott, es erinnert uns doch an den Schöpfer und Durchführer jener großen Weltordnung, nach der alles Böse sich straft, alles Gute sich lohnt, nach der die Gerechtigkeit die Völker erhöht, aber die Sünde der Menschen Verderben ist. Aber Gott erhört auch das Gebet. Oder woher käme die Ruhe, der Friede, das Licht, die Kraft, die neue mächtige Kraft, die uns durch das Beten wird, und die wir auf keine andere Weise sonst finden? Ja „rufe mich an in der Noth, so will ich dich erhören und du sollst mich preisen.“ Rufe Gott an auch in der größten Noth, in der Noth der Sünde, und er wird dich erhören.

Seht, Geliebte! so werden wir vor dem Bösen bewahrt, so werden wir im Guten befestigt. Wir müssen abwehren und aufbauen, wachen und beten, in der einen Hand das Schwert halten, mit der andern die Arbeit thun. So wird unser Geist erstarken, daß er nicht vollbringt die Lüste des Fleisches, so wird unser Glück, unser Friede, unsere Seligkeit immer größer. Amen.

Von der 300 Groschen werthen Narde.

Text: Marc. 14, 1—9.

Und nach zween Tagen war Ostern, und die Tage der süßen Brode. Und die Hohenpriester und Schriftgelehrten suchten, wie sie ihn mit List griffen und tödeten. Sie sprachen aber: Ja nicht auf das Fest, daß nicht ein Aufruhr im Volke werde. Und da er zu Bethanien war in Simons, des Aussätzigen Hause, und saß zu Tische, da kam ein Weib, die hatte ein Glas mit ungefälschtem und köstlichem Nardenwasser, und sie zerbrach das Glas, und goß es auf sein Haupt. Da waren etliche, die wurden unwillig und sprachen: Was soll doch dieser Unrath! Man könnte das Wasser mehr denn um dreihundert Groschen verkauft haben, und dasselbe den Armen geben. Und murrten über sie. Jesus aber sprach: Laßt sie mit Frieden; was bekümmert ihr sie? Sie hat ein gutes Werk an mir gethan. Ihr habt allezeit Arme bei euch, und wenn ihr wollt, könnet ihr ihnen Gutes thun; mich aber habt ihr nicht allezeit. Sie hat gethan, was sie konnte; sie ist zuvor gekommen, meinen Leichnam zu salben zu meinem Begräbniß. Wahrlich, ich sage euch: Wo dieß Evangelium geprediget wird in aller Welt, da wird man auch das sagen zu ihrem Gedächtniß, was sie jetzt gethan hat.

Andächtige Zuhörer! Der dunkeln Geschichte von dem Leiden und Sterben Jesu geht eine liebliche Erzählung voraus, wie oft vor schwerem Gewitter noch ein Sonnenblick leuchtet, vor bösem Geschick eine Stunde der Freude erscheint. Und dieser Erzählung sind die Worte des Erlösers beigefügt: „Wahrlich, ich sage euch: Wo dieß Evangelium geprediget wird in aller Welt, da wird man auch das sagen zu ihrem Gedächtniß, was sie jetzt gethan hat.“ Wir sind gewissermaßen verpflichtet, dieser That zu gedenken; der Erlöser erwartet es von uns. Und wie könnten wir seine Erwartung täuschen, und etwas unterlassen, von dem er zuversichtlich gehofft hat, daß es geschehen werde! Aber auch ohne diese Verpflichtung hat der Herr nicht umsonst gesprochen, daß man in aller Welt zu ihrem Gedächtniß sagen werde, was sie jetzt gethan habe. Es ist ein so schönes Ereigniß, daß wir ihm gern eine Stunde des Nachdenkens weihen. Es ist aber auch ein Ereigniß, das zu diesem und jenem Widersprechen Veranlassung gegeben hat. Man hat etwa gefunden, daß in demselben dem leichten Aufwande zu sehr das Wort geredet sei. Man

hat bemerken wollen, daß es der Herr mit den Armen nicht ernst genug nehme. Kurz, wir haben Anlaß genug, uns mit dieser schönen Erzählung zu beschäftigen.

Wir beachten zuerst die Zuversicht, mit welcher der Herr voraussagt, daß sein Evangelium in der ganzen Welt geprediget werde. Dann sehen wir, wie er sich zu dem, was man den schönen Genuß des Lebens nennt, stellt, und endlich, daß er ein Freund der Armen sei, wenn er auch diesen Genuß nicht verbietet.

Schenket mir zu dieser Betrachtung nicht minder euere Aufmerksamkeit und Andacht, als zu einer strengern und ernstern und der Herr, der sich in einem so milden Sinne hier zeigt, wolle sich mit seinem Geiste zu uns bekennen! Amen.

I. Das Erste, bei dem wir verweilen wollen, ist die Zuversicht, mit welcher der Herr voraussagt, daß sein Evangelium in der ganzen Welt verkündiget werde. „Wahrlich ich sage euch: Wo dies Evangelium geprediget wird in aller Welt, da wird man auch das sagen zu ihrem Gedächtniß, was sie jetzt gethan hat." Fällt es euch nicht auf, daß der Herr da so zuversichtlich sagt: sein Evangelium werde geprediget werden in aller Welt? Ist es nicht etwas Großes, etwas Außerordentliches, daß der Herr diese Zuversicht hat in einer Zeit, da sein Wort noch gar wenig verbreitet war, da ihm so vielfach widersprochen wurde, da seine ganze Sache sich noch in so ungünstigen Umständen befand? Jetzt, da sein Wort in tausend und aber tausend Kirchen, Dörfern und Städten des Erdkreises geprediget wird, uns, die wir diese Verbreitung des Christenthums sehen, fallen diese Worte, wenn wir nicht besonders darauf achten, nicht auf. Aber zur Zeit Jesu war es anders. Da stand er mit seinen Jüngern und etlichen andern Anhängern allein; da war seine Lehre, seine Religion, die Gemeinschaft, die er gestiftet, noch eine Sekte, eine von vielen noch nicht gekannte, von vielen nicht beachtete Sekte, eine Sekte, von der man glaubte, daß man sie in wenigen Tagen mit dem Tode des Meisters ausrotten könnte. Und in dieser Zeit, unter solchen Umständen spricht Jesus: sein Evangelium werde einst auf der ganzen Welt geprediget werden. Und zwar sagt er das ohne besonderes Gewicht darauf zu legen, ohne besondere Vorbereitung und Anstrengung, ganz ruhig als etwas, das sich von selbst verstehe. Wahrlich, wer eine solche Zuversicht zu seiner Sache hat, der muß etwas Großes sein, der muß eine große Sache zu bieten haben. Ja das sollte uns, die wir an allem zweifeln, alles bemängeln, an allem nergeln, doch etwas stutzig machen. Wie viel Großes ist seither in der Welt geschehen und ist wieder vergessen worden! Wie viel ist geschehen, von dem man geglaubt hat, es werde die Welt Jahrhunderte bewegen und es ist nach wenigen Jahren ver-

schwunden. Das Evangelium hat nun bereits achtzehn Jahrhunderte gedauert und die christliche Frage, die religiöse Frage ist heute noch die, welche die Gemüther am mächtigsten bewegt. Die Zuversicht, mit welcher Jesus so ruhig voraussagte, daß sein Evangelium in der ganzen Welt gepredigt werde, sollte uns über manches beruhigen, sollte uns die Gewißheit geben, daß wir es da mit einem zu thun haben, der Wahrheit hat und Wahrheit bringt. Saget auch nicht, daß dieses Wort Jesu erst dazu gekommen sei, als sein Werk schon einen bedeutenden Umfang gewonnen habe, als man bereits etwas davon verspürte, daß Jesu Lehre einen Siegesgang durch die Welt antreten werde, oder daß es der Verfasser des Evangeliums hinzugefügt habe. Nein, dieses Wort hat Jesus unmittelbar nach jenem Ereigniß, nach der Salbung in Bethanien gesprochen; so sehr macht es den Eindruck des Natürlichen und Ursprünglichen. Saget auch nicht, daß dieses ganze Ereigniß erst durch die dichtende Sage hinzu gekommen sei. Nein, wenn Jesus etwas gethan hat, etwas gesprochen, so hat er dieses gethan und gesprochen; wenn etwas in seinem Leben vorgekommen ist, so ist es dieses. So sehr liegt ihm innere Wahrheit zu Grunde, so leicht fällt uns der Glaube, wenn wir nicht anders mit abwehrenden Gedanken und Absichten schon von vornherein erfüllt sind.

II. Wenden wir uns jetzt zu der Erzählung selber und zu der Frage, wie der Herr Jesus zum schönen Genusse des Lebens sich stellt und wie wir uns dazu verhalten sollen.

Jesus ist in dem Hause eines gewissen Simon und sitzt da mit seinen Jüngern zu Tische. Hieher kommt ein Weib. Das hat ein Glas mit ungefälschtem und köstlichem Nardenwasser, ein wohlriechendes Oel, aus seltenen Wurzeln bereitet, und sie gießt dieses Oel auf das Haupt Jesu. Darob werden etliche der Anwesenden unwillig: „Was soll doch dieser Unrath! Man könnte das Wasser mehr denn um dreihundert Groschen verkauft haben, und dasselbe den Armen geben.“ Und sie murreten über sie. Vorzüglich soll es, wie das Evangelium Johannis berichtet, dem Judas Ischarioth nahe gegangen sein. Er führte nämlich den Beutel, und war überhaupt ein großer Freund des Geldes, ja geradezu ein Dieb. Indeß wollen wir, bevor wir weiter gehen, den Jüngern und allen, die dort gemurrt, dieses Murren nicht zu hoch anrechnen. Auch unter uns würde mancher denken: Dreihundert Groschen! Daraus hätte man manches Nützliche anschaffen, manchem Armen eine Gabe geben können. Und das nun so unnütz wegwerfen! Nun, Jemand hätte doch das Wasser kaufen müssen, sonst hätte man die dreihundet Groschen für Brod auch nicht bekommen. Jemand hätte doch das Wasser brauchen müssen, sonst hätten nicht so viel Arme und Kinder, die vielleicht nichts zu thun hatten und nichts Besseres versäumten, beim Aufsuchen dieser Wurzeln ihr Brod verdienen können.

Was sagt nun Jesus dazu? „Laßt sie mit Frieden, was bekümmert ihr sie? Sie hat gethan, was sie konnte." Nach einer Sitte des Landes wollte sie dem Erlöser damit eine Ehre erweisen; sie wollte ihm danken, wollte ihm sagen, wie sie ihm zu Dank verpflichtet sei, wie sie ihn liebe. Sie war eine Sünderin. Jesus hatte sie von dem Wege des Verderbens zurückgeführt, indem er sie, die von den Gerechten des Volkes, den Schriftgelehrten und Pharisäern Verstoßene und Verachtete, wieder zu Ehren zog, ihr einen Werth, eine Würde gab, sie der Gnade und Barmherzigkeit Gottes versicherte, Ruhe und Frieden und Freude am Leben in ihr Herz zurückführte. Dafür will sie ihm danken, sie will ihm die Haare mit einem köstlichen Oele benetzen. Sie will eine große Ausgabe machen: sie will etwas Werthvolles, Wichtiges dahingeben. Sie kennt nun keine andere schönere und würdigere Weise wie sie ihm danken kann, als eben die, daß sie ihm die Haare des Hauptes mit einem köstlichen und wohlriechenden Oele benetzt. Und der Herr, im Gefühl dessen, was bald geschehen werde, legt es noch vollends dahin aus, sie sei gekommen, seinen Leib zu salben zu seinem Begräbniß! Was sagt Jesus dazu? Hätte er mit ihr rechten sollen, ihr, der in diesem Augenblick an Geld nichts gelegen war, sagen sollen: Du bist eine rechte Thörin, daß du, um mir einen kleinen Genuß zu verschaffen, eine so große Ausgabe machst! Hätte er diesem Jubel einer geretteten Seele mit einer kalten Berechnung entgegen treten sollen! O Schande über solches freudloses Nützlichkeitswesen, über solche trockene Trostlosigkeit, wo sie bei uns eintreten sollte! Wenn ein Kind euch etwas schenkte auf einen Namenstag, einen Geburtstag, auf ein Neujahr, und griffe es die Sache auch ungeschickt an und gäbe zu viel dafür aus, würdet ihr ihm in einem solchen Augenblicke entgegentreten mit Murren über das ungeschickte, zu kostbare Geschenk? Schande, wenn ihr das thätet! Aber ihr thätet das nicht. Das thäten keine Eltern. Sie freuten sich der Freude ihrer Kinder. Und das hat der Herr Jesus gerade auch so gemacht. Ihn freut der Beweis der Liebe und des Dankes. Er tröstet das Weib und verheißt ihm ewigen Lohn, ein unvergängliches Gedächtniß, wenn das Murren der Jünger längst vergessen sei.

Und jetzt lasset uns noch auf einen Umstand aufmerksam machen! Hat der Herr Jesus alle Morgen sein Haupt mit Nardenwasser benetzt oder benetzen lassen? O, wenn er das gethan hätte oder hätte mit sich thun lassen, dann könnte man wohl sagen: bedenkliche Sachen! Nein, nur einmal in seinem Leben lesen wir, daß solches mit ihm geschah. Und wann geschah es? Kurz vor seinem Tode, als dieses Haupt mit einer Dornenkrone zerschlagen wurde, als diese Haare, die in lieblichen Locken auf seine Schultern herabfielen, zerdrückt und zerquetscht, mit Blut verklebt wurden. O, mit einer kleinen Freude, mit Wehmuth mag der Erlöser diesen Todesschmuck hingenommen haben!

Also ganz getrost greife bei einzelnen feierlichen Anläßen in deinem oder der Deinigen Leben zu der köstlichen Narde, wenn es dir oder den Deinigen Freude macht. Das ist nicht wider das Christenthum. Das Christenthum mag es ganz gut leiden, ja will es, daß auch im ärmsten Leben einige große Freuden vorkommen. Folgt ja doch nur zu schnell die Trauer auf die Freude, die böse Stunde auf die Gute! „Trinke bei des Lebens Feste Ein paar mal und geh' hinaus! Das sind unbescheidne Gäste, Die hier wollen ew'gen Schmaus." „Saure Wochen, frohe Feste; Tages Arbeit, Abends Gäste." Das ist ganz aus dem Christenthum heraus gesprochen. Nur von diesem ewigen Genießen und Schwelgen, von diesem ewigen Nichtsthun will das Christenthum nichts wissen. Ein paar Freuden, ein paar große Freuden, müssen in jedem Leben vorkommen.

Man hat dem Christenthum schon in älterer und mehr noch in neuerer Zeit den Vorwurf gemacht, es verdüstere das Leben; sein Ernst, seine Strenge, der beständige Gedanke an das Jenseits verderbe jeden heitern und vernünftigen Lebensgenuß. Wenn Jemand ein schönes Kleid habe, so heiße es gleich: „Du bist Staub und sollst wiederum zu Staub werden." Hat Jemand Vermögen: „Wie schwer werden die Reichen in's Reich Gottes eingehen!" Will einer sich freuen und mit Fröhlichen ein fröhliches Stündchen verleben: „Die Welt mit ihrer Lust vergehet!" Beim Essen und Trinken rechne das Christenthum einem vor, wie viel Menschen jetzt Mangel leiden, wie viele, die kaum schwarzes Brod haben, mit diesen Auslagen zu erfreuen wären. Ja es ist wahr, so hört man oft rechnen. Aber unsere Erzählung sagt uns, daß nicht das Christenthum so rechne. So rechnen wir in das Christenthum hinein, so reden und verderben wir ungeschickte und schwermüthige Menschen uns oft den heitersten, unschuldigsten Lebensgenuß. Nicht jeder Ernst ist Christenthum. Es kann einer ernst und verdrüßlich sein, weil er kränklich ist, oder weil seine schwache Gesundheit ihm nicht erlaubt, dieses oder jenes rauschende Vergnügen mitzumachen. Wir sind gegen Manches so streng und urtheilen so absprechend, weil die eigenthümlichen Verhältnisse, in denen wir leben, unser Rang, unser Stand, unser Amt uns nicht gestatten, dies und das mitzugenießen. Wir sind oft so bitter in unserm Urtheil, weil wir die Sünde, über die wir schelten, gern selber mitmachten, aber nicht mitmachen dürfen, weil wir unser Brod, unser Amt, unsern sogenannten guten Ruf nicht auf's Spiel setzen wollen. Gott fragten wir oft wenig nach, wegen Gott thäten wir es doch. Wir sind nur Söldner, feige, mürrische Söldner, Gott zu einem harten Dienst verpflichtet; nicht fröhliche, freudige Kinder, die Gott lieben, die aus Freuden so viel Gutes thun, als ihnen nur immer möglich ist. Wir sind oft ernst, weil unsere Geschäfte schlecht stehen, dieses und jenes uns unerwartet in die Quere kommt. Daß wir trübe sehen, wenn unser Auge trübe ist, ist na-

türlich. Aber deßwegen sind die Dinge in der Welt noch nicht trübe. Düster die Welt auffassen, weil unser Herz krank und wund, ist natürlich; aber deßwegen ist nicht alles in der Welt krank und verwundet. Von seinen besondern Verhältnissen aus, in denen man sich befindet, das Ganze beurtheilen, ist falsch. Nicht jede Sittlichkeit, oder richtiger, nicht alles, was als Sittlichkeit sich breit macht, ist auch Sittlichkeit. Es gibt eine Beschränktheit, eine Trockenheit der Gesinnung, jedes höhern Aufschwunges, jeder Begeisterung baar, die keine Sittlichkeit ist. Nicht jede Abneigung gegen den Aufwand ist edel, nicht jede Entsagung, jede Vergnügungsscheu rein. Es ist oft ein bloßes nüchternes Nützlichkeitswesen. Es wird nur gefragt: bringt's Nutzen? Wirft's Gewinn ab? Das Christenthum redet nicht so. Das Christenthum spricht: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an: Sie säen nicht, sie erndten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlische Vater nähret sie doch. Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen: sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist, als derselben eine.“ Das Christenthum redet nicht so. Das Christenthum sagt: „Ist Jemand gutes Muthes, der singe Psalmen.“ (Jak. 5, 13.) „Seid allezeit fröhlich.“ (1 Thess. 5, 16.) Jesus war an der Hochzeit zu Canaa, wo sie Wein getrunken, und als sie damit zu frühe fertig waren, machte er ihnen frischen aus Wasser. Christus wollte es nicht haben, daß seine Jünger fasteten. „Wie können die Hochzeitleute Leid tragen, so lange der Bräutigam bei ihnen ist!“ Solche heitere, gesunde, vernünftige Lebensweisheit verstehen finstere Christen gar nicht. Jesus zog ein in Jerusalem auf Blumen und Zweigen, unter dem Hosianna seines Volkes. Die ganze Geschichte Jesu von seiner Geburt von einer Jungfrau an bis zu seiner Himmelfahrt auf lichten Wolken ist voll Poesie. Engel verkünden seine Geburt! Engel sangen am Himmel; fromme Hirten auf dem Felde vernehmen den Gesang; Weise kommen aus dem Morgenlande mit Gold, Weihrauch und Myrrhen; ein Stern weist ihnen den Weg; in's Land der Wunder, nach Aegypten reist er als Kind; mit zwölf Jahren steht er im Tempel unter den Lehrern. Ueber seiner Taufe öffnet sich der Himmel; der heilige Geist in Gestalt einer Taube kommt auf ihn herab; Engel dienen ihm in der Wüste; Moses und Elias umgeben ihn auf dem Berge der Verklärung; er ruht in einem Grabe, in dem noch Niemand gelegen. Die ganze evangelische Geschichte ist voll Poesie. Ja so sehr faßt Jesus die schöne, freie Seite des Lebens auf, daß man ihm gerade daraus einen Vorwurf machte, ihn einen Zöllner und Sündergesellen schalt.

Das Christenthum kann nicht so reden. Denn diese freie, schöne Seite des Lebens, wahrer, echter Frohsinn ist innig und tief mit der Religion verbunden, ja ist eigentlich die Folge, die Frucht eines religiösen Gemüthes. Christenleute sind fröhliche Leute. Was

vielen als ein Hinderniß am Frohsinn erscheint, das ist gerade der Grund, der einzige wahre Grund des Frohsinn's.

III. Wenden wir uns jetzt noch zum Dritten. Jesus sagt zu denen, welche über das Weib murreten: „Ihr habt allezeit Arme bei euch, und wenn ihr wollt, könnt ihr ihnen Gutes thun; mich aber habt ihr nicht allezeit.“ Daraus haben nun kluge Menschen schließen wollen: Jesus zeige sich da ziemlich gleichgültig gegen die Armen. Es heiße das so viel als: mit den Armen habe es keine Eile, die verlaufen euch nicht, denen könnt ihr nachher Gutes thun. Die klugen Menschen! Wir wollen nicht beweisen, daß Jesus trotz dieses Wortes dennoch ein Freund der Armen gewesen. Das hieße wahrhaftig Wasser in's Meer tragen. Oder wo hat je in der Welt ein solcher Freund der Armen gelebt? Aus welchem Herzen floß ein solcher Liebesstrom in die kalte Welt? Wer hat den Wagen in der Welt gekehrt, und die Kleinen und Verachteten, die Geringen wieder zur Anerkennung gebracht; sie aus ihrer Niedrigkeit hervorgezogen, als ein auch berechtigter Theil der Menschheit, als gleicher Rechte, gleicher Würde mit allen andern theilhaft? Wer hat die Scheidewand niedergerissen, welche Bevorrechtete, Bevorzugte schied von den Rechtlosen und Untergeordneten? In welcher Religion ist diese Liebe zu finden, die sich aller Verlassenen und Nothleidenden annimmt? Doch wir wollen davon nicht weiter reden. Lasset uns lieber an unsere eigenen Erfahrungen erinnern. Judas besonders meinte, man hätte diese Summe den Armen geben sollen. O, der hätte sie doch nicht den Armen gegeben! Der wäre dazu viel zu geizig gewesen; Judas war ein Dieb. Wie mancher schwärmt von Helfen und Geben! Wenn er es hätte, wollte er so und so helfen, so viel Tausende zu diesem und Hunderttausende zu jenem Zwecke verwenden, und wenn er es hätte, behielte er die Tausende und Hunderttausende für sich. Wie mancher rettet mit Worten und Plänen, und wenn es zum Retten kommt, so verstummt er. Es ist gut aus fremdem Geld helfen, gut die Armen unterstützen, wenn man selber dabei nichts geben muß. Eine fernere Erfahrung! Wer ist in der Regel besser mit den Armen? Der sich selbst etwas gönnt, sich selbst etwas zu Gute thut, oder der Geizhals, der selbst nicht essen darf? Wer für wohlthätige Anstalten große Summen hingibt, ist nicht selten im eigenen Haushalt äußerst streng, aber kein Geizhals. Von Geizigen habe ich noch nie gehört, daß sie Andern Gutes thaten. Sirach sagt: „Wer ihm selber nichts Gutes thut, was sollte der den Andern Gutes thun? Er wird seines Guts nimmer froh. Es ist kein schändlicheres Ding, denn daß einer ihm selbst nichts Gutes gönnet; und das ist die rechte Plage für seine Bosheit. Thut er etwas Gutes, so weiß er freilich nichts darum und zuletzt wird er ungeduldig darüber.“ (14, 5—8.) Ja Judas in unserer Erzählung wurde ungeduldig, daß Jesus etwas Gutes wider=

fuhr, daß eine so große Summe für ihn aufgewendet wurde, daß er so hoch geehrt wurde. Er ging gleich nach diesem Auftritt hin zu den Hohepriestern, daß er ihn verriethe. Das Gute erfüllte ihn mit Haß. O, Geliebte wie werden wir oft ungeduldig, wenn andern Gutes geschieht, wie werden wir oft mit Widerwillen erfüllt gegen die Personen, denen Ehre wiederfährt! Wie oft nehmen wir uns in unserer Schlechtigkeit bei solchen Anläßen vor: Denen willst du ihr Glück, ihre Freude verderben! Nein, der Geizige speichert sein Geld und Gut auf, läßt es todt und unangewendet liegen; den Rock trägt er, bis er an seinem Leibe zerfällt; das Brod läßt er im Kasten, bis es schimmelt; der andere wirft sein Geld unter die Leute, gibt Arbeit und Verdienst.

Ja der Arme selbst, wenn wir ihm Gutes thun, hat es gern, will, daß seine Wohlthäter sich freuen. Wir denken oft von den Armen auch gar zu klein. So gar neidisch sind sie doch nicht, wie wir sie oft uns vorstellen; mißgönnen uns unser Glück, das ja oft doch nur ein Scheinglück ist, nicht so sehr. Hat der Arme seinen Verdienst, mit dem er sich durchbringt, mag er es leiden, daß andere nach Kenntnissen und Leistungen höher belohnt werden; hat er ein Stück Boden, das ihn ernährt, dann ist es ihm recht, daß neben seinem Stückchen Land größere Güter oder Gärten mit Blumen sich befinden. Hat der Arme ein Dach, das ihn schützt, dann sieht er auch gern, daß in dem Dorfe ein schönes Haus ist, viel schöne Häuser sind. Ja wie öde und langweilig, selbst für die Armen langweilig und ihn noch düsterer stimmend müßte es sein, wenn lauter tief herabhängende Strohdächer wären und nicht dazwischen auch ein Dach mit saubern Ziegeln, oder bläulichem Schiefer, lauter Regenschirme und nicht auch ein Sonnenschirm, lauter finstere Gesichter und kein fröhliches Antlitz! Redet doch selber! Es kommen im Sommer viel Fremde in unser Thal. In schönen Kleidern und allerhand farbigen Gewändern ziehen sie zwischen unsern einfachen Häusern dahin, kommen auch etwa des Sonntags in unsere Kirche. Mögen wir das nicht leiden? Ist uns das zuwider? O, nein, dem sehen wir gern zu; die haben wir gern in unserer Kirche. Werden wir deßwegen unglücklich? Freuen uns unsere Holzhäuser nicht mehr? Ist uns in unserer Kleidung unwohl? Schmeckt uns unser Mittagessen schlechter? Nein, unser Glück bleibt uns nach wie vor, freut uns, als ob wir diese Leute in den feinen Kleidern und den Sonnenschirmen gar nicht gesehen hätten. Ach, wir tauschten ja manchmal nicht mit ihnen! Sie mögen auch wieder etwas haben, das ihnen unter den seidenen Kleidern und den Sonnenschirmen heiß macht. Wenn wirklicher Mangel ist, wenn Leute so, daß wir es wissen, unverschuldet des Nöthigsten entbehren, und sind im Gebiete der uns möglichen Wohlthätigkeit, dann ist allerdings, sofern wir Menschen sind, keine Freude für uns möglich. Und nur der Umstand, daß wir uns so sehr und so lange an die

Noth gewöhnt haben, macht es möglich, daß wir uns noch freuen können. Aber es ist das ein unnatürlicher Zustand. Der muß anders werden, anders ist es mit unserm Christenthum nichts. Aber Reiche und Arme wird es immer geben, und wenn keiner unverschuldet und so, daß ihm geholfen werden könnte, Mangel leidet, ein jeder seines Lebens froh werden kann, dann mag denn der Reiche getrost wieder zur Narde greifen und sollte sie auch mehr kosten als dreihundert Groschen. Amen.



V.

Konfirmation.

Der feste Grund unseres Lebens.

Text: Math. 7, 21—27.

Es werden nicht Alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen; sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. Es werden viele zu mir sagen an jenem Tage: Herr, Herr! haben wir nicht in deinem Namen geweissaget? Haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben? Haben wir nicht in deinem Namen viele Thaten gethan? Dann werde ich ihnen bekennen: Ich habe euch noch nie erkannt, weichet alle von mir, ihr Uebelthäter! Darum, wer diese meine Rede höret, und thut sie, den vergleiche ich einem klugen Manne, der sein Haus auf einen Felsen bauete. Da nun ein Platzregen fiel, und ein Gewässer kam, und weheten die Winde, und stießen an das Haus; fiel es doch nicht, denn es war auf einen Felsen gegründet. Und wer diese meine Rede höret, und thut sie nicht, der ist einem thörrichten Manne gleich, der sein Haus auf den Sand bauete. Da nun ein Platzregen fiel, und kam ein Gewässer, und weheten die Winde, und stießen an das Haus; da fiel es, und that einen großen Fall.

Mit einem großen Zuge von Kindern bin ich soeben in euere Versammlung gekommen. Es sind das Konfirmanden, Kinder, welche nach empfangenem Unterricht in euere Mitte als erwachsene Christen aufgenommen zu werden wünschen. Bis hieher haben wir unsere Sache ganz in der Stille gemacht. Heute wollen sie öffentlich unter euch erscheinen und zu euch sagen: Da sind wir, darin sind wir unterrichtet worden; das glauben wir; dazu entschließen wir uns. Nehmet uns auf in euere Mitte als gleichberechtigte Glieder euerer Gemeinschaft! Mich selbst wollen sie heute verlassen, wenigstens in der Weise, wie wir bisher mit einander zusammen gelebt. Darum möchte ich ihnen zum Schluß noch ein letztes öffentliches Wort zurufen und euch, Erwachsene bitten: Nehmet sie gern in euere Gemeinschaft auf, und werdet ihnen durch euere Gemeinschaft Förderer und Helfer in allem Guten.

Diese Kinder erscheinen aber nicht bloß vor euch, um in euerer Mitte ihren Glauben und ihre Entschlüsse niederzulegen, euch zu bitten, daß ihr sie aufnehmet in euere Gemeinschaft und mit Liebe und Theilnahme ihnen begegnet. Sie erscheinen auch vor ihrem unsichtbaren Haupte Jesus Christus, vor dem Haupte der gesammten christ-

lichen Kirche. Dem wollen sie sagen, was sie glauben und sich vornehmen; den wollen sie bitten, er möge sie auch aufnehmen als die Seinen, als Glieder seines himmlischen Reiches; dem wollen sie sich zum Dienste verpflichten. Daraum möchte ich sie auch für diese That ernst und andächtig stimmen. Helft mir dazu, ihr Erwachsenen dadurch, daß ihr euch alle in dieser Stunde an euere eigene Konfirmation, an euern eigenen Palmsonntag erinnert, und mit Gebet und Flehen diese Kinder empor traget in höhere, heilige Gebiete. Gottes guter Geist nahe sich dabei uns allen und erfülle uns mit seiner heiligen Gegenwart!

Und wovon wollen wir denn mit einander reden? Als der Herr Jesus in der Bergpredigt dem Volke seine Lehre, seine Religion, das Gesetz und das Evangelium, das Christenthum vorgetragen hatte, da setzte er hinzu: „Wer nun diese meine Rede höret und thut sie, den vergleiche ich einem klugen Manne, der sein Haus auf einen Felsen bauete. Da nun ein Platzregen fiel, und ein Gewässer kam, und die Winde weheten, und an das Haus stießen, fiel es doch nicht; denn es war auf einen Felsen gegründet. Und wer diese meine Rede höret und thut sie nicht, der ist einem thörrichten Manne gleich, der sein Haus auf den Sand bauete. Da nun ein Platzregen fiel, und kam ein Gewässer, und weheten die Winde, und stießen an das Haus, da fiel es und that einen großen Fall." So wie der Herr und Meister nach seiner Predigt das Evangelium that, möchte ich als schwacher, unwürdiger Diener diese Kinder am Ende meines Unterrichtes ermahnen: Thut nun diese Rede, die ihr gehört; haltet das Wort, das ihr vernommen; übet den Unterricht, den ihr jetzt empfangen! Dann seid ihr kluge Leute, die ihr Haus auf den Felsen bauen.

Wir müssen unser Haus auf den Felsen bauen, das heißt: wir müssen unserm Leben eine feste und sichere Unterlage geben, und welches ist dieser Grund, dieser Fels, auf den wir unser Leben sicher bauen?

Darüber lasset uns jetzt mit einander nachdenken!

Gott ist mein Hort,
Und auf sein Wort
Soll meine Seele trauen.
Ich wandle hier,
Mein Gott, vor dir
Im Glauben, nicht im Schauen.

Dein Wort erklärt
Der Seele Werth,
Unsterblichkeit und Leben:
Daß diese Zeit
Zur Ewigkeit
Mir sei von dir gegeben.

I. Wir müssen unserm Leben gleich wie einem Hause eine sichere Unterlage geben; denn gar viel Winde und Wetter schlagen an dasselbe und wollen es zerstören.

Auf unser Leben stürmen viel Wellen und Winde ein und wollen es zerstören. Ihr Kinder, seid entschlossen, stets an einen lebendigen, heiligen Gott zu glauben, seinen Namen wie ein Heiligthum zu verehren, in allen euern Worten und Gesprächen euch des Anstandes und der Ehrbarkeit zu befleißigen. Aber ihr werdet von daher und dorther spöttische und schlechte Reden hören; man wird über euern Glauben, über ein ernstes, anständiges Benehmen lachen, euer inneres, schön aufgebautes Heiligthum von heiligen Namen und heiligen Sachen zu zerstören suchen. Ihr seid entschlossen, zu euerer Ehre, zu euerer Unschuld, zu euerm guten Namen Sorge zu tragen. Aber ihr werdet unnütze Reden, unnütze Dinge hören; es werden Angriffe auf euere Ehre und Schamhaftigkeit gemacht werden. Ihr wollt euch ein gutes Gewissen bewahren, wollt ehrlich und redlich arbeiten, euch mit Gott und Ehren durch die Welt bringen. Aber man wird euch sagen: das Gewissen ist nichts; das ist nur etwas, das die Furchtsamen erschreckt; das Gewissen ist nichts, wenn wir nicht wollen; wenn wir uns kein Gewissen machen wollen; wenn wir uns nicht selber mit unserer Einbildung plagen. Man wird euch sagen: Seid nicht zu ehrlich! Siehe, wie es die andern machen, und sie kommen auch durch die Welt, kommen leichter durch die Welt als die, welche sich mit der oft so wenig ergiebigen und strengen Arbeit plagen. Seid nicht zu aufrichtig! Etwas Falschheit ist gut. Man kommt besser durch die Welt.

Aber nicht bloß von außen werdet ihr solche Stimmen hören, die euere Tugend erschüttern, euern Glauben, euern guten Wandel über den Haufen werfen möchten. Nein, der Versucher sitzt auch in unserm eigenen Herzen. Das Fleisch redet uns zu: Thue die Gelüste des Fleisches, genieße, mach' mit, was es Schönes und Angenehmes gibt; nimm es nicht zu ernst, mach dir nicht aus jeder Kleinigkeit ein Gewissen, gib nur Acht, daß dich Niemand erwischet! So redet das eigene, schwache, verderbte Herz zu uns.

Und noch andere Stürme gibt es. Ihr kennet diese zwar noch nicht; aber sie werden schon kommen auch für euch. Es kommen nach den heitern Tagen auch trübe, Tage der Sorge und Angst. Am guten Tage ist es leicht, fromm und gut zu sein. Aber wenn allerhand Sorge und Ungemach kommt, Zeiten, da man sich mit seiner ehrlichen Arbeit fast nicht durchbringt, oder da man diese ehrliche Arbeit nicht findet, o, da ist schon mancher wankend geworden und hat gedacht: Ich muß doch leben, ich muß doch machen, daß die Meinigen leben können! Und er hat es mit der Ehrlichkeit und Redlichkeit nicht mehr so genau genommen. Am guten Tage ist es leicht, auf Gott zu vertrauen. Aber wenn unverhofft ein Unglück herein bricht, ein

Unglück, ohne daß wir sagen könnten, wir hätten irgend eine bekannte Schuld daran, wenn uns Jemand stirbt, mit dem wir hofften, noch lange, auf immer verbunden zu bleiben, wenn wir selber erkranken, unrettbar erkranken, wo wir noch so voll allerhand Hoffnungen und Plänen waren, o, da wird unser Glaube, unser Vertrauen schwer auf die Probe gestellt!

Freud und Leid, äußere und innere Versuchungen und Angriffe dringen auf uns ein. Da ist es nöthig, daß unser Leben einen festen Grund habe; da müssen wir, da wollen wir stehen, in etwas fest gewurzelt sein. Und welches ist der Fels, auf dem unser Leben fest steht? Darüber lasset uns zweitens nachdenken!

II. Der Herr sagt: „Wer nun diese meine Rede thut, den vergleiche ich einem klugen Mann, der sein Haus auf den Felsen bauete." Was war das für eine Rede? Das war die Bergpredigt, die Rede in der der Herr sein ganzes Evangelium, Gesetz und Evangelium, seine ganze Religion, seine Sittlichkeit hineingelegt hat, die Rede, in welcher er sagt: Selig sind die Barmherzigen, die Friedfertigen, die Sanftmüthigen, die reines Herzens sind, die nach der Gerechtigkeit hungern und dürsten. Die Rede, in welcher der Herr Jesus uns lehrt, wie wir beten sollen, Almosen geben; die Rede, in welcher er uns Versöhnlichkeit, Feindesliebe empfiehlt, in welcher er uns auffordert zur Liebe gegen die Eltern, zu treuem Halten der Ehe; in der er uns warnt vor dem lieblosen Richten und Urtheilen. Die Rede, in welcher es heißt: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen; sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. Es werden viele zu mir sagen an jenem Tage: Herr, Herr! haben wir nicht in deinem Namen geweissaget? Haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben? Haben wir nicht in deinem Namen Thaten gethan? Dann werde ich ihnen bekennen: Ich habe euch noch nie erkannt, weichet alle von mir, ihr Uebelthäter!" Diese göttlichen Gebote, das Thun derselben, das Thun des Guten im Sinne und Geiste Jesu, das Leben in Jesu, die Liebe zu Jesu, das ist der feste Grund, auf dem unser Leben fest steht, allen Angriffen und Stürmen, allen Versuchungen und Lockungen gegenüber fest gewurzelt ist. Das Thun der göttlichen Gebote, die sittliche Weltordnung Gottes und unser sich Einfügen in diese sittlichen Ordnungen Gottes: Das ist der Grund und die Ursache eines schönen, glücklichen Lebens. „Wohl dem, der nicht wandelt im Rath der Gottlosen; noch tritt auf den Weg der Sünder; noch sitzet, da die Spötter sitzen: sondern hat Lust zum Gesetz des Herrn, und redet von seinem Gesetz Tag und Nacht. Der ist wie ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Früchte bringet zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht, und was er macht, das geräth wohl." Wenn wir Gottes Willen thun, Gottes Gebote halten, arbeiten, mäßig

sind, keusch, gerecht, redlich, ehrlich, dann geht es uns wohl, dann bleiben wir gesund, bringen unser Leben in's Alter, erwerben, was wir brauchen, haben ein gutes Gewissen, sind geachtet von den Menschen, bleiben bei Amt und Beruf, können hoffen, auch in unsern Kindern wieder gesegnet zu werden, verzagen nicht im Unglück, stellen Alles Gott anheim. Umgekehrt wenn wir Gottes Gebot nicht achten, übertreten, bald dieser bald jener Stimme in uns, außer uns, folgen, hat unser Leben, hat unser Glück keinen Bestand. Mag es auch eine Zeit lang gehen, anscheinend gut gehen: Alles, was sich außer die heiligen Ordnungen Gottes stellt, ist nichtig und vergänglich, ohne innern Halt und Sicherheit. Es ziehen sich heilige Ordnungen Gottes durch die ganze Welt, und so auch durch unser Leben im Kleinen und Großen. Nur was in Gott und vor Gott gethan ist, das bleibt und ist gethan und ist und bringt Glück, Alles andere ist nichtig und flüchtig. Wann prangt der Baum in üppigem Blätterschmuck, treibt Blüthen und Früchte? Nicht wenn er ausgerissen ist aus dem mütterlichen Boden, mit den Wurzeln an der Oberfläche liegt, losgelöst von der Erde und vermeintlich selbständig für sich lebt. Nein, wenn er tief und kräftig mit allen Wurzeln eingesenkt ist in den nährenden, erhaltenden und stärkenden Erdboden. Die sittliche Weltordnung Gottes ist der Boden, in dem unser Leben fest wurzelt, in dem es Dauer und Bestand hat, Blüthen und Früchte treibt.

III. Wir müssen Gottes Gebote halten. Dann befestigen selbst die Stürme, die auf uns eindringen, unser Leben. Darauf lasset uns noch drittens achten.

Ihr könntet fragen: Warum so viel Stürme? Warum dringen auf unser Leben so viel Gefahren, so viel Versuchungen, so viel Verlockungen ein? Mit dem gleichen Recht mögt ihr auch fragen: Warum so viel Winde, Platzregen, Orkane, die so viel Verwüstungen anrichten? Winde, Regen, Orkane sind in Gottes großer Natur geordnet und haben für das Große und Ganze ihre Nothwendigkeit und ihren Segen. Mensch, wenn du weißt, daß die Platzregen kommen und die Winde wehen und die Gewässer brausen: baue dein Haus nicht auf den Sand, baue es auf den Felsen! Mensch, wenn du weißt, daß der Sturm dich erfaßt, die Woge dich hinunter schlingt, birg dich so viel du kannst am sichern Ort, und kannst du es nicht, wirst du vom Sturm ereilt, so fällst du als ein Opfer für das Ganze und Große, so fällst du als ein Opfer, weil Gott das Ganze und Große im Auge hat und der Einzelne dem Ganzen sich beugen muß.

Winde und Stürme reinigen die Luft, Winde und Stürme befestigen Pflanzen und Bäume. Winde und Stürme zwingen dich, daß du dein Haus fest bauest. Winde und Stürme probiren dein Haus; Winde und Stürme werfen es über den Haufen, wenn es nicht fest steht; Winde und Stürme rütteln es gut ineinander, be-

festigen es; wenn Winde und Stürme es aushält, kannst du dann sicher und ruhig drin wohnen. Stürme im sittlichen Leben, Gefahren, Versuchungen und Verlockungen befestigen den, der auf einem festen Grunde, im Gesetz Gottes gewurzelt ist; Winde und Stürme, die um dein sittliches Leben, um deine Tugend brausen, zwingen dich, nöthigen dich, mahnen dich, dich um Hülfe, um einen festen Boden, um einen sichern Ankergrund umzusehen.

Winde und Stürme befestigen uns. Immer strömen tausend verschiedene Einflüsse auf uns ein; sie wirken auf uns ein, reißen und zerren an uns, wollen uns in ihre Gewalt bekommen, uns auflösen und vernichten. Diesen Einflüssen gegenüber, diesen Winden und Stürmen und Platzregen und sanften Regen und stehenden und brausenden Wassern haben wir uns innerlich zusammenzufassen, uns entgegenzustellen, so daß unser Leben ein beständiger Kampf ist. Wer nun diesen Einflüssen keine Kraft entgegenzusetzen hat, der wird leicht und schnell aufgerieben, während der andere durch diese Einwirkungen zunimmt, gewinnt, stärker wird. Er zwingt sie in seinen Dienst. Das ist eine Seite des Wortes: „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, das er hat." Math. 13, 12. Seht den kränklichen Menschen! Die Einflüsse der Witterung, Hitze, Kälte, rascher Wechsel von Hitze und Kälte, alles wirkt zerstörend auf ihn; diese Einflüsse machen bald ein Ende mit ihm. Seht den schwachen willenlosen Menschen unter energischen Naturen. Wie herrschen sie über ihn, gebieten über ihn, benehmen ihm noch den Rest von eigenem Willen! Seht den schwachen, schwankenden Menschen in böser Gesellschaft! Bald ist er wie sie. Seht den haltlosen Menschen ohne Gott und ohne Gesetz in den Verführungen, Anläßen und Versuchungen des Lebens; wie bald ist er gefangen und gefallen! Umgekehrt wie blüht der Gesundheitstarke bei allerhand Wetter! Wie nimmt er zu durch diese erregenden Einflüsse der Kälte und Wärme, der rauhen, stürmischen Witterung! Wie steht der feste, willenskräftige Mann unerschütterlich und selbständig auch unter andern energischen Naturen. Ja wie gewinnt seine Charakterstärke gerade dadurch, daß andere auf ihn einzuwirken suchen, ihn umbiegen möchten, leise oder laut abbringen von seinem Wollen und Thun. Wie bleibt der sittlich Gesunde gesund auch in schlechter Umgebung, wo Andere fallen; ja wie steigert das Böse, das Gemeine, das er sieht, gerade seinen Abscheu gegen dasselbe und seine Lust und seinen Eifer für das Gute! Wie wird der Brave mit Stolz erfüllt gerade in der Umgebung willenloser, erbärmlicher, allen Verführungen preisgegebener Kreaturen!

So befestigen die Winde und Stürme das fest ineinander gefügte, gut gegliederte und kräftig gebaute, auf Felsen gegründete Haus, das sittliche Leben, das eingefügt ist in das eiserne Gebälke der göttlichen Ordnungen.

Ihr Kinder, ihr seid jetzt auch im Begriffe, ein Leben zu beginnen, ein eigen Leben auf eigene Rechnung in der Welt zu führen; ihr wollt auch ein Haus bauen. Wollt ihr es auf Sand oder auf den Felsen gründen?

Sand wäre es, wenn ihr keine Grundsätze hättet, eine Sache heute so, morgen anders beurtheiltet, zwischen Gut uns Bös beständig schwanktet. Sand wäre es, wenn ihr an keinen Gott glaubtet, keine göttlichen Gebote, keinen Glauben an ein ewiges Leben, keinen Jesum, den ihr liebtet, dem ihr unentwegt folget, keinen Leit- und Hoffnungsstern durch alle irdischen Nächte hindurch hättet. Sand wäre es, wenn ihr euch von euerm Fleisch regieren ließet, jeder Lust euch hingäbet, jeden Genuß euch erlaubtet. Sand wäre es, wenn ihr jeden Gewinn, jeden Erwerb, ob redlich oder unredlich, suchtet. Sand wäre es, wenn ihr ohne Grundsätze jedem schmeicheltet, wenn es euch diente, jeden verriethet, wenn er euch nicht mehr nützte. Sand wäre es, wenn ihr euch der Unwahrheit und der Lüge hingäbet; wenn ihr keinen Glauben mehr an die Menschen, an die Tugend, an das Gute hättet; wenn ihr überall nur Böses, Eitles, Leeres, Lügnerisches voraussetztet. Das Leere, Eitle, Nichts würde dann euer Ende, euer Loos und euer Schicksal sein. Bautet ihr euch von Genuß, Lüge und Trägheit eine Zeit lang ein prunkendes Scheinhaus auf, wohntet ihr auch eine Zeit lang in solchem Hause, es käme die Stunde, da es jämmerlich zusammen bräche.

Kinder, bauet euer Haus auf den Felsen! Glaubet an Gott, haltet seine Gebote, ehret die Eltern, arbeitet redlich in euerm Berufe, liebet den Herrn Jesum, folget ihm nach! Dann werdet ihr euer Leben glücklich zubringen, dann werdet ihr einst aufgenommen in die ewigen Hütten, in das Haus des himmlischen Vaters mit den vielen Wohnungen.

Und ihr, Väter und Mütter, meinet nicht, das Werk der Erziehung, der Bewachung und Sorge sei jetzt abgethan; ihr könntet jetzt die Hand von euern Kindern zurückziehen! Nein, jetzt wird sie erst recht nothwendig. Was sind denn das für Menschen? Das sind nicht erwachsene, vier- und fünfundzwanzigjährige Söhne, gebildete zwanzig- und zweiundzwanzigjährige Töchter. Seht sie an! Das sind zum großen Theil noch Kinder. Nehmt sie nur wieder recht in euere Obhut! O, sie sind deren so bedürftig, bedürftiger als vorher. Nur das, edler und anständiger und würdiger sei euere Herrschaft über sie! Behandelt sie nicht mehr als kleine Kinder! Achtet ihre Menschenwürde; gewährt ihnen in dem Maße, als sie an Weisheit und Verstand zunehmen, auch Selbstständigkeit und Freiheit; Weisheit und treue Liebe treten mehr an die Stelle des bloßen Ermahnens und Zurechtweisens! Und der himmlische Vater, von dem alles Gedeihen kommt, segne euere Bemühungen, und der Herr Jesus, dem sie jetzt übergeben werden, walte und wache mit seinem heiligen Geiste über ihnen! Amen.

Das Leben in Christo.

Text: Col. 2. 6, 7.

Wie ihr nun angenommen habt den Herrn Christum Jesum, so wandelt in ihm, und seid gewurzelt und erbauet in ihm, und seid fest im Glauben, wie ihr gelehret seid, und seid in demselbigen reichlich dankbar.

Gott erfüllt Himmel und Erde; er ist der Schöpfer, der Herr und das Leben der Welt. Die Sterne sind sein Werk und der einzelne Mensch und der Halm im Grase. Er ist unser Vater, aber auch der Vater aller zahllosen Wesen, welche Sonne, Mond und das Meer und das Heer der unendlichen Sterne bewohnen. Allem hat er seine heiligen Ordnungen eingeprägt, allem seine Art und Weise zu leben und zu bestehen mitgegeben. Heilige Menschen haben uns geoffenbaret mit Worten und Werken, was Gott von uns Menschen fordere, wie wir seine heiligen Ordnungen zu befolgen haben. Einer vorzüglich hat uns dieselben am herrlichsten enthüllt; einer vor allen hat am reinsten, am vollkommensten dieses heilige Leben nach Gottes Gesetzen gelebt, Jesus Christus. Er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Darum können wir nichts Höheres thun, als einander hinweisen auf diesen Anfänger und Vollender des Glaubens, auf diesen Anfänger und Vollender himmlischen, göttlichen, menschlichen Lebens. Darum habe ich auch diese Kinder, welche heute in euerer Mitte erscheinen, um in die Zahl der erwachsenen Christen aufgenommen zu werden, auf diesen unsern Herrn, das Haupt der Gemeinde hingewiesen. Wir sind jetzt an den Schluß unseres Unterrichtes gekommen. Was könnte ich sehnlicher wünschen, als daß diese Kinder, wie sie den Herrn Jesum angenommen, nun auch in ihm wandeln möchten, in ihm gewurzelt und erbauet, im Glauben fest bleiben und in demselben reichlich dankbar sein möchten!

Helfet mir diesen Wunsch diesen Kindern an's Herz legen. Der Apostel schreibt in unserm Textkapitel, daß er um seine Christen in Colossae und Laodicea und um alle, welche seine Person nicht gesehen haben, einen Kampf habe, daß ihre Herzen ermahnet werden und zu-

sammengefasset in der Liebe und wachsen in dem Verständniß Christi, in welchem verborgen liegen alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß. Liebe Konfirmanden, einen solchen Kampf habe ich auch um euch; ja einen solchen Kampf haben auch euere Eltern um euch. Der Apostel sagt seinen Christen, wenn er auch nach dem Fleische nicht bei ihnen sei, so sei er doch im Geiste bei ihnen und freue sich, wenn er ihre Ordnung und ihren festen Glauben an Christum sehe. Ich bleibe jetzt auch nicht mehr bei euch nach dem Fleische; aber im Geiste bin ich bei euch und freue mich, wenn ich euere Ordnung sehe und euern Glauben an Christum. Euere Eltern sind bei euch und wo sie auch leiblich nicht bei euch sind, freuen sie sich, wenn sie euere Ordnung und euern Glauben an Christum sehen.

I. Ihr habt den Herrn Jesum Christum angenommen. Die Christen in Colossae hatten den Herrn Jesum angenommen, nachdem sie vielleicht zwei oder drei Predigten über ihn gehört. Ihr seid dem Herrn Jesu zugebracht worden schon in den ersten Tagen euerer Geburt. Und als dann euer Verständniß sich etwas entwickelte, erzählte euch die Mutter von dem Kindlein Jesus in der Krippe, von den Engeln, die es umstanden, von den Weisen aus dem Morgenlande, von dem zwölfjährigen Jesus im Tempel. Ihr seid dem Herrn Jesus nahe gebracht worden in euern Schulen; euere Lehrer haben euch die schönen Geschichten der heiligen Schrift erzählt. Ihr habt den Herrn Jesum angenommen in der kirchlichen Unterweisung. Wir sind mit ihm umhergezogen im jüdischen Lande. Wir hörten aus seinem Munde die herrlichen Reden und Sprüche; wir sahen, wie er mitten unter Kranken und Trauernden Trost und Hülfe und Linderung spendete. Wir hörten ihn als mächtigen Zeugen der Wahrheit, aller Scheinheiligkeit, aller Heuchelei, aller Bosheit das Urtheil fällen. Wir gingen mit ihm den ernsten Todesgang. Wir sahen ihn im Garten Gethsemane, verlassen von seinen Jüngern den schweren Todeskampf kämpfen, von seinem Leben Abschied nehmen und den Kelch aus den Händen des Vaters dahin nehmen. Wir sahen ihn vor dem weltlichen Gerichte verspottet, dem Hohne roher Kriegsknechte preisgegeben; wir gingen mit ihm nach Golgatha, sahen das Kreuz errichtet und den Herrn der Herrlichkeit sterben. Aber er stand wieder auf; das Grab konnte den Fürsten des Lebens nicht behalten; wir schauten ihm nach, wie er zum Himmel zurückkehrte. Ja, ein Bild, ein lebendiges, mächtiges Bild von dem Erlöser steht euch vor der Seele.

Jene Christen in Colossae haben den Herrn Jesus angenommen, nachdem sie einmal, zweimal von seiner Auferstehung gehört haben. Wir haben nun von dieser Auferstehung Jesu gehört schon bald während zwei Tausenden von Jahren. Ja, was ist die christliche Kirche anders als ein großer, auferstandener Christus? Jene ersten

Christen waren eine zersprengte, furchtsame Sekte, das Reich Gottes war damals ein Senfkorn. Jetzt ist es ein Baum, unter dem die Vögel des Himmels wohnen. Der Christenname ist zu den entferntesten Völkern der Erde gedrungen. Diesen großen Christenbaum haben wir betrachtet, wie er gewachsen, erstarkt ist, wie der Sturm in ihn fuhr und ihn kräftigte und reinigte, wie sich morsche Aeste und Zweige an ihm bildeten, wie er verwilderte, wie er üppig aufschoß. Der Sturm fuhr wieder in ihn und brach die verdorreten Aeste ab; der große Gärtner schnitt das Wilde und Ueppige aus und ließ ihm wieder Sonnenschein und Regen reichlich zu Theil, und neues Geäste, neue Stämme und Kronen schossen auf. Der Baum des Christenthums grünt und blüht mitten im Erdreich. Diesen lebendigen Christus habt ihr gesehen; wir haben die Geschichte des Reiches Gottes betrachtet. Ihr habt Christum angenommen, habt ihn lieben gelernt; euer Christenthum freut euch; Ihr freut euch euers Jesu. Aber wie ihr nun angenommen habt den Herrn Christum Jesum, so wandelt in ihm!

II. Wie ihr angenommen habt den Herrn Jesum, so wandelt in ihm! Alle schönen Sprüche, die ihr gelernt, alle Erzählungen und Gleichnisse, die ihr gelesen, alle Lehren und Ermahnungen, die ihr vernommen, alles wäre umsonst, wenn ihr nicht auch nach denselben leben, dieselben befolgen wolltet. Es wäre umsonst gewesen, daß ihr so manche Stunde Zeit euerer Arbeit, euerer Erholung abgebrochen, wenn ihr nun diesen Unterricht nicht auch anwenden wolltet. Alle Liebe, die in dem Herzen Jesu glühte, alle seine Treue, mit der er am Kreuze starb, wäre verloren, wenn diese Liebe nicht auch euere Herzen erwärmte, nicht auch in euerer Seele Liebe zu den Brüdern weckte. Es wäre umsonst, daß er am Kreuze gestorben, wenn ihr in der Sünde bleiben wolltet, wenn euch seine Liebe nicht bewegte, in einem neuen Leben zu wandeln. Es wäre umsonst, daß er von den Todten auferstanden, wenn ihr todt bliebet in der Sünde. Ja nicht blos wäre Alles umsonst und wir würden um so größere Verantwortlichkeit zu tragen, um so größere Strafe zu erdulden haben, wenn wir das alles gewußt und doch nicht gehalten. Der Knecht, der des Herrn Willen weiß und nicht thut, wird mehr Streiche erleiden, als der, welcher ihn nicht gekannt hat. Heidenkinder, die vom Herrn Jesus nichts gehört und in Sünden und in Irrthum wandelten, wären besser daran als wir. Wie manchmal müßten diese Stunden, die wir beim Lesen der heiligen Schrift zugebracht, anklagend vor unserer Seele stehen! Wie oft müßte das warnende Antlitz Jesu Christi strafend unsere Seele treffen!

Aber wie können wir in dem Herrn Jesu wandeln? Er saß als zwölfjähriger Knabe mitten unter den Lehrern und erregte das Staunen aller, die ihn hörten. Das können wir nicht. Aber wir

können gern lernen; wir können uns, wo weise Menschen sind, gerne aufhalten; wir können gern hören von den höchsten Dingen, die es für die Menschen gibt; wir können Gottes Haus lieben. Jesus antwortet seinen Eltern: „Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem das meines Vaters ist?" Wo sind die Kinder, die Jünglinge, die Jungfrauen, die am Sonntag Morgen, wenn sie Jemand abhalten möchte, in den Gottesdienst zu kommen, oder wenn die Eltern ungewiß wären, wo die Kinder am Sonntag Morgen gewesen, dann sprächen: Wußtet ihr nicht, daß wir sein mußten in dem Hause des Vaters? Der Herr Jesus lehrte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer; das können wir nicht. Aber in unserer nächsten Nähe können wir lehren, ermahnen, zurecht weisen, trösten. Da ist ein irrender, fehlender Bruder, dort eine Mitchristin, die uns für ein gutes, verständiges Wort herzlichen Dank weiß. In unsern Familien, in Vereinen, im Gemeinwesen, im Lande können wir nach Maßgabe unserer Kräfte und Einsichten alles Schöne und Gute fördern. Der Herr Jesus hat Kranke gesund gemacht, Blinde sehend, Lahme gehend. Mit seinen mächtigen Kräften hat er in Augenblicken Leben und Gesundheit wiedergebracht. Das ist uns versagt. Aber sollten wir nicht auch hierin Christo nachwandeln können? O wie viel thut bei der Krankheit liebevolle, geordnete Pflege! Wie viel hat Gott auch jetzt noch an Hülfe in menschliche Hände, in menschliches Wissen gelegt. O wandelt auch hierin Christo nach, daß ihr der Kranken euch annehmet! Stehet ihnen bei mit Rath und Hülfe, wachet an ihren Betten, versüßet ihnen eine Stunde durch euere Gegenwart! Der Herr Jesus hat Tausende mit wenigem Brode gespeiset. Das können wir nicht. Aber wo Liebe ist, da kann man auch jetzt noch viele ernähren. Zehn Kinder, heißt es, kann eine Mutter ernähren. Liebe theilt ihr Brod mit Andern; wo Liebe ist, wird aus wenigem viel; Liebe findet tausend Hülfsmittel, wo der Lieblosigkeit nicht eines zu Gebote steht. Ihr werdet nicht vor Fürsten und Könige geführt. Aber wo es gilt, zu der Wahrheit zu stehen, da sollen wir es freudig und muthig thun; wo es gilt, für die Wahrheit zu leiden, soll sie uns als muthige Bekenner finden. Der Herr Jesus konnte sagen: „Ich und der Vater sind Eins." Das können wir ihm nicht nachsprechen; aber darnach ringen sollen wir, daß Gottes Wille immer mehr auch unser Wille werde. Der Herr Jesus ist für eine Menschheit gestorben. Das können wir nicht. Aber unser Leben hingeben können und sollen wir täglich, wenn nicht an eine Menschheit doch an die Wenigen, die uns gegeben sind. Eine Mutter kann sich für die Kinder aufopfern; all ihr Dichten und Trachten, Sinnen und Mühen ist auf sie gerichtet. Die Kinder leben den Eltern, der Freund dem Freunde, der Gatte der Gattin, der Lehrer den Kindern, der Seelsorger der Gemeinde, der Beamtete dem Lande. Unsere besten, edelsten Kräfte sollen wir dem Wohle der Mitbrüder weihen.

Wandelt in Christo, das heißt, führet euer ganzes Leben in Christo, im täglichen Aufblick zu ihm. Will euch die Sünde beschleichen, denket an ihn, den Heiligen und Reinen. Wollt ihr hassen und rächen, stellet ihn euch vor, der nicht schalt, als er gescholten wurde. Will eure Liebe erkalten, ein Blick in sein liebeglühendes Herz! Könnt ihr nicht vergeben: höret ihn am Kreuz für seine Feinde beten! Könnt ihr nicht an die Ewigkeit glauben: seht, wie er des ewigen Lebens, des Umganges mit dem himmlischen Vater gewiß ist! Wandelt in Christo! liebet was er geliebt, meidet was er gemieden!

Wandelt in Christo! Das wird uns dann möglich, wenn wir in ihm gewurzelt sind, wenn wir in ihm erbauet und fest im Glauben sind, wie wir gelehret wurden. Das führt uns auf ein drittes Wort des Apostels.

III. Seid gewurzelt und erbauet in ihm, und seid fest im Glauben, wie ihr gelehret seid! Wir müssen in etwas gewurzelt sein; wir müssen einen festen Standort haben. Warum ist es euch in allen Lagen so wohl, ihr Kinder, warum lebt ihr getrost und heiter, kümmert euch um gar nichts, was auch Ernstes und Schweres in der Welt um euch vorgeht? Warum seht ihr gutes Muthes aller ungewissen Zukunft entgegen? Wenn euch etwas Schwieriges, Ungewohntes an die Hand kommt, wenn ihr eine Frage zu lösen habt, die euch zu schwer ist: ihr eilt zu euern Eltern. Ihr zieht euch in allen Lagen und Ereignissen des Lebens in's väterliche Haus zum Wort, zum Rath, zur That der Eltern zurück. Da habt ihr euern festen Boden; da seid ihr geborgen in allen Stürmen und in aller Noth des Lebens. O, welch ein Segen, wo Kinder solche Eltern haben, in denen sie fest gewurzelt sein können; deren Rath, deren Einsicht, deren Entschluß sie freudig folgen, weil sie ihn als einen guten, als einen Weisen kennen und als solchen erfahren haben! Kinder müssen einen solchen festen Boden in ihren Eltern haben, von dem aus sie dann weiter bauen und schreiten können. So müssen wir in unserm sittlichen und religiösen Leben einen festen Boden haben, auf dem wir stehen, auf den wir uns zurückziehen können, von dem aus wir alles in der Welt ruhig und getrost betrachten mögen.

Man hat dem Christenthum den Vorwurf gemacht: es dulde nichts, außer sich, es sei ausschließend, hart, kalt, gleichgültig gegen anderes, gegen andere Weisheit, andere Lebens- und Weltanschauung, gegen andere Religionen. O, wie rührt solches Gerede nur vom Unverstand her! Nein, das Christenthum ist weitherzig, das Christenthum ist offen für alles Licht, was sonst in der Welt ist, für alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß, für fremde Bildung und Sitte. Aber einen festen Standort müssen wir haben, gewurzelt müssen wir in einem Boden sein; dann nur ist eine solche Rundschau, eine solche Rundreise möglich. Dann nur senden wir unsere Blicke sicher aus

und nehmen sie bereichert wieder zurück. Nicht wahr, unsere jungen Leute gehen in die Welt hinaus, wollen dies und das sehen und lernen; aber sie haben eine Heimath, sie wollen wieder in die Heimath zurückkehren. Viele Menschen reisen durch die Welt, sehen allerhand Länder, Völker, Sitten und Sprachen an. Aber immer reisen mögen sie doch nicht; einen festen Ort, eine Heimath, dahin sie wieder, mit ihren Schätzen beladen, zurückkehren, wollen sie. Ein Bürgerrecht, einen Heimathort muß der Mensch haben. Unsere fremden Gäste kommen aus verschiedenen Ländern der Erde, haben ihre Freude an unserm Land, an unserer schönen Schweizernatur. Aber sie alle haben doch daheim ihre Heimath; heim wollen sie doch wieder, wenn es Zeit ist. Die schönste Schweizernatur hielte sie nicht immer zurück. Wir müssen auch in unserm höchsten Leben, im religiösen Leben, eine Heimath haben. Der Herr Jesus ist unser Heimathort. Was ist heutzutage eine Last, eine Unerquicktheit, eine Mühseligkeit gerade der gebildeten Leute? Daß sie naschen an allen Orten, ihre Religion zusammen betteln aus allen Religionen, überall zu Hause sind und nirgends, immer suchen und nie zu einem schönen, seligen, festen Frieden gekommen sind, keinen Ruheort, keinen Standort haben. Sei Jesus unser Ruheort, unser Standort! Dann lesen wir, was die Weisen anderer Völker Schönes und Großes gedacht und gesprochen; dann betrachten wir, wie es andere Völker treiben, wie es ihnen geht, wie es mit ihnen steht, und bereichern uns in unserm ruhigen, seligen Besitz.

Seid gewurzelt in Christo und seid fest im Glauben, wie ihr gelehret seid. Ihr bekommt jetzt, Konfirmanden, nicht bloß das Recht, nein, auch die Pflicht, euern Glauben, das, was man euch zu glauben vorgestellt hat, selber zu prüfen. Aber verwechselt nicht eine ernste Prüfung mit einem leichtsinnigen Wegwerfen von bisher heilig gehaltenen Dingen, wobei weniger das Nachdenken Schuld ist als ein leichtsinniges Herz, welches das ernste Wort der Wahrheit gern weg haben möchte. Meinet auch nicht, daß wir Alles von vorn anfangen müssen; wir müssen von einander lernen, in die Arbeit Anderer eintreten. Wollt ihr mir weniger trauen, daß ich euch das Rechte und Wahre vorgestellt, als diesem und jenem, der sich ohne diese Liebe, die ich zu euch habe, in euere heiligsten Angelegenheiten eindränget? Es gilt im Leben so oft, sich zutrauensvoll andern hinzugeben; wollt ihr in Glaubenssachen mir nicht folgen? Bleibet in der Lehre, wie ihr gelehret seid! So habt ihr Einheit und Festigkeit, und nur aus einem festen, einigen Glauben heraus kommt ein festes, einiges, glückliches Leben, ein kräftiges Handeln. Und damit ihr, liebe Konfirmanden, und ihr alle, erwachsenen Leute, in der Lehre des Evangeliums immer fester, in Christo immer mehr eingewurzelt werdet, so seid in euerm Glauben reichlich dankbar! Das ist das Letzte, das wir noch miteinander betrachten wollen.

IV. Seid in euerm Glauben reichlich dankbar! Warum sind wir oft so laue Christen, wissen nicht, ob wir am Evangelium noch etwas haben oder nicht? Wir danken Christo nicht, danken für das Evangelium nicht. Was man aber ohne Dank genießt, sättigt nicht, erfreut nicht, erquickt nicht; es ist kein Segen darin, schon in leiblichen Dingen, aber auch in geistlichen. Es ist bekannt, wenn man Wohlthaten erweist, werden die an Liebe reicher, welche die Wohlthaten erweisen und nicht die, welche sie empfangen. Die Leute, denen wir Gutes thun, die gewinnen wir lieb, für die bekommen wir ein Interesse. Wir danken Jesu nicht. O, wenn wir hören, daß noch viel Menschen in dunkler, geistiger Finsterniß leben, daß große Greuel unter ihnen vorkommen, daß sie in Knechtschaft, in Sklaverei ihr Leben zubringen, wollen wir nicht, wenn wir's im Stande sind, auch etwas beitragen, daß solchen Menschen geholfen werde und Licht und Freiheit ihnen zu Theil werde? O, wenn wir so für das Evangelium etwas leisteten, uns mit der Noth heidnischer Völker beschäftigten, würde unser altes Evangelium, würde unser Herr Jesus Christus uns wieder lieb. Es leben Protestanten ohne Kirchen und Schulen und seelsorgerliche Pflege unter andern Religionsgenossen. Wenn wir ihrer gedenken, für ihre kirchlichen und gemeindlichen Angelegenheiten etwas thun, wird uns die evangelische Predigt, die wir ungehindert, im schönen Gotteshause, Sonntag für Sonntag, hören können, wieder lieb, freuen wir uns wieder mehr, daß wir alle Tage unsere Kinder geordnet an die Orte gemeinsamer Erziehung und Bildung schicken können.

Wir danken dem Herrn Jesu nicht. Es heißt in der Erzählung vom jüngsten Gericht (Matth. 25, 34—40), daß der Herr Jesus zu denen zu seiner Rechten gesprochen habe: „Kommt her, ihr Gesegnete meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt. Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket. Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherberget. Ich bin nackend gewesen, und ihr habt mich bekleidet. Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besuchet. Ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen.“ Dann werden ihm die Gerechten antworten und sagen: „Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen, und haben dich gespeiset? Oder durstig, und haben dich getränket? Wann haben wir dich einen Gast gesehen, und beherberget? Oder nackend und haben dich bekleidet? Wann haben wir dich krank oder gefangen gesehen, und sind zu dir gekommen?“ Und der König wird antworten und sagen zu ihnen: „Wahrlich, ich sage euch: Was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.“ Wir müssen, Geliebte, die Hungrigen speisen, die Durstigen tränken, die Nackenden bekleiden, die Kranken besuchen, die Gäste beherbergen. Wir müssen der Noth uns erbarmen, die Traurigen trösten, die Hoffnungslosen

wieder aufrichten. Wir müssen dem Herrn Jesu danken, dann wird uns sein Wort, dann wird er selber, der in allem diesem uns vorangegangen, der zu allem diesem Liebeswerk den Grund gelegt, uns wieder lieben, dann wurzeln wir immer mehr in ihm, werden im Glauben immer fester; denn lieb wird uns Gottes Wort erst, wenn wir es halten; so lange wir es übertreten, fürchten wir es; so lange wir es nicht achten, kennen wir es nicht. Erst wer Jesu Lehre hält, wird erfahren, ob er aus Gott redet oder aus sich selbst.

So kehren wir wieder zum Anfang zurück. Wie ihr angenommen habt den Herrn Christum Jesum, so wandelt in ihm und seid gewurzelt in ihm, und seid fest im Glauben, wie ihr gelehret seid, und seid in demselbigen reichlich dankbar! Amen.



Von den Hülfsmitteln zu einem schönen, christlichen Leben.

Text: Apost. 2. 41, 42.

Die nun sein Wort gern annahmen, ließen sich taufen; und wurden hinzugethan an dem Tage bei dreitausend Seelen. Sie blieben aber beständig in der Apostel Lehre, und in der Gemeinschaft, und im Brotbrechen, und im Gebet.

Alljährlich kehrt ein schönes Fest wieder. Es ist das Fest der Konfirmation unserer Jugend. Da wiederholt sich etwas von der ersten Zeit der christlichen Kirche. Auf einen Augenblick wenigstens werden wir in dieselbe zurückversetzt; die jungen Christen, die in die Gemeinde aufgenommen werden, sind uns ein Abglanz jener ersten Christen. Ja wenn wir uns diese denken aus erwachsenen Heiden und Juden bekehrt, von denen manche aus einem dunkeln, geängstigten, sündigen Leben in das Evangelium hinüber sich gerettet hatten, so leuchtet uns aus unsern jungen Christen, aus unverderbten, jugendlichen, reinen Seelen und Leibern ein viel schöneres Bild entgegen.

Von den ersten Christen heißt es: Die Menge der Gläubigen sei Ein Herz und Eine Seele gewesen; keiner von ihnen habe Mangel gelitten; denn man habe einem jeglichen gegeben, was ihm Noth gewesen. Sie haben Gott gelobet mit Freuden und einfältigem Herzen und Gnade gehabt bei Gott und den Menschen. Da ist ein schöner, seliger Zustand bezeichnet. Von einer Gemeinde sagen können, sie sei Ein Herz und Eine Seele gewesen: wie müssen da alle Herzen gereinigt und geläutert gewesen sein von aller Selbstsucht und allem Bösen, allem Harten und Unverträglichen! Wie müssen diese Herzen ganz nach Jesu Herzen gebildet gewesen sein, daß sie so übereinstimmten! Keiner von ihnen habe Mangel gelitten; denn man habe einem jeden gegeben, was ihm Noth war. Da muß die erste Liebe des Christenthums rein und warm geglüht haben. Sie lobeten Gott mit Freuden und einfältigem Herzen und hatten Gnade bei Gott und dem ganzen Volke. Kein Wunder, daß sie geliebt waren und gesegnet von Gott und den Menschen! Denn was gibt es Schöneres als Gott loben aus einem reinen Herzen und mit Freuden?

In diesem Stande befinden sich auch junge christliche Kinder, Konfirmanden am Palmsonntage. Sie sind auch Ein Herz und Eine Seele. Der gemeinsame Unterricht, das gemeinsame Leben, das gemeinsame sich Schaaren um den Herrn Jesus herum, das Aufmerken auf sein Wort, die gleiche Liebe zu ihm macht sie zu Einem Herzen und Einer Seele. Das trennende Leben mit seinen Ständen und Berufsarten, der Neid und die Mißgunst und der Eigennutz und die Ruhmsucht werfen ihre Schatten noch nicht in sie hinein. Keines von ihnen hat Mangel. Konfirmanden, Unterrichtskinder würden auch geben, wenn sie wüßten: eines unter ihnen litte Noth. Konfirmanden loben Gott mit Freuden und einfältigem Herzen. Ihr Glaube ist noch nicht berührt vom Zweifel; sie nehmen das Wort, wie es ihnen aus dem Munde des Lehrers geboten wird. Ihr Inneres ist noch nicht ein Tummelplatz wilder, widersprechender Gedanken. Ihre Hoffnung, ihre Liebe sind eins; Dank gegen Gott und Jesum fließt aus fröhlichem, glücklichem Herzen. Sie haben Gnade bei Gott und den Menschen. Oder liebt ihr sie nicht? Eltern, Väter, Mütter, Großeltern, Taufpathen, Freunde, Verwandte, Bekannte, liebt ihr sie nicht? Ruht nicht euer Blick mit Wohlgefallen auf ihnen? Wünscht ihr ihnen nicht Glück? Betet ihr nicht für sie, daß Gott sie behüte?

O, geliebte Konfirmanden, was könnte ich Sehnlicheres wünschen, als daß ihr auch *bleiben* möchtet in diesem schönen, glücklichen Leben! Ja, das ist mein heutiger Wunsch für Euch. Bleibet so wie ihr jetzt seid, so fromm, so brav, so treu, so liebevoll, so glücklich, so zufrieden! *Und was hilft euch, daß ihr so bleiben möget?* Das wollen wir zum Schlusse unseres Unterrichts noch mit einander bedenken.

Helfet mir dazu, liebe Erwachsene, Väter und Mütter, mit euerer Aufmerksamkeit und Theilnahme!

Herr Jesu, diese Kinder haben dich angenommen, haben dein Wort gehört und dein Leben gesehen; sie lieben dich. O gib, daß sie auch bleiben bei dir, wandeln in dir, gewurzelt und erbauet seien in dir! Amen.

Wie sind die ersten Christen zu ihrem schönen, christlichen Leben gekommen? Als ihnen, frühern Juden, Petrus gepredigt hatte von Christus, wie die Menschen ihn verworfen, gekreuzigt, ihn, der doch der Heiland der Welt sei, der auferstanden und in den Himmel erhöht sei, da sei es ihnen durch's Herz gegangen und sie hätten gefragt: Ihr Männer, lieben Brüder, was müssen wir thun? Sie erkannten ihre Sünde, bereuten sie, baten um Vergebung und ließen sich taufen auf den Namen Jesu, schloßen sich an ihn an, nahmen ihn als ihren Herrn und Führer an, folgten ihm nach, lebten in ihm. So kamen sie zu dem Leben, das sie nun als schöne christliche Gemeinschaft führten.

So kamet ihr, liebe Konfirmanden, zu euerm christlichen Leben nicht. Hinter euch lag kein Judenthum, kein Heidenthum. Von christlichen Eltern geboren und erzogen, in den ersten Tagen euerer Kindheit in der heiligen Taufe dem Herrn Jesu an das Herz gelegt, waret ihr von jeher in der christlichen Kirche, waret ihr von jeher bei Christo. Aber doch seid ihr ihm durch Erziehung und Unterricht mehr und mehr zugeführt worden; man wird doch auch innerhalb der christlichen Kirche ein Christ in dem Maße, als man immer mehr von Christo erfährt, die christliche Kirche mit allen ihren Schätzen und Gütern kennen lernt. Hinter euch lag kein dunkles, sündiges Leben, keine Angst und Qual des Gewissens. Aber doch war auch euer Leben nicht rein von Fehlern und Verirrungen. O, die werdet auch ihr bereuen, auch auf euere Lippen wird sich heute das Bekenntniß drängen: „Herr, wir sind nicht werth all der Barmherzigkeit und Treue, die du an uns gethan hast! Geh nicht in's Gericht mit uns! Wer wird vor dir bestehen, wenn du Sünde zurechnest? Vergilt uns nicht nach unsern Missethaten und handle nicht mit uns nach unserm Verdienen; sondern wie der Himmel höher ist als die Erde und der Aufgang fern vom Niedergang, also weit laß unsere Uebertretungen von uns sein!" Ihr kamt zu euerm jetzigen schönen Leben durch den Gedanken: uns sind unsere Sünden vergeben. Wir treten jetzt in eine neue, selige Verbindung mit Jesu. Uns ist wohl; wir lieben euch, ihr Brüder, ihr Schwestern!

Wie sind die ersten Christen bei ihrem schönen, christlichen Leben geblieben, daß sie immer Ein Herz und Eine Seele waren, immer einander halfen, immer Gott lobten mit Freuden und einfältigem Herzen, immer Gnade hatten bei Gott und den Menschen? O, ein einmaliger Ausruf: Ihr Männer, lieben Brüder, was müssen wir thun? ein einmaliges Hören von Jesu, ein einmaliges Brechen des Brotes, ein einmaliges Beten um Vergebung der Sünden und Stärkung von Gott hätte ihnen nicht geholfen, hätte das Alles nicht bewirkt. Sie blieben bei der Apostel Lehre, in der Gemeinschaft, im Brotbrechen und im Gebet. Das hat ihnen geholfen; das hat sie erhalten in ihrem schönen Leben. Und das wird auch euch helfen, liebe Konfirmanden, das wird auch bei euch machen, daß ihr Ein Herz und Eine Seele bleibet, daß keines unter euch Mangel leide, daß ihr Gott lobet mit Freuden und einfältigem Herzen und Gnade habet bei Gott und den Menschen.

O, euer bisheriger Unterricht wird euch nicht immer schützen, erleuchten, trösten, wenn ihr ihn nicht fortsetzet, Gottes Wort nicht immer wieder höret, leset und darüber nachdenket. Die Gemeinschaft, in der ihr jetzt als Konfirmanden gestanden, vergeht; ihr müßt fortwährend suchen und lieben die Gemeinschaft edler und guter Menschen, die Gemeinschaft der Gemeinde im Gottesdienst. Ein heiliges Abendmahl stärkt euch, bewahrt euch, erwärmt euch, erfreut euch, ver-

söhnt euch nicht für ein ganzes Leben. Ihr müßt es wiederholen. Und vom Beten meint ihr, daß ein einmaliges Beten alles thue. Beten ist Athmen der Seele, Luft schöpfen, Kraft schöpfen aus Gott. Athmen muß man immer.

I. Die ersten Christen blieben in der Apostel Lehre. Das bedeutet zweierlei. Einmal: sie hielten an der Apostel Lehre fest; sie ließen sich nicht von jedem Wind der Lehre hin und her bewegen; sie glaubten an den Herrn Jesum so, wie er ihnen von den Aposteln war verkündigt worden; das müssen auch wir thun. Es ist von ferne nicht meine Meinung, zu behaupten, daß von dem Glauben der Kirche nichts hinweggenommen, zu demselben nichts hinzugethan werden dürfte; daß die Sätze, welche aus der heiligen Schrift, aus der kirchlichen Ueberlieferung, überhaupt aus dem religiösen Leben, aus der religiösen und sittlichen Erfahrung gezogen wurden und in Bekenntnisse zusammen gestellt, für alle und ewige Zeiten in dieser Form gültig seien, daß keines von uns dieß und das noch besser stellen, ausdrücken, überhaupt den Glauben etwas anders und vollkommner haben könnte. Aber Geliebte, wenn ich daran etwas zu ändern und zu bessern meine, meint das nicht auch der andere? Wenn ich mir das Recht heraus nehme, etwas Appartes, Besonderes zu haben, steht dem andern dieses Recht nicht auch zu? Ich glaube, daß jeder seinen Glauben für sich am besten zurecht stellen und zurecht machen könne, daß das das Richtigste sei, wenn jeder sich mit Bewußtsein seinen eigenen Glauben bildet, wie er ihm zusagt. Aber wenn es sich um eine gemeinsame Form des Bekenntnisses handelt, um eine gemeinsame Form des Gottesdienstes, um ein gemeinsames, kräftiges Gemeindeleben, da müssen wir unsere besondern kleinern und größern Wünsche und Unterschiede dem gemeinsamen Ganzen unterordnen. Oder, Geliebte, könnt ihr euch ein Vereinsleben, ein Gemeindeleben denken, darin jedes seine besondern Wünsche, seine besondern Ziele und Zwecke möchte geltend machen? Es heißt von jenen ersten Gläubigen: sie seien Ein Herz und Eine Seele gewesen. Wäre das möglich gewesen, wenn sie ein jeder einen eigenen Glauben gehabt hätten; wenn sie, wie es dann später bei den Spaltungen und Partheiungen der Christen vorgekommen ist, der eine paulisch, der andere apollisch, der dritte kephisch, der vierte christisch gewesen wären? Sollte ein Gemeindeleben, ein gemeinsames, gesellschaftliches Leben, wozu wir doch bestimmt sind, ein kräftiges, kirchliches Leben entstehen, darin allerhand Werke und Thaten geschehen, so muß durchaus Einigkeit im Glauben herrschen, so muß man kleine und untergeordnete Unterschiede und Wünsche dem Ganzen in der That unterordnen, kleine Unvollkommenheiten, Ecken, Härten, Mängel, Lücken mit in den Kauf nehmen.

Ferner, geliebte Mitchristen, aus was für einem Interesse wollen wir beständig am Glauben feilen, ändern, bessern, zurechtdrücken, zurecht schneiden? Damit wir immer bräver, immer besser, immer frömmer werden? Ich glaube es nicht. Zum brav werden, zum gut werden ist unser Glaube gut. Wir ändern, bessern, mäkeln an der Lehre, weil wir uns damit beschäftigen wollen, weil wir meinen, das sei auch Christenthum, über Glaubensdinge reden und mit Glaubensdingen sich beschäftigen, weil das das Leichtere ist, weil wir uns damit etwas losmachen wollen von der langweiligen und strengen Pflicht, einfach besser zu werden. Wir beschäftigen uns mit diesen Glaubenssachen, weil wir eine immer leichtere Methode möchten herausbringen, selig zu werden; die alte Methode, besser zu werden, das Fleisch zu zügeln, Entbehrung und Entsagung sich aufzulegen, die ist uns zu schwer. Man versucht bei der Bildung und Erziehung der Kinder allerhand Methoden; man will alles leicht machen. Ich überzeuge mich immer mehr, daß doch alles, sei's auf diese, sei's auf eine andere Art, muß gelernt werden, daß es Fleiß, Anstrengung, Eifer, Arbeit erfordert; spielend geht es nicht; angehaucht kann einem die Bildung, die Erziehung nicht werden. Ich bin weit entfernt, zu behaupten, daß unser evangelischer Gottesdienst so sei, wie er sein sollte, daß da nichts zu ändern und zu bessern wäre. Aber doch ein großer Theil der Bestrebungen nach Verschönerung geht aus dem Wunsche hervor: wir möchten es lieber etwas leichter haben, schöner und nicht so schwer. Dieses ewige Moralpredigen! Warum ist das vielen nicht recht? Weil ihnen überhaupt die Moral nicht recht ist; sie möchten es schön haben aber nicht schwer. Aber trotz langweiligen Moralpredigens ist die Moral doch das, was die Welt gesund erhält, die Moral ist doch das, was die Welt in den Angeln behält, die Moral, die langweilige Moral ist doch die Hauptsache.

Liebe Freunde, wenn wir gut werden wollen, brav, fromm, wenn es uns ein Ernst ist, ist unser Glaube gut genug, ist es die Lehre der Apostel, die Lehre des Evangeliums, die Lehre, welche uns gut erhält, zu guten Menschen macht. Ihr dürft getrost bei ihr bleiben; ihr seid gut geführt. Und ist es uns um etwas anderes zu thun, so sagen wir es und geben nicht dem Evangelium Schuld, wollen nicht am Evangelium drücken und modeln.

Die ersten Christen blieben bei der Lehre der Apostel, das heißt auch: sie hörten diese Lehre nicht nur einmal an, sondern sie ließen sie sich wiederholen; sie hörten sie oft an, lasen die Schriften der Apostel, lasen die Schriften des Alten Testamentes oft. Das müssen auch wir. Liebe Konfirmanden, ihr seid jetzt unterrichtet; wir haben die heilige Schrift, besonders das Neue Testament mit einander gelesen, gelernt, erklärt, zu Herzen genommen, lieb gewonnen. Aber wenn ihr jetzt dieses Wort bei Seite legen wolltet, die Neuen Testamente nicht mehr brauchen, das Wort der Schrift nicht mehr im Gottes-

dienste anhören wolltet, so würde jenes Wort seine Kraft und Wirkung wieder verlieren. Wir bleiben eben nicht dieselben Wesen, die wir einmal waren. Unser Körper wird ein anderer, der Stoff wechselt, unser Geist wird ein anderer, wenn auch vieles bleibt; wir werden, wir sind eine Welle, die an Land und Leuten vorbei fließt, wir sind ein Wassergefäß, in das frisches Wasser stets einfließt, anderes abfließt; wir verändern uns, vergessen, was wir einmal gehört; was auf uns einwirkt, läßt mit der Zeit in seiner Kraft nach, die Spuren verbleichen, verwischen sich wieder. Anderes wirkt auf uns ein, anderes zieht Spuren. So muß das gute Wort, das Wort, das uns zu guten Menschen machen will, so müssen die guten Einflüsse stets wiederholt werden. „Zwei Wege hat der Mensch vor sich. Herr, den rechten führe mich!" Das Wort Gottes mahnt uns auf den rechten Weg. Aber das müssen wir immer hören, weil anderes uns auch stets auf den linken Weg führen will. „Rechts zu Ehre, Ruhm und Kraft; Links Genuß und Leidenschaft." Das Wort ermahnt: Rechts! Das Wort Gottes will uns zu Ehre, Ruhm und Kraft führen. Aber vieles lockt uns, ruft uns zu Genuß und Leidenschaft. Darum müssen wir stets auf den Ruf des Wortes Gottes hören.

Man sagt: Man habe heutzutage nicht mehr so nöthig, die Bibel zu lesen wie vor alten Zeiten, habe nicht mehr so nöthig in die Predigt zu gehen wie früher. Was habe man heute nicht für andere schöne, fromme und gute Bücher, was höre man heutzutage nicht für andere bildende, lehrreiche, schöne Vorträge, könne gelehrte, gebildete Versammlungen, schöne gesellige Kreise besuchen. Ich will vieles zugeben. Ja, es ist viel Bildung, viel schöne, edle Bildung, viel christliche, bildende, edle Literatur in der Welt. Aber Geliebte, über die heilige Schrift geht bis jetzt doch kein Erbauungsbuch, kein Gebetbuch, gehen keine christlichen Vorträge und Reden. In der Bibel ist doch eine so ursprüngliche, kräftige Speise, ein so einfaches, klares, derbes, reines, mächtiges Wort und L e b e n der Wahrheit wie in keinem andern Buche. In viel weltlichen Büchern, in viel weltlichen Vorträgen, in viel weltlichen Kreisen ist doch Welt und Himmel manchmal sehr gemischt, kommt man manchmal nicht daraus, ob es Ernst oder Scherz sei, Wahrheit oder Unwahrheit, Wesen oder Schein, ob man auf lichte Höhen geführt werde oder in den Sumpf. Mit der Bibel wird man nie in den Sumpf geführt, die ist nie zweideutig; die ist schärfer denn kein zweischneidiges Schwert und dringet durch, bis daß sie schneidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens. (Hebr. 4, 12.)

Ferner: Gibt es nicht neben der guten Literatur auch eine schlechte, neben guten Büchern schlechte Bücher, neben guten Bildern schlechte Bilder, neben guten Vorlesungen und Gesellschaften schlechte Gesellschaften und Vorlesungen? Die Spielkarten werden nicht entfernt durch Wahrsagerkarten, die Lotterieloose nicht durch Eisenbahn-

loose! Die Spielkarten werden entfernt, wenn an der Wand auf dem Schrank eine Bibel steht. Ein Christusbild an der Wand warnt uns, mahnt uns, wenn wir fluchen oder schwören, andere schöne Bilder sind zu schwach. Wider den Strom der Sünde, der aus einer schlechten Literatur, aus einer schlechten Kunst, aus einer sündigen Geselligkeit kommt, hilft nur das energische, klare, mächtige Gotteswort.

Man sagt: man habe heutzutage nicht mehr so viel Zeit, in der Bibel zu lesen wie früher; man habe zu viel Bücher und müsse zu viel arbeiten. Liebe Freunde. Das Neue Testament, etwa mit den Psalmen ist kein dickes Buch, das kann man noch lesen neben den andern, dazu findet man noch Zeit, und wenn man viel Arbeit hat. Man kann es vertheilen auf das ganze Jahr. Heute nur einen kleinen Abschnitt und morgen wieder einen. Wer sich das zur Gewohnheit gemacht hat, wer die Bibel zu seinem Haus- und Erbauungsbuch gemacht hat, der wird in sie eingeführt, er weiß nicht wie. Und welche Leichtigkeit im Lesen gegen früher hat man jetzt. Alle können lesen, leicht lesen, schnell lesen. Alle können dieses Buch kaufen; es kostet nicht mehr den zehnten Theil gegen früher, und wer es auch so noch nicht bezahlen kann, dem schenkt man es.

Man brauche heutzutage nicht immer in der Bibel zu lesen. Bei dieser vielen Bildung, bei diesem vielen Unterrichten unserer Kinder habe jeder die Bibel in seinem Herzen, ein braver Mann wisse, was er zu thun habe ohne Bibel; sein Herz, sein Gewissen sage es ihm! Aber diese braven Männer sind wir nicht alle; diese müssen wir viele erst werden. Ja unser Gewissen sagt es uns. Aber unser Gewissen muß doch erst auch gebildet werden, gebildet werden an der heiligen Schrift, diesem großen Gewissen je der reinsten, größten, heiligsten Männer Gottes. Ja unser Gewissen sagt uns, was Recht und Unrecht sei. Aber wie drehen und künsteln und biegen wir oft an unserm Gewissen, wenn wir zur Sünde uns hinneigen! O da thut es Noth, daß ein unverfälschtes Gewissen, wie es in der Schrift vorhanden ist, an uns herantritt und das gefährliche Spiel uns zeigt, das wir mit unserm Gewissen spielen. Kinder, bleibet bei der Apostel Lehre, bleibet beim Wort Gottes, leset es oft und viel, höret es gern im Gottesdienste!

II. Die ersten Christen blieben zweitens in der Gemeinschaft. Die Lehre allein, die Lehre der Apostel, bei der sie blieben, die Lehre der Apostel, die sie oft wiederholten, hätte sie nicht erhalten; ja die Lehre wäre unter ihnen nicht geblieben ohne die Gemeinschaft. Die Lehre allein hätte sie als Christen nicht erhalten. Sie kamen her aus den Juden und später aus den Heiden. Sie gehörten nicht einer Gemeinde, einer Stadt, einer Landschaft an. Wir wissen, daß am Pfingstfest eine große Versammlung von Juden aus allen Ländern stattfand, welche da zusammen kamen. Von diesen vielen aus allen

Ländern gekommenen Juden, oder wenn es auch nur Juden aus dem jüdischen Lande waren, wurden bei dreitausend Seelen Christen. Stellt euch diese dreitausend Christen vor, wenn sie jeder mit der gehörten Lehre wieder in seine jüdische Familie, in seine jüdische oder später heidnische Gemeinde, in sein von Juden oder Heiden bewohntes Land gegangen wären, ja wenn sie auch später jeder, was aber unmöglich gewesen, das Alte Testament und Schriften der Apostel mitgenommen hätten: die Lehre allein hätte sie nicht erhalten. Sie waren früher Juden, Heiden. Die frühere Religion, die bisherigen Erinnerungen, Sitten, Gewohnheiten, Erlebnisse wären geblieben und hätten alle ihre Macht geltend gemacht. Die Umgebungen, Freunde, Verwandte, alles hätte auf sie eingewirkt, und wahrscheinlich wäre ihr Christenthum wieder verloren gegangen, wäre nach und nach verwischt worden. Was sie allen diesen Einflüssen gegenüber, ihrem eigenen frühern, nichtchristlichen Leben, äußern Einwirkungen gegenüber verwahrte, das war die G e m e i n s c h a f t, das war der Umstand, daß sie, Glaubensgenossen, sich an einander anschlossen, einen Verein, einen Bund, eine Kirche bildeten. Nicht umsonst sagte der Erlöser beim Scheiden von seinen Jüngern zu ihnen, sie sollen nicht weichen von Jerusalem, sondern beisammen bleiben. Wären sie ein jeder wieder in sein Haus, zu den Seinen gegangen, so wäre wahrscheinlich aus dem Christenthum nichts geworden. Nicht umsonst wählte der Herr Jesus zwölf Jünger als seine steten Genossen und vereinigte sie in eine Familie, in einen Verein. Ohne diese Genossenschaft mit bestimmter geschlossener Ordnung, wenn der Herr Jesus nur diesen und jenen gepredigt, wäre aus dem Christenthum nichts geworden. Die schöne Lehre wäre verhallt und selbst sein unschuldiges Leiden und Sterben hätte nur einen vorübergehenden Eindruck gemacht. Vereinte Kraft macht stark. Gleiche müssen sich mit Gleichen vereinigen. Das macht ja das Wesen aller Vereine aus. Die Christen hatten einer am andern einen Rücken, einer belehrte, stärkte, tröstete den andern, wenn er etwa Gefahr lief, durch Ueberredung, durch lockende Vorspiegelungen, durch Noth wieder zurückzufallen in's Judenthum, in's Heidenthum. Die Gemeinschaft, das Zusammenleben und Zusammenwirken erhielt das Christenthum. Nicht der Anstoß allein, den Jesus gegeben, nicht das Leben Jesu allein schuf das Christenthum, die Kirche. Jeder Christ war auch wieder ein Mensch, die Jünger, die hinzukamen zu Jesu, die spätern Christen alle waren lebendige Menschen, brachten neue Kraft, neues Leben, neue Liebe, neue Treue, neuen Eifer, überhaupt, Stoff, Kraft, Leben, Macht, ihre geistige und leibliche Natur, ihr geistiges und sittliches Leben, ihre Kraft hinzu. Allerdings wurde das alles in's Christliche gezogen, verwandelt, geläutert, gereinigt, geweiht, entflammt. Aber nur leere Hüllen und Schalen, nur Gefässe waren sie nicht, die erst von Christi und der Apostel Leben mußten ausgefüllt werden. Es war schon Kraft und Macht und Leben in

ihnen; nur mußte das alles gereinigt, geläutert, veredelt, geheiligt und gekräftigt werden. Das Christenthum z. B. wurde in Europa, in Deutschland nicht dadurch zu dem, was es wurde, daß Christen etwa aus Asien herüber eingewandert und die Germanen verdrängt hätten oder daß diese ausgestorben wären. Das Christenthum wurde in Europa nicht so zum Christenthum, daß diese Germanen nur leere Schalen gewesen wären, die erst mit asiatischer Kraft hätten ausgefüllt werden müssen. Nein das Christenthum wurde in Deutschland Christenthum dadurch, daß da kräftige, mächtige, lebensvolle, religiös erfüllte Naturen waren, daß diese sich nur umbildeten zu Christen, daß der Stoff, der in ihnen war, nur gereinigt, geläutert und geweiht und durch neue Ziele, neue Ideale, neue Bestrebungen gekräftigt wurde.

Die Gemeinschaft, das Zusammenleben hat das Christenthum erhalten, die Gemeinschaft hat die Lehre erhalten, die Gemeinschaft hat das Christenthum, das zumeist nicht Lehre war, sondern eben gemeinsames Bruder- und Liebesleben, wie sie dasselbe gegründet hat so auch erhalten.

Die Gemeinschaft erhält uns *heute* beim Christenthum. Wir sind *alle* Christen, sind nicht zerstreut unter Juden und Heiden; aber gleichwohl, wenn wir alle Gemeinschaft als Christen aufhöben, wenn wir nicht unsere Kinder sammelten zu gemeinsamem Unterricht; wenn wir nicht Sonntag für Sonntag als Gemeinde um das Wort Gottes, zur Anbetung Gottes, um den Stifter unserer Gemeinschaft, den Herrn Jesus Christus uns sammelten; wenn wir nicht unsere Kinder bei der Taufe, bei der Konfirmation förmlich aufnähmen in unsern Bund; wenn wir nicht beim heiligen Abendmahl uns vereinigten; wenn wir nicht zu gemeinsamen christlichen Werken in allerhand Vereinen und Gesellschaften uns sammelten, sondern jeder unbekümmert um den andern mit dem Neuen Testamente in der Tasche seines Weges ginge: wie viel vom Christenthum zerfiele, vom Christenthum, das nicht zumeist Lehre sondern Leben ist, Leben der Liebe, der Treue, der Aufopferung für die andern!

Aber auch *sonst* zerfiele ohne die Gemeinschaft das christliche Leben. Der Einzelne bedarf der Nachhülfe, der Stärkung, der Warnung. Wir sind nicht so selbstständige Wesen, daß wir alles aus uns schöpfen können, alles selbst werden oder nicht werden. Der gemeinsame Gottesdienst zum Beispiel! Wenn wir nur allein für uns leben, allein sind, in unserm Hause bleiben, unsere einsamen Wege gehen, unserem einzelnen Geschäft nachgehen: wie oft brüten wir da über Sünden und wollen sie vollziehen; wir glauben uns allein, nur für uns selber lebend, glauben, daß das Böse nur für uns seine Folgen habe. Wir gehen zur Kirche oder auch nur in eine größere Versammlung, in einen Familienkreis, an eine Gemeindeversammlung, an ein Fest, an einen Ort großen gesellschaftlichen Zusammenlebens, o, da wird uns: Nein! du thust dieses Böse nicht!

Ich thue es meiner Familie, der Gemeinde, den Freunden nicht zu Leide! Die Gemeinschaft rettet uns wieder. „Wer sich absondert, der sucht, was ihn gelüstet, und setzt sich wider alles, was gut ist." (Spr. Sal. 18, 1). Oder wir sind in Noth, in Traurigkeit, oder sind in Zweifeln, im Unglauben. Geht in die Kirche! Da sind Gesichter, die auch schon unglücklich gewesen und nun wieder froh geworden sind. Da hört ihr reden von schönen Dingen, man singt, man betet, es ist ein heiliger, stiller Ort, es ist Gottes Haus. Da kommt uns Glaube wieder, der uns allein, zu Hause, nicht gekommen wäre.

Liebe Konfirmanden, bleibet bei der Gemeinschaft! Haltet euch zu guten Menschen! Man ist sehr schwach; der Versuchungen sind viele; haltet euch zu guten Menschen; es ist nöthig, daß man gute Reden höre und gute Dinge sehe. Fliehet die Einsamkeit und schließet euch an größere Vereinigungen an. Nehmet Theil an Vereinen, besuchet die bürgerlichen Versammlungen, geht an die Landsgemeinde, kommt in den Gottesdienst! Die Gemeinschaft bewahrt vor der Sünde, die im Verborgenen schleicht, vor dem Eigennutz, vor der Eitelkeit, vor dem Engherzigen und Kleinlichen. Sie gibt den Gedanken Schwung, lehrt mit andern nach dem Edlen und Braven streben, gibt uns Demuth. Wenn wir sehen, daß andere auch etwas wissen und sind, lernen wir, von andern annehmen, uns so stellen, daß wir mit den andern auskommen, den andern zum Guten gereichen. In der Gemeinschaft bildet sich der Mensch nach allen Seiten aus. Liebe Konfirmanden, kommt zum Gottesdienst! Hier wird euch die Frage am mächtigsten treffen: „Bin ich meinem Konfirmationsgelübde, meinem Palmsonntag noch treu geblieben?"

III. Bleibet beim heiligen Abendmahl. Im heiligen Abendmahl tritt uns die Lehre der Apostel, die ganze Lehre des Evangeliums, das Leben und Sterben, das ganze Erlösungswerk des Herrn Jesu am lebendigsten entgegen; denn da erzählen wir nicht bloß von diesem Leben und Sterben Jesu, da stellen wir seinen Tod sinnbildlich dar; sein Leib wird da vor unsern Augen gebrochen, sein Blut vergossen. Im heiligen Abendmahl tritt uns die Gemeinschaft, in der wir mit Christo, in der wir unter einander stehen, am sichtbarsten entgegen. Wir genießen das Brod, das uns den Leib Jesu vorstellt, trinken den Wein, der uns das Blut Jesu vorstellt, vereinigen uns also auf die innigste Weise mit Jesu, stellen die innere Vereinigung Jesu, die Vereinigung unserer Seele mit Jesu Seele, unseres Lebens mit Jesu Leben durch eine äußerliche Vereinigung dar. Aber wir vereinigen uns auch mit den Brüdern, mit der ganzen Christenheit, die ein Leib Christi ist. Wir essen alle von einem Brod, trinken von einem Trank.

Im heiligen Abendmahl tritt uns unsere Sünde entgegen. Die Sünde der Menschen war es, welche den Erlöser an das Kreuz gebracht. Alle Sünde hängt unter einander zusammen; alle Sünde, welche auch jetzt geschieht, welche von uns geschieht, ist wider Jesum, kreuzigt Jesum auf's neue. Dieser Gedanke wird uns wegwenden von dem Bösen, wird uns immer mehr hinführen zu einem der Sünde abgeneigten, zu einem von Sünde immer mehr freien Leben. Im heiligen Abendmahl schauen wir unsere Erlösung. Jesus Christus ist für uns gestorben, hat unsere Schuld gesühnt. Wollen wir auf's neue sündigen? Wollen wir ihm damit danken, daß wir leichtsinnig fortfahren in der Sünde? Nein, seine Liebe bewegt uns, treibt uns, daß wir ihn auch lieben. Und Jesum lieben heißt in ihm leben, zu ihm aufblicken bei allem, was wir sinnen und denken, treiben und thun, überall und bei allem sich fragen: gefällt das Jesu? Ist das recht vor ihm, besteht das vor ihm? So wird dann das Wort wahr: „Sie reden von Moral. Verwundte Liebe, dich lieben ist die größte Moral."

Im heiligen Abendmahl werden wir eine innige Gemeinschaft. Die Liebe schließt uns zusammen. Diese Liebe ist dann freundlich, friedfertig, versöhnlich. Wir vergeben einander. Denn wo wir Vergebung empfangen, da sind wir auch geneigt, den Mitbrüdern zu vergeben; denn wie könnten wir den Trost fassen: Gott vergibt uns unsere Sünden, wenn wir Groll gegen unsere Mitmenschen behalten wollten? Im heiligen Abendmahl werden wir erwärmt zur Barmherzigkeit und zu herzlicher Theilnahme an aller Noth, an allem Leid der Mitbrüder. Wir helfen, trösten, rathen, erquicken. Im heiligen Abendmahl entschließen wir uns, auch die Brüder zu gewinnen für den Herrn Jesu, ihm neue Freunde, neue Jünger, neue Anhänger zuzuführen, daß der große, selige Liebesbund immer schöner und herrlicher auf Erden sich darstelle.

Kinder, bleibet beim heiligen Abendmahl! Die ersten Christen stärkten sich in der Apostel Lehre, in der Gemeinschaft gerade durch das heilige Abendmahl; das war das starke, sichtbare, äußere Band, das sie zusammenhielt, das äußere Band, das sie innerlich mächtig zusammenband, das sie mit dem Herrn Jesus, dem Fürsten ihres Lebens, dem Quell ihrer Seligkeit zusammen schloß.

IV. Bleibet im Gebet. Das ist das vierte Hülfsmittel, das ihr anwenden müßt, wenn ihr in dem schönen Leben, in dem ihr jetzt stehet, bleiben wollt. Ach, wenn es darauf ankäme, wie ihr jetzt in euerm Herzen gesinnt seid: ich würde euch gerne entlassen; ich hätte die freudige Ueberzeugung, daß ihr bleiben werdet, was ihr seid, nämlich fromme, brave Kinder, treue Christen, gute Bekenner und Nachfolger Jesu. Aber mit einer einmaligen Erwärmung durch

Christum, mit einem einmaligen sich Wegwenden vom Bösen, mit einem einmaligen Beten um Hülfe ist es nicht gethan. Wir müssen die Hülfsmittel, die Gott uns gegeben, sein Wort, die Gemeinschaft, das heilige Abendmahl, das Gebet oft und viel anwenden. Leben ist Bewegung, Leben ist Veränderung; wir bleiben nicht, die wir sind; anderes wirkt auf uns ein; Schädliches, Böses wirkt auf uns ein, wirkt täglich auf uns ein. Dem müssen wir ein Gegengewicht entgegenstellen und dieses Gegengewicht ist das Gebet. Das Gebet ist etwas, das wir immer anwenden können, ein Mittel, das wir überall bei uns haben, das nicht an Ort und Zeit gebunden ist, wenn es freilich besondere Orte und Stunden des Gebetes gibt. Das Gebet ist ein Mittel, das wir jeder besondern Sünde entgegenstellen können, das wir zu unserm Bedarf einrichten können. Das Gebet erinnert uns an den stets gegenwärtigen, allwissenden Gott, den Rächer und Vergelter alles Bösen. Es ist eine Quelle der Kraft. Gott ist die Quelle alles Guten, aller Kraft; im Gebet vereinigen wir, das Zweiglein, uns mit diesem Stamme, ziehen neue Kraft, neues Leben, neuen Bestand aus ihm. Vom Gebete lassen, heißt auf die mächtigste Nachhülfe im Guten verzichten, heißt vom Guten selber lassen, sich immer mehr der Macht des Bösen anheimgeben. Das Gebet ist die beste, tägliche Selbstprüfung vor Gott. O, blicket täglich auf von der Erde zum Himmel, von dem Irdischen, Vergänglichen, zu dem Ueberirdischen, zu dem, wo wir doch einst hoffen, hinzukommen, wo wir nach dieser kurzen, ach oft sehr kurzen irdischen Laufbahn ewig bleiben werden. Betet, daß der große, heilige Name Gottes von allen Menschen und auch von euch heilig gehalten werde, daß sein Reich, das Reich des Guten und Wahren, das Reich des Friedens und der Liebe immer mehr auf Erden komme und sein Wille von allen Menschen und auch von euch freudig und gern gehalten werde. Betet, daß euch Gott das tägliche Brod schenke und euch die Gnade verleihe, es mit Dank und Zufriedenheit zu genießen. Betet zu Gott, daß er euch euere Fehltritte und Verirrungen verzeihe, wie auch ihr vergebet allen denen, die euch beleidigt und erzürnt, und daß er euch nicht fallen lasse in große und schwere Versuchungen, sondern immer mehr erlöse von allem Bösen!

O, geliebte Mitchristen, in deren Mitte diese Kinder aufgenommen werden, bleibet auch ihr bei der Apostel Lehre, in der Gemeinschaft, beim Brotbrechen und beim Gebet! Warum fallen junge Christen so oft wieder zurück? Warum vergessen sie den Unterricht ihrer Jugend, mögen Gottes Wort nicht hören, in der Gemeinschaft guter Menschen nicht bleiben, nicht beten? Wir, die wir ihnen vorangehen sollten, die wir sie in unsere Mitte, in unsere Hut, in ein starkes, geeinigtes, christliches Leben, in einen rechten Strom von Christenthum hineinnehmen sollten, wir beten so oft nicht, schließen uns nicht als eine Gemeinschaft um Jesum und sein Wort zusammen.

O, wenden wir uns zurück zu diesen verlassenen Gütern des Lebens, lieben wir Gottes Wort, erscheinen wir in unsern Versammlungen, feiern wir mit Glauben und Liebe das heilige Abendmahl, beten wir im Stillen und öffentlich in der Gemeinde! Dann werden auch unsere jungen Glieder bewahrt werden und bleiben, was sie sind, reine, den Herrn Jesum liebende Seelen. Dann wird jenes schöne Liebesleben der ersten Christen immer mehr auch unser Leben werden, und es wird wahr: „O Christenthum, du großes Liebesband!" Amen.

VI.

Ostern.

Der Stein vor des Himmels Thüre.

Text: Marc. 16, 1—3.

Und da der Sabbat vergangen war, kauften Maria Magdalena und Maria Jakobi und Salome Spezerei, auf daß sie kämen und salbeten ihn. Und sie kamen zum Grabe an einem Sabbater sehr frühe, da die Sonne aufging. Und sie sprachen unter einander: Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür?

An dem großen Morgen, dessen Gedächtniß wir heute feiern, gingen drei Frauen aus Jerusalem zu dem Grabe des Erlösers. Mit Myrrhen und Aloe wollten sie den Leichnam des geliebten Meisters zum dauernden Begräbniß zubereiten. Als sie aber in die Nähe des Grabes gekommen, welches diesen Gegenstand ihrer Liebe und Ehrfurcht umschloß, hielten sie plötzlich inne und fragten: Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür? Es kam ihnen in den Sinn, daß ein großer, schwerer Stein vor demselben liege. In ihrem Drange nach dem Grabe dachten sie nicht daran, daß ihnen ein Hinderniß den Zugang zu dem verwehren könnte, was ihnen in diesem Augenblick das Theuerste und Heiligste war. Jetzt aber, als sie vor dem Grabe standen, diesem Theuersten nahe, es haben und in Besitz nehmen wollten, fallen sie aus ihren süßen, träumerischen Gedanken heraus und fragen erschreckt: Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür?

Wir gehen auch hinaus, ein jeder aus seinem Jerusalem, am Morgen und am Abend und wandern und suchen — den Himmel. Wer wälzt uns den Stein von des Himmels Thür? Ein Stein liegt vor demselben. Wer wälzt ihn hinweg?

Gib Du uns selbst, himmlischer Vater, die rechte Antwort, und wenn wir sie aus deinem Worte nicht recht hinausfinden, so sage Du es jedem in seinem eigenen Herzen, was zu seinem Frieden diene! Amen.

I. Wir wandern und suchen den Himmel. Wo suchen wir ihn? Man redet von allerhand Himmeln? Einen Himmel gibt es im menschlichen Herzen, und ja, wenn wir ihn da nicht haben, suchen wir ihn vergebens oben am Himmel. Im eigenen Herzen

müssen wir ihn haben, sonst hilft uns aller äußere Himmel nichts. Seht den reinsten wolkenlosesten, Himmel über euch! Wenn es euch in euerm Herzen nicht wohl ist, wenn ihr in euerm Innern Unglück und Unzufriedenheit habt, so wird euch selbst der reinste, wolkenlose Himmel trüb und grau erscheinen. Lasset euere Kinder fröhlich um euch spielen, wenn es euch in euerm Innern nicht wohl ist, so werden die Kinder wohl ein Lächeln auf euere Lippen bringen, aber es ist ein schmerzliches Lächeln. Lasset das Leben um euch rauschen; ihr möget geehrt und geachtet in der Welt sein, wichtige Aemter bekleiden, euere Geschäfte mögen gerathen, euere Wiesen blühen, euere Aecker wohl tragen, wenn ihr in euerm Innern nicht glücklich seid, so ist das Alles nur ein grauer, trüber Himmel, ein äußerliches Glück, das nicht bis in das Innerste der Seele reicht, kein Glück, daß ihr jauchzen und springen möchtet. Seht einen Menschen, der seine leibliche Gesundheit verloren hat und den keine Hoffnung auf Rettung seines Lebens mehr aufrecht hält. Fraget ihn, was ihn die Welt mit ihrer Herrlichkeit noch freue, die Natur, der Frühling, der Sommer, der reiche Herbst. Fraget ihn, was ihm ein schöner Morgen, eine sternenerfüllte Nacht werth sei. Sein Vermögen mag sich mehren, es freut ihn nicht mehr; keine Stunde des Frohsinns mag er erkaufen mit allen seinen Mitteln, so viele ihm deren zu Gebote stehen. So ist's auch mit der Gesundheit unserer Seele, mit dem Leben unsers innern Menschen. Lastet ein Kummer, ein tiefes Leid, eine schwere Schuld auf unserm Herzen. was hilft da alles äußere Blendwerk, alles äußere, wirkliche Gut? Es wird nur Blendwerk für uns, wir haben einen Abgrund in unserm Innern, der alles verschlingt, eine Stelle, die mit allem, was hineingelegt wird, niemals ausgefüllt wird. Es ist ein bitteres Wasser, das alle süßen Wasser in seiner Bitterkeit umwandelt. Ja wie der äußere Glanz den Kranken noch düsterer stimmt, so dienen äußere, glückliche Verhältnisse gerade dazu, uns die innere Wunde um so brennender, den innern Schaden um so schmerzhafter zu machen. Alles wahre Glück muß von innen herauskommen, wie das Wasser hell und klar aus seiner Quelle fließen muß. Nur das ist wahres äußeres Glück, das ein Abglanz ist, der Widerhall, der Ausdruck innerer Befriedigung, innern Genügens. Den Himmel müssen wir vor Allem aus in unsern Herzen haben. „Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen." In das Innerste des Menschen, in das Herz hat Jesus Christus den Himmel verlegt. Ein reines Herz ist ein seliges Herz, in einem reinen Herzen ist Seligkeit, ist der Himmel. Einem reinen Herzen erscheint die ganze Welt in reinem, schönem Lichte, einem reinen Herzen strahlt überall Ordnung und Weisheit entgegen; ein reines Herz findet überall den großen Schöpfer und Beseeler aller Dinge. Der Himmel im eigenen Herzen ist Freude und Lust an Allem, was gerecht, was wahrhaft, was keusch, was lieblich, was wohllautet, was irgend ein Lob,

irgend eine Tugend ist. Der Himmel im eigenen Herzen ist süßer, seliger Lohn, der in der Liebe zum Guten, in der Ausübung der Tugend liegt. Der Himmel im eigenen Herzen ist die Nähe, das Einwohnen Gottes im Menschen.

Wir suchen aber auch den Himmel im gemeinsamen Leben. Das wäre noch kein ganzer Himmel, nur für sich allein selig und glücklich sein. Wir sind für einander bestimmt, zu einem gemeinsamen Leben geschaffen. In dem gemeinsamen Leben entwickeln sich wieder neue Kräfte, blühen und sprossen wieder neue herrliche Dinge. Wir müssen mit einander uns freuen, ja können erst mit andern recht glücklich sein. Eine Mutter kann für sich nicht glücklich sein, wenn es ihre Kinder nicht auch sind; in einer glücklichen Ehe muß es beiden Ehegatten wohl sein. Es gibt einen Himmel auf Erden. Man hört ja bisweilen sagen: Diese Leute haben den Himmel auf Erden. Ja Gott sei gelobet, und ihm herzlich gedanket, daß er uns Staubgebornen Menschen Himmelswonne in dieses Erdenleben hinein gibt! Diese Leute haben den Himmel auf Erden, was heißt das? Das heißt, diese Leute leben im Frieden, sie sind verschont von schwerem Kummer und Unglück; sie bringen ihre Tage in guter Gesundheit zu; sie müssen nicht ängstlich sorgen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Mäßige Arbeit gibt ihnen reichliches Brod. „Ihr Haus hat zwiefache Decken." Ihre Kinder gerathen wohl. Ja, da ist's, als ob aus dem reichen Himmelssaale ein Strahl des Lichts auf diese Erde gekommen sei.

Wo suchen wir den Himmel noch? „Hebet euere Augen in die Höhe, und sehet! Wer hat solche Dinge geschaffen, und führet ihr Heer bei der Zahl heraus, der sie alle mit Namen rufet? Sein Vermögen und starke Kraft ist so groß, daß es nicht an einem fehlen kann." (Jes. 40, 26.) Die Erde fesselt uns mächtig, aber der Himmel ruft noch lauter: Hebet euere Augen in die Höhe! Wie schön und wunderbar ist dieser Himmel! Wie mächtig zieht er uns an! Wie schwinget sich die Seele in jubelndem Gesang, in brünstigem, jauchzendem Beten zu Gott auf! Wie schön ist's droben! Wohl sind unsere Saaten und Felder schön, unsere Bäume und Blumen, Gärten und Häuser. Aber droben diese Felder mit den goldenen Heerden, diese Büschel von Sternen, diese Milchstraßen von Wohnungen seliger Wesen, wie leuchten sie in herrlicherm Glanze! Die Erde fesselt uns mächtig. Aber haben wir in unserm Innern solche Seligkeit empfunden, das Glück eines schönen Familienlebens genossen, in Liebe und Treue mit Freunden gelebt: o da möchten wir diese herrlichen Dinge hineintragen in einen ewigen Himmel. Wir können uns nicht trennen von den Unsrigen, können nicht glauben, daß alle Liebe, alles Leben nun aus und todt sei. Nicht die Erdennoth allein oder nicht sie vorzugsweise hat uns einen Himmel über uns, über diesem Erdenleben suchen gelehrt. Das Schönste, Größte und Edelste in diesem

Leben gibt uns die Sehnsucht nach einem bleibenden, größern Himmel. Der Strahl himmlischen Lichtes, der in diese Erde hineinfällt, wie das Morgenlicht, wie die Morgensonne durch die Ritzen der geschlossenen Fensterladen hineindringt, und uns verkündet, draußen sei alles wach, alles voll Glanz und Licht, das ist uns Bürge, daß es eine Welt gebe über uns noch ganz anders von Licht und Wonne als dieses vergängliche, zeitliche Leben erfüllt. Wir suchen den Himmel über uns.

II. Haben wir den? Ist der offen für uns? Es ist heute Ostern, das Fest der Auferstehung, das eigentliche Fest des Christenthums, das Fest, an dem der Sieg des Lebens über den Tod, des Himmels über die Erde gefeiert wird. Jesus Christus trug diesen Himmel in seinem Herzen; er vereinigte die Christenheit zu einem schönen Liebesbund, er wies die Menschen auf das Haus des Vaters, in dem viele Wohnungen sind. Haben wir diesen Himmel in unsern Herzen, in unsern Häusern, ist uns so wohl? Leuchtet er uns von droben entgegen als unsere einstige, fröhliche Heimath? O, ich fürchte, diesen Himmel haben wir viele nicht, vor diesem Himmel liege ein Stein. Wie heißt dieser Stein? Er hat viele Namen. In unserm Herzen heißt er bald ein unruhiges, geängstigtes Gewissen, Furcht vor dem Tode, Furcht vor dem Grabe. Bald ist es ein nagender Kummer, ein tiefes Leid, das uns alle Erdenfreuden vergällt, den Erdenhimmel uns zuschließt, keine Ruhe mehr gibt, als bis einst diese Welt selber für uns vergeht. Der Stein vor des Himmels Thüre heißt oft in unsern Herzen unreine, wilde Begierden, Sünden, die wir begehen möchten und nicht zu begehen wagen, dieser beständige, aufreibende Kampf mit uns selber; Neid, der uns alle Freuden verdirbt, Haß, der unsere besten Kräfte verzehrt und unsere edelsten Säfte in Gift verwandelt.

Diese Menschen haben den Himmel auf Erden. Gehörst du auch zu ihnen? Hast du den Himmel in deinem Hause, in deiner Familie? O, wie oft liegt ein Stein davor! Hier heißt er Armuth, Armuth, die auch die bescheidensten, mäßigsten Lebensfreuden nicht aufkommen läßt, Armuth, aus der heraus wir keine Hoffnung, keinen Weg und keinen Steg erblicken. Dort heißt er Wohlstand. O, kann auch der Wohlstand den Himmel uns zuschließen? Was fehlt doch an diesem Gelde? Diese Thaler sind so glänzend, dieses Gold ist so schön? Ja, aber es ist Geld darunter, das der Armuth abgepreßt wurde, Geld von Hausvätern, die das Brod, das ihre Kinder essen sollten, in wüstem Treiben verprassen. Es ist Geld darunter mit Unrecht erworben, und mit Unrecht vermehrt; es bohrt ein Wurm im Getäfel; das ist die Todtenuhr alles unrechten Gutes. Was fehlt hier am Glücke? Ach, da hat die Krankheit ihr schweres Lager aufgeschlagen! Da ist früher Tod unversehens in den Kreis blühender

Kinder, unter das noch gesunde Elternpaar eingetreten. Was fehlt dort am Glücke? Schwere Schicksalsschläge haben in das Haus eingeschlagen und Ruhe und Glück und Zufriedenheit darniedergeworfen. Was fehlt hier am Glücke? Sie sind gesund; aber sie arbeiten nicht, sie gehen dem Müßiggang nach und der Unordnung, sie reden miteinander roh, fluchen und lästern. O, wo nicht Krankheit, nicht Unglück, nicht tiefes Leid ist, da wälzen wir oft selber den Stein vor des Himmels Thür! O, liebe Ehegatten, Kinder und Eltern, Verwandte und Freunde und Nachbarn, wie oft schließen wir uns selber den Himmel, den Gott freundlich über uns öffnen möchte, zu! Wir haben einander geheirathet und lieben einander nicht mehr, haben einander Treue geschworen und haben die Treue gebrochen. Wie bedauere ich euch, Ehemänner, die ihr an Weiber gebunden seid, die unreinlich und zanksüchtig, alles verstehen, nur nicht wie sie euch den Aufenthalt daheim angenehm und lieblich gestalten mögen! Wie seid ihr zu beklagen, brave Ehefrauen, die ihr an Männer gefesselt seid, die ihre Größe darein setzen, euch roh zu behandeln, euch zu tyrannisiren. Ihr Kinder, wie fern seid ihr vom Himmel, wenn euere Väter oder Mütter ihren Lüsten fröhnen und nicht euch als ihr theuerstes Gut auf dem Herzen tragen. Ihr Eltern, wie fern seid ihr vom Himmel, wenn euere Kinder in euerem Alter kalt, undankbar, hart gegen euch sind, euch lieber den Tod als längeres Leben wünschten!

Wir feiern heute Ostern; Ostern ist das Fest, das unsere Gedanken empor hebt, von der niedern Erde hinweg, das so recht uns anschaulich macht, wie das Leben vom Tode nicht behalten werden kann; es ist ein Sieg des Geistes, ein Triumph des Ewigen über das Zeitliche. Lange galt der Himmel als ein über der Erde befestigtes, geschlossenes Gewölbe, als eine undurchdringliche, metallene Schale mit den Sternen und dem kleinen Licht und dem großen. Jesus Christus durchbrach dieses Gewölbe und über der Erde öffnete sich der Himmel als eine unermeßliche, offene Wohnung zahlloser, seliger Geister. O, wenn wir zu diesem Himmel aufblicken, zu diesem Himmel voll Gottesnähe, Heiligkeit und großer Majestät, und wir nehmen unser wahr in unsern Sünden, in unsern Irrthümern: kommt es uns da nicht vor, als liege ein Stein, breit wie das Meer, vor diesem Himmel und scheide uns von dem liebreichen Angesicht Gottes! O, dieser Stein, der uns den Himmel im eigenen Herzen, im irdischen Hause zuschließt, der schließt uns auch zu den Himmel da oben. Nichts Unreines, nichts Gemeines, nichts Beflecktes wird da eingehen. Unsere Sünde schließt den Himmel wieder zu einer festen, geschlossenen Schale zu, nur daß sie dann nicht mehr geziert ist mit den Sternen und den beiden Lichtern dran, sondern uns niederdrückt wie eine breite, mächtige Anklage.

III. Wer wälzt uns den Stein von des Himmels Thür? Wer nimmt euch, liebe Leidtragende, den Kummerstein aus euerm Herzen? Als jene Frauen zum Grabe des Erlösers hinaus gingen und mit einander fragten: Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür? da war der Stein hinweggewälzt und ein Engel trat ihnen entgegen. Die Zeit, die allheilende, ist auch ein Engel; sie bricht ein Stücklein vom Felsen nach dem andern hinweg; die Zeit mit ihrem Sonnenlicht, das sie jeden Tag wieder frisch bringt, bringt jeden Tag etwas neue Kraft mit. Der Engel der Zeit legt seine mildernde Hand auf jedes menschliche Leid. Gott der Barmherzige, der diesen Engel geschaffen und ihn dir gesendet, wird in deinem Herzen selber mit dir reden, und wenn du mit Geduld und Ergebung ihm zuhörst, wird er deinen Kreuzesstein nach und nach von deinem Herzen wälzen. Arme Leute, werfet euer Vertrauen nicht weg! Kranke, an euern Schmerzensstein hat Gott im Anfang der Schöpfung die Hoffnung angelehnt; die Hoffnung ist ein Engel; sie hebt und hebt und wälzt und wälzt, bis endlich der Stein hinweg ist, bis daß die Krankheit euch verlassen oder ihr der Krankheit entflohen und nun Friede und Ruhe gefunden habt.

Sündiger Mensch, wer wälzt dir den Sündenstein von deinem Herzen, den du selber dir aufgethürmt? Wer wälzt dir den Unfrieden, den Streit, den Müßiggang, den Diebstahl, den Ehebruch, den Raub aus deinem Herzen? Willst du nicht sprechen, nachdem du der Sünde Elend erkannt hast: Den Stein wälze ich selber von meinem Herzen; ich schließe mir den Himmel wieder auf! Ach, ihr fühlt es, daß ihr in euern Herzen, in euern Familien den Himmel nicht habt, daß so vieles nicht ist, wie es sein sollte und sein könnte, daß euch in so mancher Beziehung nicht wohl ist, daß ihr Unfrieden und Streit, Mißstimmung und Verstimmung viel habt. Ihr fühlt es wohl, es wäre recht, wie ich es meinte, es wäre zu wünschen. Aber während ich euch predige, verfolgt euch das bittere, entmuthigende Gefühl: es wird doch nichts daraus! Es bleibt nach der Ostern wieder wie es vor der Ostern war. O, ist denn gar nichts zu ändern in euerm Leben? Steht das Alles so fest? Ist der Streit, die Ungeduld, die Lieblosigkeit, die Untreue so fest gewurzelt, so eingemauert, so mit euch verwachsen, daß ihr gar nichts dazu und daran thun könnt? Habt ihr, hat der Mensch gar nichts von seinem Schicksal in seinen Händen? Kann er gar nichts daran machen? Müßt ihr euch willenlos forttreiben lassen, wie der Strom hineingeworfene Trümmer mit sich fortreißt? Ja, ihr könnt nichts ändern, weil ihr nicht wollt. Ihr wollt bei euern Feindschaften in nichts nachgeben, wollt ewig Recht behalten, wollt ewig hassen, wollt die ausgestreckte Bruderhand nicht ergreifen, wollt keinen Schritt entgegen gehen, wenn man euch entgegen kommt. Ja, ihr wolltet bessere Menschen werden, nicht mehr die Unwahrheit reden, nicht mehr betrügen, nicht mehr sündlichen

Lüsten fröhnen, wenn man euch alles auf einem Teller entgegen bringen könnte, wenn man euch so mit Sitzen in der Kirche bessern, umwandeln könnte, ohne daß ihr Hand anlegen müßtet, ohne daß ihr etwas Unangenehmes empfändet, ohne daß ihr liebgewordene Dinge aufgeben müßtet, so daß ihr doch alles haben und treiben könntet, wie ihr wolltet. Aber so gibt es ewig keine Besserung und Aenderung; ohne sittliche Kraft, ohne Anstrengung, ohne Entbehrung, ohne Opfer, ohne Kreuzigung des alten Menschen gibt es kein neues Leben. Soll es anders und besser mit uns werden, so müssen wir arbeiten und eine ehrliche Hanthierung treiben. „Arbeitet mit euern eigenen Händen, auf daß ihr ehrbarlich wandelt und Niemandem beschwerlich fallet.“ „Schäme dich, daß du mit deinem Arm auf dem Brod über Tisch liegest. Schäme dich, daß du übel bestehst in der Rechnung, und nicht dankest, wenn man dich grüßt.“ (Sir. 42, 23. 24) „Sitze nicht, da die Spötter sitzen.“ „Ehre deinen Vater und deine Mutter.“ „Schwöre nicht.“ „Gib dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will.“ „Liebet euere Feinde, segnet die euch fliehen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen!“

Beim Grabe des Erlösers, da nur schwache Frauen den Felsen von des Grabes Thüre hätten wegwälzen sollen, geschah ein Erdbeben. Wenn wir, vom Sündigen müde, vom Fehlen matt, vom Leichtsinn frech, vom Trotz übermüthig geworden: o dann kann uns auch nur helfen, wenn Gott irgend ein erschütterndes Ereigniß über uns kommen läßt. Ja, durch diese Blut- und Thränentaufe hindurch ist dann mancher Mensch gerettet, neu geboren worden. Armer, sündiger Mensch, der du gerettet, ein anderer und besserer Mensch werden möchtest, aber hast die Kraft und die Macht in deinem Innern und in den Umständen und Umgebungen, in denen du lebst, nicht, dort im Evangelium wälzte ein Engel den Stein von des Grabes Thür. Ein Engel will auch dir zu Hülfe kommen; wir haben einen solchen Engel. Wer ist der? Das ist der Herr Jesus. Er hat den schweren Sündenstein von deinem Herzen genommen und hat sich darauf gesetzt; er ist für dich gestorben und schützt dich nun im ewigen Leben vor der Anklage, vor dem Gericht. Aber du mußt diesen Engel jetzt nie von dir lassen. Neue Sünde dringt fortwährend in dein Leben ein, aus deinem Herzen, von andern Menschen und Dingen her. Du mußt diesen Engel stets anschauen, dir vorsetzen, mußt sehen, wie er deine alte Sündenschuld getilgt hat. Dann wirst du ihn immer mehr lieben, wirst dich immer mehr vor ihm scheuen, das Böse zu thun; er wird in dein Herz eingehen; er wird immer mehr in dir leben; du wirst aus ihm heraus immer mehr Gutes thun, immer weniger Böses, wirst immer glücklicher, immer seliger.

O, möchte auch dieses heilige Osterfest, dieses Abendmahl, dieses Aufschauen zu Jesu uns einen Schritt weiter bringen auf dem Wege des Heils, uns näher bringen dem Himmel, den der himmlische Vater in unsern Herzen und Häusern und droben über den Sternen aufschließen will! Amen.

Wie der schöne Ostertag nach unserm Glück fragt.

Text: Psalm 118, 24.

Dieß ist der Tag, den der Herr macht; laßt uns freuen und fröhlich darinnen sein.

Ein herrlicher Morgen ist über uns aufgegangen. Das ist ein rechter Ostertag, ein eigentlicher Tag, den der Herr macht. Da ist es eine Freude, zum Gotteshause zu gehen und den zu verehren, der uns so viel Gutes erweist. Aber schon die ganze Woche hat ein schöner Tag den andern abgelöst; ein prächtiges Frühlingswetter ist angebrochen und erfüllt alles mit Freude. Die bangen Gesichter klären sich auf, alles faßt neuen Muth und schöpft frischen Athem. Ihr seid so zahlreich hieher gekommen, seid so festlich gekleidet, das Wetter so schön, Gottes Welt rings um uns so voll Hoffnung, überall neues Leben, das heraus will. Wir haben genug, zu sehen und zu hören, wie alles bereit ist und wartet; es will zerplatzen vor Ungeduld.

Das Osterfest ist ein Frühlingsfest. Ostern im Winter oder Ostern im Herbst ließe sich nicht denken. Das jüdische Passahfest war ursprünglich ein Frühlingsfest. Die Aegypter pflegten im Frühlingsanfange Schafe und Bäume und anderes mit Röthel zu bemalen, wie die alten Peruaner dieß thaten mit Tempeln und Wohnungen, um den Triumph der Sonne über den Winter zu versinnbilden. Das Passahfest war ursprünglich ein Frühlingsfest und ein Sühnfest nach der Vorstellung, daß im Beginne einer Zeitperiode die Schuld gebüßt, das neue Leben mit Tod, mit Opfern erkauft werden müsse. Die natürliche Religion ist überall das Erste; das Geschichtliche schließt sich erst nach und nach an, das Natürliche umbildend, es in sich aufnehmend. Die Kinder reden zuerst von dem Himmel, den sie über sich sehen; der Mond ist ihnen ein Licht, die Sterne sind Lichtlein, Engelein am Himmel. Gott ist ihnen im Himmel, er zündet diese Lichtlein an, diese Lichtlein sind seine Engelchen, seine Schäfchen auf der Wiese. Das Osterfest ist ein Frühlingsfest; da wird mit dem

Tode eines Alten ein Neues erkauft, aus einem Absterbenden geht ein neues Leben hervor.

So ein schöner Tag, Frühlingsodem in der Natur, ein schönes Fest, ein Auferstehungsfest, das fragt uns mächtig nach diesem neuen Leben, das fragt uns mächtig, ob wir unter diesem blauen Himmel, auf dieser blühenden Erde die kurze Spanne Zeit, die wir hienieden zubringen, auch so glücklich und froh seien, als unser himmlischer Vater es wünscht; ob wir unsere Aufgabe auf dieser Erde in diesem kurzen, flüchtigen Leben auch erfüllen, etwas nützen, dieses Leben genießen, unser Dasein, unsere Bestimmung erfüllen.

Ein schöner Tag redet anders mit uns als ein trüber, regnerischer. Am trüben Tag läßt man manches hingehn, gegen das man am schönen sich erhebt. Unter trübem Himmel, in absterbender, welkender Herbstzeit oder wenn der Winter alles in graues Gewölk verhüllt, läßt man manche Unvollkommenheit bedeckt sein; manche Wunde ist geschlossen; am schönen Tag fängt sie an zu bluten. Ein Festtag redet anders mit unsern Herzen. Es ist traurig, aber es ist wahr, daß sie in manchen Häusern über die Festzeiten am meisten Unfrieden und Streit haben. Die Gottesfeste sind Freudentage, da kommt vom Himmel her gute Botschaft; da sind viele Menschen glücklich, freuen sich viele Menschen, *sollten* alle Menschen glücklich sein; *wir* sind es nicht; das macht uns böse, bitter, empfindlich. Jedes Wort verletzt uns, jeder Blick erzürnt uns. O, die Macht des Guten, die Nähe des Guten, das Glück der andern regt den bösen Geist in uns auf. Statt Buße zu thun, statt uns zu demüthigen, statt Gott zu bitten, daß er uns helfe, statt uns anzustrengen, daß es doch in Zukunft besser gehen möchte, grollen wir, leugnen die Macht des Guten, leugnen, daß es eine Wahrheit, eine Gerechtigkeit gebe, leugnen, daß andere Menschen glücklich seien, sündigen wider den heiligen Geist.

O, der heilige Ostertag, das Fest, an dem unser Erlöser von den Todten auferstand, das Fest, das Leben und Licht in die Welt gebracht, Hoffnung, neue mächtige Hoffnung, klopft an unsere Herzen und Häuser: *Menschen, seid ihr auch glücklich?* Seid ihr so glücklich, als Gott euer Vater im Himmel es will? *Wenn ihr es nicht seid, wo fehlt es? Was müsset ihr thun, daß ihr es werdet?* O, darüber lasset uns jetzt angelegentlich mit einander nachdenken.

Vater im Himmel, segne unser Nachdenken und laß uns die Antwort finden und die Antwort anwenden in unserm Leben! Amen.

I. *Sind wir alle so glücklich wie unser Vater im Himmel es will? Gott will unser Glück.* Es gibt eine trübe, düstere Ansicht, daß der Mensch hienieden nicht glücklich sein dürfe; er müsse gebeugt und gebückt einhergehen, damit er lerne, das

Ewige zu suchen und das Irdische verachten. Eine thörichte und verkehrte Vorstellung! Seht doch, was rings um uns ist! Seht doch, was uns heute so froh stimmt! Was stimmt uns so froh? Der Tag der Ostern, das Fest des Lebens, das Siegesfest des Erlösers, das Fest des Christenthums, das Fest, das Leben und unsterbliches Wesen an's Licht gebracht hat, der Ostertag, der uns auf ewige und geistige Güter hinweist, der Ostertag, der uns Kraft gibt, aufzustehen zu einem neuen Leben, der uns Muth gibt und Glauben: wir werden es zu einem neuen Leben bringen. Was stimmt uns heute so froh? Der herrliche Frühlingstag, die Frühlingszeit, das neue Leben, das überall in der Natur erwacht, das Regen und Bewegen in allen Wurzeln und Keimen, die Wärme, die reine Luft, die alles durchdringt, das neue Licht, die aufsteigende Sonne, der herrliche Tag. Das kommt nicht vom Menschen. Der Erlöser ist uns von Gott gegeben und der Frühling und der herrliche Tag sind wohl auch Gottes Geschenk. Ja, was kommt überhaupt nicht von Gott, das unser Glück ausmachte? Gesundheit, ein zufriedenes, frohes Gemüth, das tägliche Brod, ein liebes Weib, liebe Kinder, Haus und Hof, Vaterland, Friede und Freude, Weisheit und Verstand, Kunst und Wissenschaft, Freundschaft, Treue; alle gute Gabe und jedes vollkommene Geschenk kommt von oben herab, von dem Vater des Lichts, bei welchem keine Veränderung noch Wechsel des Lichts und der Finsterniß ist. Was können doch wir zur Verschönerung dieser Erde beitragen? Wir können Straßen bauen und Häuser aufführen und Gärten anlegen und mit allerhand Bäumen und Blumen bepflanzen. Aber wenn der blaue Himmel fehlt und die Regen triefenden Wolken und die warmen Lüfte: was wollen wir doch mit unserm Pflanzen und Begießen? Wie lassen wir den Muth sinken und die Hände herabfallen, wenn statt des erwarteten Frühlingswetters wieder rauhe Stürme und Fröste kommen! Wie bald sind wir vernichtet! Was können wir zur Verschönerung unserer häuslichen und öffentlichen Verhältnisse beitragen? Wir können unsere Gedanken in wohlgesetzte Worte zusammenstellen, unsere Gefühle im Gesange darstellen, Künste und Wissenschaften treiben, Gesetze und Ordnungen machen und an fröhlichen Festen allerhand Lustbarkeiten veranstalten. Aber wenn die Gesundheit vergeht, das Lebenslicht ausgelöscht wird, eine verheerende Seuche auftritt, ein Brand durch unsere Felder geht, was helfen uns unsere Künste? Wir können das Glück nur genießen, das Gott uns gibt, machen können wir es nicht; es kommt von ihm. Sollen wir uns jetzt noch fürchten, glücklich zu sein? Ich denke, wir wollen herzhaft glücklich sein, wenn Gott uns solches Glück schenkt. Wir wollen herzhaft es glauben: „Vor ihm ist Freude die Fülle und liebliches Wesen zu seiner Rechten ewiglich." (Psalm 16, 11).

Man verlange nur nach dem Himmlischen, wenn einen das Irdische und Vergängliche recht anwidre, wenn man in der Welt Bank-

bruch gelitten an Leib oder Seele, wenn man nichts an dieser Welt habe. Das ist nicht wahr. Oder sind die Armen die Einzigen, welche an ewige Dinge und Güter glauben, ein ewiges Leben hoffen? Reden nur die Kranken von Gott, suchen nur die Elenden und Unglücklichen himmlische Dinge? Sind es die Schlechten und Lasterhaften, die in ihrer Schlechtigkeit Elenden, mit der Welt und Allem Zerfallenen, welche das ewige Leben besitzen? Es gibt Arme, die hoffen nichts weder von diesem Leben noch von jenem. Wer zu leben hat und über diese Geist und Leib tödtenden Sorgen erhoben ist, der hebt sein Auge ebenso gern und so oft zum Himmel, als diejenigen, welche beständig murren und durch eigene oder der andern Schuld nichts haben. Wer kommt zur Kirche? Am meisten die Leute, die durch einen geordneten Hausstand in guten oder erträglichen Verhältnissen leben. Seht sie einmal an, die am Sonntag in den Werktagskleidern in ihren Häusern bleiben, an der Sonne brüten, sich nicht schämen, uns, die wir zur Kirche gehen, aus den Fenstern zuzusehen, trachten diese allein nach dem ewigen Leben und wir, sind wir die Heiden und weltlich Gesinnten? Die Taugenichtse und Schelmen, die mit allem auf der Erde gebrochen haben, nichts zu verlieren und nichts zu gewinnen haben, überall und nirgends zu Hause sind, gehört denen der Himmel? Ich denke, wer ein eigenes Haus und Heimwesen hat, ein geordnetes Familienleben, einen ehrlichen Beruf, Arbeit und Brod, frohe zufriedene Tage, der ist eher ein Genosse des Himmels als der Taugenichts und Schlingel. Der Himmel ist kein Lückenbüßer. Wenn es einen Himmel gibt, so ist er für Glückliche und Unglückliche. Er schreitet wieder mit der gleichen, heiligen Gerechtigkeit Gottes fort wie dieses Leben. Wer hier zu kurz kommt, suche, ob es nicht seine eigene Schuld gewesen. Und ist es seine eigene Schuld gewesen, tritt der Himmel nicht für ihn ein. Was unsere eigene Schuld ist, davon müssen wir auch die Strafe auf uns nehmen. Wer hier zu kurz gekommen ist, der bessere sich, der sehe nach, daß ihm fortan sein Theil auf der Welt auch werde. Wer hier zu kurz gekommen ist ohne eigene Schuld, durch fremde Schuld, durch fremde Schuld und Uebermacht, der ist wenigstens erhoben durch ein gutes Gewissen, der hat wenigstens das Gefühl, daß Recht und Gerechtigkeit, die keine leeren, ohnmächtigen Dinge sind, auf seiner Seite seien; die werden für ihn immer eine Quelle des Trostes sein; denn sie sind immer das Bleibende und denen der Sieg zuletzt zufällt, während das Schlechte und Unrechte vergeht. Der Himmel büßt selbstverschuldete Lücken nicht, tritt nicht in jeden Riß. Das Himmelreich ist für die, welche es besitzen wollen, seien sie glücklich oder unglücklich; es ist für die, welche es an sich reißen, welche mit Eifer und Fleiß nach dem Ewigen ringen, welche mit Furcht und Zittern die Seligkeit ihrer Seele schaffen. Die andern gehen leer aus. Also von jener einfältigen Ansicht, als seien je die Aermsten und Elendesten die Frömmsten

und Besten wollen wir uns gründlich kuriren und tapfer zu dem Glauben uns bekennen: ein froher und glücklicher Mensch suche Gott auch.

Es ist heute Ostern, ein schönes, herrliches Fest; da soll man nicht von Nebendingen reden, sondern von den größten und wichtigsten; da soll man Kapitalfragen hervorziehen. Seid ihr alle so glücklich? Und zwar nicht etwa nur jetzt in diesem Augenblick in der Kirche. Denn da wäre es keine Kunst, wo das Wetter so schön, alle so schön gekleidet, da man singt, betet, im schönsten Gebäude versammelt ist. Es müßte doch schlimm stehen, wenn man da nicht einen Augenblick vergessen, einen Augenblick sich gestärkt, gehoben, getröstet fühlen sollte? Nein, glücklich, wenn ihr wieder zu euern Weibern und Kindern zurück kehrt, zu denen, die euch täglich umgeben; glücklich, wenn das Fest, wenn der Sonntag vorbei ist und ihr wieder die Kleider des Werktages anzieht, die Nahrung des Werktages genießet, die Arbeit des Werktages verrichtet. Seid ihr glücklich bei euern Beschäftigungen im Hause, auf dem Felde, in euern Orten gemeinsamer Arbeit? Denn da muß man glücklich sein; nur so am Sonntag in der Kirche eine Stunde und eine Stunde im Wirthshaus, das ist keine Kunst, bedeutet aber auch nicht viel; am gewöhnlichen Tage, am Werktag, daheim muß man glücklich sein. Seid ihr alle so glücklich? Und zwar meine ich nicht, vollkommen glücklich; Vollkommnes muß man auf Erden nichts suchen; ich meine nur so glücklich, als man es unter gewöhnlichen Umständen sein kann, so glücklich wie viele Menschen es in der That sind. O, ihr seid es nicht!

II. Ihr seid es nicht! Warum seid ihr es nicht? An unserm Willen kann es nicht fehlen; denn der ist, wie verkehrt wir es auch anfangen, doch auf unser Glück gerichtet. Warum sind wir es nicht? Wir müssen oft auf Dinge verzichten, die zu einem leidlichen Leben erforderlich sind; wir sind manchmal zu arm und sind umgeben von Reichthum und Ueberfluß. Wir genießen nicht einer guten Gesundheit; mancherlei Beschwerden, Schmerzen, Hoffnungslosigkeit drücken uns darnieder. Da ist an kein Glück zu denken. Wir haben durch der Menschen Hassen, durch der Menschen Gewaltthätigkeit und Unrecht viel zu leiden; wir sind wegen körperlicher Gebrechen, wegen des Mangels an körperlichen Vorzügen, an geselliger Begabung hintan gesetzt, gering geschätzt, führen ein einsames, freudloses Leben. Es sterben uns theure Angehörige; unerwartete, schmerzhafte Ereignisse treten ein. Kurz, es sind der Ursachen viele, die unser Glück verhindern. Aber eine große Ursache sind wir immer selber; Niemand steht uns in der Regel so sehr vor dem Glück als wir selber. O, es gibt Unglücksfälle, die kommen nicht von uns. Dem Herrn begegnete einst ein Blindgeborner. Die Jünger fragten schnell; „Meister, wer hat gesündiget, dieser, oder seine Eltern?“ Der Herr antwortet: „Weder er noch seine Eltern haben gesündiget; sondern,

daß die Werke Gottes an ihm offenbar würden." (Joh. 9, 3. 4.) Es gibt noch ein Drittes, nicht so schnell von uns Erkanntes, Unerforschliches. Ja, es gibt Unglücksfälle, die kommen nicht von uns. Wenn wir auch alle tadellos lebten, wie Gottes Gesetz und Wille es von uns forderte, auch so würde es noch Thränen und gebrochene Herzen geben. Wir könnten durch zerstörende Naturereignisse unsere Habe verlieren, könnten erkranken, früh sterben, Seuchen und Pestilenz, wenn auch durch der Menschen Weisheit und Geschicklichkeit tausendfach verringert, könnten doch den kranken Erdball strichweise durchziehen. Allerhand sogenannte Zufälle könnten störend und schmerzhaft in unser Leben eingreifen. Aber viel, unendlich viel bliebe aus von dem, was jetzt unser Unglück, unser Ungemach, unsern Kummer ausmacht.

Wie viel Armuth ist Folge eines unordentlichen, verschwenderischen Lebens, des Müssigangs und der Trägheit! Wie viel Krankheit kommt von der Unordnung, von der Unvorsichtigkeit, von der Sünde. Ich sage nicht, daß alle Krankheit von der Trunksucht, der Völlerei, der Unkeuschheit herrühre; nein, übergroße Anstrengung, übertriebene Arbeit, geistige und leibliche, Verweichlichung, Verzärtelung, Unvorsichtigkeit haben einen großen Antheil. Aber sind alle diese Dinge nicht auch Sünde; auch das Uebermaß der Arbeit, wo es nicht ein Opfer ist im Dienste höherer Güter, ein gebotenes sich Aufopfern zum Wohle der Brüder, das auf keine andere Weise erreicht werden kann, ist vom Uebel. Nein, ein Heer von Krankheiten bliebe aus, wenn wir naturgemäßer, den göttlichen Ordnungen entsprechender lebten.

Wie viel Unfrieden, Verdruß, Kummer für den Einzelnen und die Familien kommt her von dem vielen Reden und Zutragen, Uebelreden und Verläumden! Denkt euch einmal, all dieses Reden und Lügen, all dieses Verdrehen, Vergrößern, Schimpfen und Schmähen, Spotten und Richten, all dieses hinterrückische, verdeckte, heimliche Wesen hörte auf; Wahrheit und Geradheit, herzliches, fröhliches Wesen, Freude am Guten und am Glück der Menschen träte an seine Stelle: ach, würde es uns nicht vorkommen, als wäre ein Fels, ein schwerer, mächtiger Fels ab unsern Herzen gewälzt, als athmeten wir ganz neu, frisch auf, als käme neue Freude, neues Leben! In den Ehen ist viel Eifersucht, stiller und geheimer Unfriede, offener Streit. Denkt euch alle Unordnung, alle Untreue hinweg, daß jeder sein Eheweib liebte und sonst nichts, wie viel Aergerniß, wie viel Leid, wie viel Elend fiele weg! Wie könnte der ehliche Stand allen Frieden, alle Segnungen ausgießen!

Es ist vielerlei Unordnung im Hausstande. Die Klagen der Eltern über ungezogene Kinder, die ihnen nicht helfen wollen, in der gemeinsamen Haushaltung nicht bleiben wollen, keine Befehle, keine Vorschriften, nichts mehr von ihnen annehmen, wollen kein Ende nehmen. Meint ihr, wenn ein Geist der Liebe, des Gehorsams und

der Zucht Eltern und Kinder verbände, daß es selbst auf dieser unvollkommnen Erde noch schöner würde?

Weit anders würde es aussehen, wenn die Sünde nicht wäre. Uebel würden noch bleiben, aber ihre Zahl würde um das Tausendfache vermindert, und die noch bleibenden würden gemildert und ganz anders ertragen. Die Kranken wären besser verpflegt, die Armen liebreicher; beim Tode geliebter Angehöriger könnten wir uns leichter und schneller in Gottes Wege schicken. Die Sünde ist die Mutter der meisten und größten Uebel. Oder wer bevölkert, um auch diese dunkle Seite noch zu berühren, die großen, palastähnlichen, Festungen gleichen Kerker und Gefängnisse, die mächtigen Straf- und Zuchthäuser? Wer schwingt die Geißel der Kriege über die Nationen? Das thut die Hand des Unrechts und des Uebermuthes. Ein Volk, dem keine Gewalt, kein Unrecht zugefügt wird, behält die Hand am Pfluge; Unrecht und Frevel machen, daß es sich erhebt zur Abwendung der Schande und Noth. Die Sünde ist die Mutter der meisten und größten Uebel. Du meinst vielleicht, du seiest dir keiner besondern Schuld und Sünde bewußt, keiner so großen wenigstens, daß du so viel zu leiden habest. Ich sage nicht, daß deine besondere Sünde jedesmal Schuld sei an deinem Unglück. Abgesehen davon, das es ein Drittes gibt, jenes Offenbarwerden der Wege Gottes, leben wir in einem großen Zusammenhang mit andern Menschen, mit unsern Familien. Die Kinder büßen oft die Sünden der Väter; Anderer Sünde zieht auch uns in's Verderben. Und wenn ihr meint, euer Unglück sei nicht Krankheit, nicht Tod, die von Gott kommen: ihr leidet durch andere Menschen, so ist es eben doch wieder die Sünde dieser andern Menschen, die euer Leiden verursacht. Die Sünde ist die unheilsvolle Mutter der meisten und schwersten Uebel.

Saget nicht, das Glück sei ein ungleiches Ding; es sei in mancherlei zu finden. Was für den einen Glück sei, sei's für den andern nicht; es komme auf die Liebhaberei an, auf den Sinn, auf die Empfänglichkeit für dieses oder jenes. Ja, das Glück ist in mancherlei zu finden. Nicht jedes Ding ist eines jeden Sache und Freude. Einer kann eine zahlreiche Familie lieben und hat sein größtes Glück an einer Schaar von Kindern; ein anderer will lieber die Einsamkeit und den sorgenfreien, ledigen Stand. Der hat seine Lust an einem blühenden Baume, jener an einem Glase perlenden Weines; der liest und schreibt Bücher; jener hütet die Herden; der freut sich an öffentlichen Aemtern; dieser lebt zurückgezogen und still. Ja, die Liebhabereien sind verschieden, und den einen kann erfreuen, was den andern kalt läßt; da ist die Wahl unter hunderterlei Dingen zu treffen. Aber zwischen gut und bös, zwischen recht und unrecht gibt es keine Wahl und keine Liebhaberei. Im Schlechten und Bösen ist nie und nimmer dauerndes Glück; Glück ist ewig nur zu finden im Rechten und Wahren. Könnte das Laster, die Sünde, das Böse,

den Menschen ebenso wahrhaft und dauernd beseligen wie das Gute, dann wäre die Welt längst aus den Fugen gegangen. Denn meint ihr, die Pfarrer halten die Menschen vom Bösen zurück? Meint ihr, das Predigen führe die Menschen zum Guten? O, da wären die Pfarrer zu schwach und die Prediger zu ohnmächtig! Die Menschen hält vom Bösen zurück der von Gott geordnete Fluch, der im Bösen liegt. Ohne diese furchtbare Macht hätte das Böse längst die Welt überfluthet und in eine neue Sündfluth hineingerissen. Die Menschen führt zum Guten der süße, heilige Friede, das Glück, das in ihm liegt. Ohne diesen mächtigen Reiz vermöchten wir die Menschen nicht zum Guten zu locken; die Sachen thun es in der Welt und nicht die Worte. Die Worte können nur aufmerksam machen, einladen: Kommet herbei, sehet den Frieden, sehet das Heil! Nein, die Trägheit, die Verschwendung, die Lüge, der Diebstahl, die Wollust können nie und nimmer den Menschen dauernd beglücken. Ihr Anfang mag genußreich, ihr Ausgang wird immer Elend und Noth sein. Es bleibt bei dem Worte des Dichters: „Des Lasters Bahn ist Anfangs zwar Ein breiter Weg durch Auen, Doch weiter hin bringt Sie Gefahr Und endlich Nacht und Grauen." Verachtung, Armuth, Schande, Krankheit, Tod stehen an ihrem Ende, und ginge es auch in Freuden und herrlich vor den Menschen bis an's Ende, so ist doch am Ende nichts als dunkle Nacht und Grauen.

III. Was müssen wir thun, daß wir glücklich werden, so glücklich als unser Vater im Himmel es will? „Vor dir ist Freude die Fülle und liebliches Wesen zu deiner Rechten ewiglich." Im Guten und Wahren, Edlen und Rechten, Schönen und Erhabenen ist ewig nur Friede und Glück zu finden. In deinen Wegen und Ordnungen, Vater, Herr und Beseeler der ganzen sichtbaren und unsichtbaren Welt, im Einklang mit dir, göttliches, allmächtiges, heiliges Wesen, ist allein Einklang mit uns selbst und mit der Welt zu finden! Wenn wir das, andächtige Zuhörer, erkennen, wenn wir einsehen, daß die Sünde unser Verderben, daß wir uns durch unser verkehrtes Thun und Treiben nur Schaden bringen, wenn wir es bitter an uns selber empfinden, daß wir uns unser Leben verderben und vergällen: wollen wir dann gleichgültig bleiben und zusehen, wie wir von Tag zu Tag in diesem elenden Leben dahin gestoßen werden? Wollen wir nicht Hand anlegen, daß es besser werde? Wie wir einander kränken mögen, darauf denken wir; wie wir die Worte stellen wollen, damit sie verletzen, wie wir einander Schaden zufügen mögen, darauf sinnen wir, dabei geben wir uns Mühe, und wie wir nach und nach anständiger, reiner, ehrbarer reden mögen; wie wir unsere Ungeduld, unsere Empfindlichkeit, unsern Zorn nach und nach beherrschen, die Lieblosigkeit und Unverträglichkeit wegbringen können, darauf wollen wir gar nicht

denken? Das soll uns alles im Schlaf, wider Willen, ohne das mindeste eigene Zuthun, ohne Arbeit, ohne Mühe, ohne Anstrengung gegeben werden?

Wir sehen, wie die Unordnung, die Trägheit, die Liederlichkeit uns in Armuth, in Schaden und Schande stürzt. Wollen wir von unserer Ueberlegung gar keinen Gebrauch machen, an keine Folgen denken, nur genießen was der Augenblick bietet, jeder aufsteigenden Lust nachgeben, jeder Lockung, jedem Reiz widerstandslos folgen? Unvorsichtigkeit, Unmäßigkeit, Unordnung stürzen uns in so manche Krankheit. Wollen wir nicht aufwachen, achtsamer werden, mehr Sorge tragen zu Leben und Gesundheit? Es fallen alle Jahre eine Menge Menschen der Obrigkeit in die Hände; alle Jahre werden diese und jene, die wir bisher geachtet, geehrt haben, hinter die wir uns verborgen, auf die wir uns gestützt hatten, als elende, gemeine Verbrecher entdeckt, und wir wollen uns durch nichts warnen lassen? Solche abschreckende Beispiele sollen uns nicht sagen, daß wir endlich lassen von den geheimen und offenen Sünden, damit es nicht auch uns gehe wie jenen?

Was müssen wir thun, daß wir glücklich werden? Das müssen wir thun: „Tödtet euere Glieder, die auf Erden sind: Hurerei, Unreinigkeit, schändliche Brunst, böse Lust, und den Geiz, welcher ist Abgötterei; leget alles ab von euch, den Zorn, Grimm, Bosheit, Lästerung, schandbare Worte aus euerm Munde. Lüget nicht unter einander; ziehet den alten Menschen mit seinen Werken aus und ziehet den neuen an, der da verneuert wird zu der Erkenntniß, nach dem Ebenbilde deß, der ihn geschaffen hat. Ziehet an, als die Auserwählten Gottes, Heiligen und Geliebten, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld; und vertrage einer den andern, und vergebet euch unter einander, so Jemand Klage hat wider den andern; gleichwie Christus euch vergeben hat, also auch ihr. Ueber alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit. Und der Friede Gottes regiere in euerm Herzen, zu welchem ihr auch berufen seid in e i n e m Leibe, und seid dankbar. Lasset das Wort Christi unter euch reichlich wohnen, in aller Weisheit; lehret und ermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen, und geistlichen, lieblichen Liedern, und singet dem Herr in euerm Herzen." (Col. 3, 5—16).

Was müssen wir thun, daß wir glücklicher werden? Wir haben dieses alles abgelegt und den neuen Menschen angezogen, oder wir lebten s t e t s frei von obigen Fehlern, lebten stets wie es Gottes Wort von uns fordert oder strebten wenigstens redlich darnach. Aber die Verhältnisse, in denen wir uns befanden, der Beruf, den wir trieben, die Arbeit, die wir verrichten mußten, waren nicht der Art, daß wir uns hätten mögen glücklich fühlen; äußere Umstände traten unserm Glück hemmend in den Weg. Ich bin weit davon entfernt,

zu sagen: alles wie es sei, sei gut; die äußere Eintheilung in die verschiedenen Beschäftigungen, Ehrenstellen, Aemter, wie sie vorliege, sei recht und gut; die Eintheilung zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden sei so, daß man an keine Veränderungen denken solle. Ich bin weit davon entfernt, zu sagen: die Welt lohne jedem nach Gebühr; es habe jeder, was ihm gehöre. Nein, ich sehe noch unendlich viel Unvollkommenheiten, und zwar Unvollkommenheiten, die nach und nach gewiß schwinden werden. Aber wir können sie jetzt nicht auf einmal abthun; wir können die Welt nicht auf einmal ändern. Ihr könnt euere Lage, euern Beruf, euere Lebensstellung nicht auf einmal ändern, ihr könnt es viele in euerm Leben nie mehr. Was ist da wahre Weisheit? Was ist eine reiche Quelle, woraus Zufriedenheit und Glück fließt? Suche an deinem Beruf, an deiner Lebensstellung, an deinen Verhältnissen, an deiner Arbeit die schönen Seiten hervorzuziehen! Und schöne Seiten, liebliche Partien, freundliche Zugaben hat jeder Beruf, jeder Stand, jede Beschäftigung, jede Arbeit, jede Lebensstellung, jeder Ort, jedes Land. „Jeder Stand hat seinen Frieden, jeder Stand hat seine Last." Wir sehen gewöhnlich bei andern nur auf das Schöne ihres Berufes und achten auf das Schwere nicht. Wir sehen gewöhnlich an unserm Beruf nur das Freudlose und achten das andere nicht. Und ein paar Blümlein blühen doch auch in jedem Garten.

Eine andere reiche Quelle, aus der ein ganzer Strom von Glück fließt: Erweitere dein Herz zu rechter Liebe! „Ueber Alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit." Dann wird das Glück der Mitmenschen auch dein Glück; dann erfreust du dich an Allem, was sie freut, an Allem, was sie haben und genießen; dann bekommst du Theil an Allem, was sie haben, dann wird dir eine ganze, reiche Welt geschenkt. Erweitere dein Herz zu rechter Liebe! Dann bist du auch nicht bald verletzt; dann vergibst du leicht wieder, trägst nicht jahrealten Groll jahrelang in deinem Herzen. Nicht umsonst wird die Liebe das Band der Vollkommenheit genannt. Sie ist Seligkeit, bewirkt Seligkeit, wo sie in einem Herzen wohnt, zieht alles Widerstrebende, Widersprechende, Böse, Unvollkommne in ihren Zauberkreis und macht es willig, gut und vollkommen.

Wollt ihr nicht heute zu solcher Liebe euer Herz erweitern, da euch Christi Liebe in seinem Tode so lebhaft vor die Augen tritt? Wollt ihr nicht heute anfangen, etwas abzulegen von dem alten Menschen und den bösen Dingen, die wir genannt haben, da Christus gestorben ist, damit wir dem alten Menschen nach auch sterben? Wollt ihr nicht heute, da Christus auferstanden ist von den Todon, auch aufstehen zu einem neuen Leben und trachten nach dem, das droben ist, da Christus ist, sitzend zu der Rechten Gottes und anziehen von den neuen schönen Dingen? Als unsere Vorväter noch Heiden waren,

wurde beim Feste der Wintersonnenwende der Sühneber, das Bild der sich erneuenden Sonne aufgetragen, und die Männer legten ihre Hände darauf und gelobten bei Bragi's begeisterndem Becher, im Laufe des eben beginnenden neuen Jahres irgend eine kühne That zu vollbringen, würdig im Gesange Bragi's, des Gottes der Dichtkunst fortzuleben. Wollen wir nichts uns vornehmen, keine kühne That? Wollen wir so fortträumen und uns fortschleppen in unserer Noth und nichts geloben? Wir leben in einer andern Zeit. Aber sollte es für uns keine kühnen Thaten mehr geben? Wenn wir im Sumpfe des Elendes und Unglückes leben, im Sumpfe und Moder des Unfriedens und Streites, wäre das nicht eine kühne That, wenn wir uns aus solchem alten Hassen und Brüten herausrissen? Wenn wir Knechte unserer Lüste und Begierden sind, wäre das nicht eine kühne That, wenn wir diese Seile, die uns an die Sünde ketten, zerrissen und uns frei machten? Gebt der Lüge und Falschheit den Abschied! Selbstüberwindung, Selbstbeherrschung sind die kühnen Thaten, die uns noth thun. Die kühnen Thaten, die auch würdig sind, im Gesange Bragi's, des Gottes der Dichtkunst zu leben.

Wie ist es heute ein so schöner Tag! Wollt ihr nicht glücklich sein? So mancher Ostertag ist schon dahin gegangen, soll auch das wieder ein verlornes Osterfest sein? Ich habe zu Anfang der Predigt gesagt: wir könnten gar wenig thun zur Verschönerung der Welt; wenn Gottes warme Lüfte und der Erde Fruchtbarkeit und das Leben in allen Keimen und Samen fehlt, so sei es mit unserm Thun eitel und nichts. Ich will jetzt diesen Satz umkehren und sagen: warme Luft und Sonnenschein und Frühlingsodem und Osterfest können uns gar wenig helfen, wenn's da drinnen im Herzen fehlt und daheim in unsern Häusern. Oder was hilft es euch, wenn ihr jetzt von der Kirche nicht gern heimkehrt zu den Eurigen und auch das Herz nicht springt beim Gedanken: Weib und Kind wieder zu finden! Was hilft es euch, wenn ihr daheim wieder das alte unliebliche, unfreundliche Wesen antreffet, die nämlichen Reden wieder höret, die nämlichen Vorwürfe wieder erneuert, das alte Lied und Leid wieder findet?

O, geliebte Eheleute, habt einander lieb, wie ihr sonst in der Welt nichts lieb habt! Liebe Kinder, ehret euere Eltern und seid ihnen gehorsam und dankbar! Die ihr dem täglichen Brode nachgehet und es unter saurem Schweiße erwerbet, werfet Gottes Gabe nicht weg; habt Sorge zur Arbeit und Brod! Ihr Hausmütter, waltet mit stillem, ordentlichem Sinn in euern Familien, erziehet euere Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn!

O, welch ein schöner Tag der heutige Ostertag! O, gelobet beim heiligen Abendmahl, da wir auch einen begeisternden Becher haben, auf's neue zu leben dem himmlischen Vater, vor welchem Freude ist und liebliches Wesen zu seiner Rechten ewiglich. Amen.

VII.

Himmelfahrt.

Jesu Scheiden von der Erde.

Text: Luc. 24, 50—53.

Er führete sie aber hinaus bis gen Bethanien; und hob die Hände auf und segnete sie. Und es geschah, da er sie segnete, schied er von ihnen, und fuhr auf gen Himmel. Sie aber beteten ihn an, und kehreten wieder gen Jerusalem mit großer Freude. Und waren allewege im Tempel, priesen und lobten Gott.

Mit dem Feste der Himmelfahrt sind wir an das Ende des irdischen Lebens Jesu gekommen. Wie seine Geburt durch wunderbare Ereignisse geschmückt ist, so ist auch sein Ausgang aus dem Leben mit Wundern umgeben. Sein Lebenslauf ist ein immer größeres Geistwerden. Aus dem jungfräulichen Schoße Marias als ein Kind dieser Erde geboren, am mütterlichen Busen genährt, eilt er von Stufe zu Stufe größerer, herrlicherer Geistigkeit zu. Aus einem blühenden Knaben am heimathlichen Herde wird er ein Jüngling voll Weisheit und Verstand und Gnade bei Gott und den Menschen, ein Prediger mit Gewalt, nicht wie die Pharisäer und Schriftgelehrten, ein wunderbarer Helfer und Erretter, ein Gottessohn, bis er durch das Dunkel des Todes und Grabes hindurch als ein heiliger Geist von der Erde zum Himmel sich schwingt. Wie in dem Leben des Herrn alles uns Vorbild ist, so soll auch sein Scheiden von der Erde uns ein Vorbild sein, und in diesem Sinne wollen wir jetzt dasselbe betrachten. Wir fragen zuerst: Wie ist der Herr Jesus von der Erde geschieden? und dann: Wie mögen wir ihm nachfolgen? Erhöhter Herr Jesus, Gottes Sohn, du bist uns vorangegangen, uns Wohnungen zu bereiten in dem großen Hause des Vaters. Gib, daß wir den Weg dir nach nicht verfehlen und einst auch dahin gelangen, wo die Herrlichkeit bereitet ist allen, die deine Erscheinung lieb haben! Amen.

I. Wie ist der Erlöser von der Erde geschieden? Es heißt in unserem Texte: „Er führte seine Jünger hinaus bis gen Bethanien und hob die Hände auf und segnete sie. Und es geschah, da er sie segnete, schied er von ihnen." Also segnend für's Erste

ist der Herr von seinen Jüngern geschieden. Welch ein schöner Abschied! Was hätte er ihnen Größeres, Herrlicheres geben können, als den Wunsch, die Bitte, das Gebet, es möge ihnen in ihrem Leben gut gehen, als den Wunsch, Gott möge bei ihnen bleiben, sie stärken, sie schützen, sie erretten? Was hätte er Größeres für sie thun können, als für sie beten, sie in seinen Schutz nehmen, sie sammt ihm unter den mächtigen Schutz Gottes stellen, ihnen seinen Geist und seine Kraft mittheilen, auf sie übertragen? Segnend schied Jesus von seinen Jüngern, und hätte er das anders können, er, dessen Thun während seines ganzen Lebens Ein Segnen war? Schon bei seiner Geburt wurden die Hirten auf dem Felde von ihm gesegnet. Der Glanz, das Licht, das ihnen von diesem Kindlein entgegenstrahlte, die selige Stimmung, die Hoffnung, in die sie durch den Anblick dieses Kindes geriethen, war eine Segnung. Als Simeon im Tempel dieses Kind auf die Arme nahm und voll Freuden ausrief: „Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren, wie du gesagt hast; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht, zu erleuchten die Heiden und zum Preis deines Volkes Israel" und Hanna, die fromme Wittwe von vierundachtzig Jahren hinzutrat und „den Herrn pries und von ihm redete zu allen, die auf die Erlösung zu Jerusalem warteten", da hat er als acht Tage altes Kind dieses alte, fromme Paar gesegnet. Oder war es nicht ein Segen, als Simeon nun freudig dem Tode entgegen sah? Ist es nicht ein Segen, wenn man den von allen gefürchteten Tod nun nicht mehr fürchtet, sondern auch diese Schrecken überwunden hat durch ein Herrliches und Großes, das einem noch zu Theil wurde? War die Hoffnung, die jetzt diesem alten Paare aufging: Noch ist das Licht von Israel nicht gewichen, noch ist der alttestamentliche Prophetengeist nicht verschwunden; er lebt wieder; ja herrlich wird erfüllt, was jene prophezeit, nicht ein Segen?

Er segnete als zwölfjähriger Knabe die Weisen und Gelehrten im Tempel. Ihr Staunen ob seinen Antworten, die Freude, daß solche Weisheit einem Kinde verliehen sei, war Segen. Er segnete seine Mutter, die alle diese Worte in ihrem Herzen bewegte. Er segnete als mächtiger Lehrer und Prediger alle die ihn hörten; er segnete die Armen, die Niedergedrückten, die Gebeugten, die Elenden. Sie gingen getröstet und erquickt von seinem Antlitze weg. Er segnete seine Jünger. Aus einfachen Fischern und Zöllnern, aus Menschen, nur dem irdischen Erwerbe zugethan, machte er sie zu Lehrern und Rettern seines Volkes und der Menschheit. Er pflanzte ein geistiges Leben und Wesen in sie. Und so wie sein ganzes Wandeln mit ihnen ein Segen war, mußte es auch sein Schluß, sein Ende, sein Abschied sein. Mit großer Freude kehrten sie wieder gen Jerusalem. Sein Geist, sein Leben war mit ihnen.

Und wohin ging Jesus von der Erde? „Und es geschah, da er sie segnete, schied er von ihnen, und fuhr auf gen Himmel.“ Er fuhr auf gen Himmel. Alles Leben fährt hinauf gen Himmel; aller Geist fährt nach oben. In dem harten Gestein regt es sich, und die Pflanzen sprossen hervor, erheben sich nach oben, die Blüthen strecken sich zum Himmel; der Duft steigt in die Lüfte. Wir nennen hier die Auffahrt auch die Mayenauffahrt, weil sie in den Monat Mai fällt. Sie ist aber auch die Mayenauffahrt, weil alle Mayen an ihr auffahren. Wie ist es heute ein prächtiger Tag; die ganze Natur fährt auf, alles steht in Blüthe und Pracht. Es ist wie es im siebenundvierzigsten Psalm (6. 7) steht: „Gott fähret auf mit Jauchzen, und der Herr mit heller Posaune. Lobsinget, lobsinget Gott; lobsinget, lobsinget unserm Könige!“ Es ist, als ob der Gott, der in der Erde ist, hinauf wollte zum Himmel, in das reine, mächtige Reich des Geistes. Alles Leben will hinauf. Die denkenden Wesen, die Geister, die unsterblichen Menschen, die in dieser grünen Pflanzenwelt wandeln, sie heben ihre Häupter nach oben. Mit aufwärts gerichtetem Antlitz schreitet der Mensch durch die Welt. Wie der Duft aus der Blume, so steigt ab dem Erdball der Geist in den Weltraum hinaus, in den Weltraum hinauf, in die Welt des Geistes, sei diese nun die Sonne oder Tausend Sonnen, ein schöner Stern oder Millionen von Sternen. Es gibt eine Welt des Geistes, es gibt Orte, wo reinerer, seligerer Geist in neuen Weisen ein neues Leben lebt. Alles Leben steigt hinauf in den Himmel. Hinaus und hinauf! ruft es heute durch die ganze Schöpfung. Alles ringt an's Licht. Die ganze Erde streckt sich, jubelt gen Himmel. Es ist uns, wäre sie nicht schwer, es möchte sie emporziehen in den Himmel. Alles lacht und jubelt der Sonne, dem Licht und dem Leben zu. Was Wunder, daß der herrlichste der Menschen, die Blume der Menschen auch hinauf wollte, auch hinauffuhr gen Himmel!

Der Herr Jesus schied segnend von seinen Jüngern und fuhr hinauf gen Himmel. Was hat sein Scheiden in seinen Jüngern bewirkt? „Sie aber beteten ihn an, und kehrten wieder nach Jerusalem mit großer Freude, und waren allewege im Tempel, priesen und lobten Gott.“ Sie beteten ihn an. Er war ihnen früher schon der himmlische, göttliche Meister; sie sprachen schon vorher: Wo sollen wir hingehen? Du hast Worte des ewigen Lebens! Jetzt erschien er ihnen vollends als der Sohn des göttlichen Wohlgefallens; jetzt ward er ihnen ganz ein Gegenstand der Anbetung und Verehrung.

Sie kehrten wieder gen Jerusalem mit großer Freude. Ein solches Scheiden war für sie kein Schmerz; sie hatten seinen Segen; er war im Himmel. Das erfüllte sie mit Freude. Aber sie blieben nicht bei diesem staunenden Nachsehen stehen; sie kehrten wieder zurück nach Jerusalem, an den Ort seiner und nun auch ihrer neuen, größern Wirksamkeit. Sie nahmen das Werk, das ihnen der Herr

übertragen, jetzt mit Muth und Zuversicht auf. Es heißt im Evangium St. Marci (16, 20): „Sie aber gingen aus, und predigten an allen Orten: Und der Herr wirkte mit ihnen, und bekräftigte das Wort durch mitfolgende Zeichen.“ Die Predigt des Evangeliums, den Namen des Herrn zu verbreiten über die Erde, das war nun ihr Werk, und an das machten sie sich nun mit Lust und Freude.

II. Wie wollen nun wir einst von der Erde Abschied nehmen? Das lasset uns zweitens mit einander betrachten.

1. Der Herr Jesus schied segnend von seinen Jüngern. Das sollen wir nach Maßgabe unserer Macht auch thun. Gibt es ein schöneres Scheiden als das ist, welches mit einem segnenden Munde, mit einem segnenden Herzen geschieht? Wir haben heute eine junge Frau und Mutter zu ihrer Ruhestätte begleitet. Als sie ihr Ende herannahen fühlte, sagte sie zu ihrem Manne, sie hätte nichts mehr mit ihm zu reden, nur noch das eine habe sie zu sagen: Behüte dich Gott! O, der letzte Kuß, den eine sterbende Mutter ihren Kindern gibt, das letzte: Behüt dich Gott! das ein sterbendes Weib ihrem Manne zuflüstert, ist ein Segen. Wenn wir je irren und fehlen und thun möchten, was sich nicht schickt, so warnt ein solcher Wunsch eines sterbenden Weibes. Behüt' dich Gott, daß du in diese Sünde nicht willigest! Sind wir in Noth, in Gefahr, in Angst, so tröstet uns das Wort: Behüt' dich Gott! Er läßt dich nicht sinken; er hilft. Ein Segen ist eine Macht, eine Hülfe, ein Rath und ein Trost. Das scheidende Leben, das im letzten Seufzer, im letzten Gebet sich uns zuwendet, geht mit allen seinen Wünschen und Kräften auf uns über.

Ein segnender Abschied ist ein schöner Abschied. Und wie mag uns ein solcher gegeben werden? Der Herr Jesus hat seine Jünger bei seinem Scheiden gesegnet. Warum konnte er sie segnen und so segnen, daß sie den Segen als einen Segen empfangen konnten? Weil sein ganzes Leben mit ihnen Ein fortlaufendes Segnen war. Wollen wir unsere Lieben beim Scheiden segnen und sollen sie den Segen als einen Segen empfinden, so müssen sie unsere Lieben gewesen sein unser ganzes Leben hindurch, so müssen wir sie vorher im Leben gesegnet haben. Oder glaubt ihr, daß es auf andere Weise möglich wäre? Glaubt ihr, daß man in der letzten schwachen Stunde seinen Mund zum Segnen öffnen, sein Herz in Segnungen ergießen könnte, wenn solcher Segen, gute Wünsche, gute Gedanken nicht schon vorher in diesem Herzen waren? O, im Tode, beim letzten schwachen Zerrinnen des Lebens kann man nicht mehr Neues schaffen, kann man sich nicht zu neuen Thaten aufraffen, kann man nicht mehr erwerben, was man nicht schon früher besaß. Wenn alle Sinne schwach werden, kann man sich nur noch so geben, wie man früher war. Oder glaubt ihr wirklich, wenn wir bis dahin unfreundlich, ungeduldig, unverträglich mit einander gewesen, einander nicht geliebt, einander

nicht wohl gelitten, harte und böse Reden mit einander gewechselt, glaubt ihr dann, daß im Tode aus der Quelle, aus welcher bisher nur bittere Wasser geflossen, auf einmal süßes Wasser fließen könne? Und wenn wir sogar Angesichts des bittern Todes zu einem süßen, segnenden Worte uns aufraffen könnten, wenn aus alter Erinnerung, vielleicht aus frühern, bessern Zeiten, ein segnendes Wort hervortauchte, kann es als Segen aufgenommen werden, als Segen wirken? O, liebe Eltern, wenn ihr so unglücklich solltet gewesen sein, daß ihr euere Kinder nicht auferzogen hättet in der Zucht und Vermahnung zum Herrn; wenn ihr sie nicht durch Worte und Beispiel zum Guten geführt, nicht mit ihnen gelesen und gebetet, nicht mit ihnen gemeinsam Gott gesucht und geehrt im Kämmerlein und im Tempel: wie sollen da euere Kinder plötzlich einen Segen verstehen und fassen? Ein unverstandenes, räthselhaftes Wort wäre ihnen euer Segen, ein Wort, das vor ihnen auf den Boden fiele. Nein, wollen wir unsere Lieben segnen im Sterben, so müssen sie unsere Lieben gewesen sein im Leben; so müssen wir sie im Leben gesegnet, muß ihnen unser Wort und Wandel zum Segen gereicht haben.

2. Der Herr Jesus schied von der Welt in den Himmel. In den Himmel wollen wir auch. Wenn Noth des Lebens an uns kommt; wenn es uns bang und weh ist, dann blicken wir zum Himmel. Von daher, meinen wir, sollte uns Hülfe kommen. Dahin wollen wir, wenn uns von der Erde keine Hülfe mehr wird; wenn wir auf der Erde keine Aussicht mehr haben, wenn uns Alles verdunkelt und verdüstert ist. Im Himmel, hoffen wir, hören alle Schmerzen auf, werde uns alles Unrecht vergolten, finden wir alle wieder, die wir hier mit Schmerzen verloren. Wir wollen in den Himmel. Wenn unsere Herzen voll Lust und Freude, voll Glück und Wonne sind, schauen wir unwillkürlich gen Himmel; hier im Himmel schmilzt uns ein Himmel mit dem andern zusammen, schauen wir auch den Himmel droben an als einen Aufenthaltsort der Freude. Hinauf und hinab steigen die Herzen, wogen die Gefühle. Wir wollen in den Himmel; wir wollen nicht sterben, wir wollen fortleben, weiter leben, weiter leben in einem glücklichen, seligen Zustande, wir wollen nicht versinken in des Todes Rachen, in das Nichts, in die Vergänglichkeit. Wir wollen bleiben in den Händen des weiter bildenden, weiter gestaltenden Gottes.

Wie mögen wir in den Himmel kommen? Wie mögen wir am Leben bleiben? Wenn wir immer mehr Geist und Leben werden, immer inniger mit dem Leben, mit der Quelle alles Lebens und Lichtes, mit Gott verbunden sind. Daß der Herr Jesus nicht starb; daß der Herr Jesus am Leben blieb; daß der Herr Jesus in das Reich des Geistes zurückkehrte; ja, daß es ein solches Reich des Geistes gibt, das kommt uns ganz natürlich vor, wenn wir an das Leben und Wesen unsers Herrn Jesus denken, wie er innig mit Gott verbunden war,

im Himmel lebte, wenn er auch auf der Erde war, der Weisheit nachsann, Weisheit predigte, Liebe übte. Kann ein solches Leben aufhören? Muß ein solches Leben nicht fortbestehen? Wenn der Herr Jesus auf Erden ein solches Geistesleben lebte, muß es nicht über der Erde ein noch reineres, volleres Leben geben, ein Urbild, daran das Irdische nur das schwache Abbild ist? Der Herr Jesus wollte immer das Reich Gottes auf der Erde haben, betete um das Kommen dieses Reiches, hieß uns täglich beten um dieses Reich. Muß es nicht ein solches Reich Gottes, ein Reich des Geistes im Himmel geben? Sollte das alles nur ein Traum, nur ein Wahn sein, ein Phantom, das man so lange, so sehnsüchtig vom Himmel her auf die Erde hinunter riefe? Nein, es gibt ein solches Reich des Geistes, es gibt einen Himmel; es gibt für den Menschen ein Fortleben, ein Fortschreiten von einer Stufe der Entwicklung zur andern.

Wie wir gen Himmel fahren, wo der Himmel sei, in welcher Weise eine Entwicklung in andern Welten vorkomme, das Alles ist uns verborgen. Ob die Seele schnell beim Tode selbstbewußt wieder fortlebe, oder ob ein Schlaf, ein bewußtloser Zustand, ein Traumleben vorangehe; ob wir schnell an den Ort kommen, den wir als den Himmel glauben, oder ob wir vorher viele Zwischenstufen durchmachen müssen; ob die Seele gleich beim Scheiden von dem Leibe wieder einen neuen Leib anziehe, oder ob dieser neue Leib erst langsam, nach und nach aus neuen Stoffen wieder gewebt werde: das alles ist uns verborgen; wir halten nur an der Einen, großen Hoffnung fest: Es gibt einen Himmel, es gibt ein ewiges Leben, und wir werden ihm um so näher kommen, je mehr wir hier unsere Bestimmung erfüllen, je mehr wir hier wahrhaft leben. Das führt uns noch auf das Dritte und Letzte: Was soll uns das Vorbild der dem Herrn nachschauenden Jünger sein?

3. Als der Herr Jesus gen Himmel gefahren, beteten die Jünger ihn an, und kehreten wieder gen Jerusalem mit großer Freude; und waren allewege im Tempel, priesen und lobeten Gott.

Sie beteten ihn an. Er war ihnen schon früher der himmlische, göttliche Meister; jetzt in seiner vollen, ganzen Verklärung als heiliger Geist war er für sie ganz ein Gegenstand der Anbetung und Verehrung. Sollen wir den Herrn Jesum auch anbeten? „Höre, Israel, der Herr unser Gott, ist ein einiger Gott.“ Und „Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen.“ Wenn es sich um die geordnete, regelmäßige, ruhige Anbetung handelt, versteht es sich von selbst, daß Gott allein es ist, dem Ehre, Macht und Herrlichkeit, Anbetung und Verehrung gebührt, Gott allein, dem alle Welt und der Herr Jesus mit ihr, alle Engel und Engelfürsten, Seligen und Heiligen Lob und Anbetung darbringen sollen. Aber wenn wir in unsern Gottesdiensten bei einander versammelt sind, ein Wort aus dem Munde Jesu, einen schönen Spruch, eine Erzählung, ein Gleich-

niß zu betrachten, wenn wir uns gegenseitig ermuntern, aufzusehen auf den Anfänger und Vollender des Glaubens, wenn wir uns gegenseitig stärken, nachzuwandeln dem heiligen Leben unsers Herrn und Meisters, sollten wir da auch nicht bitten dürfen, sollten wir da nicht sprechen dürfen:

„Liebster Jesu, wir sind hier,
Dich und dein Wort anzuhören:
Lenke Sinnen und Begier
Auf die süßen Himmelslehren,
Daß die Herzen von der Erden
Ganz zu dir gezogen werden!"

Thomas der Zweifler hat nicht glauben wollen, daß der Herr Jesus auferstanden sei von den Todten. Da erschien ihm der Herr Jesus, und er rief aus: Mein Herr und mein Gott!" Erscheint uns das im Munde des Apostels, im Munde des staunenden, überwältigten Apostels als eine Gotteslästerung, als eine Sünde gegen Gott, als einen Abbruch an der Ehre Gottes? Nein, das kommt uns vor als der wohlberechtigte, natürliche Ausdruck des in diesem Augenblick überwältigten, überwallenden Gemüthes des Apostels. Sollten wir in solchen Augenblicken, da wir irgend eine besondere, lebhafte Erfahrung von der Nähe, von der Hülfe des Erlösers machen, nicht auch ausbrechen dürfen in den dankenden, triumphirenden Ruf: Mein Herr und mein Gott! Sollten wir in unsern letzten Augenblicken nicht mit Stephanus rufen dürfen: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!" da ja doch dieser Herr Jesus nur Gottes Sohn ist, Gottes liebstes Kind, unser Fürsprecher und Vermittler bei Gott; da wir ja damit nur Gott ehren wollen, nur in inniger Verbindung mit ihm bleiben wollen; denn wir sind Christi, Christus aber ist Gottes. (1 Cor. 3. 23.)

Die Jünger kehreten wieder gen Jerusalem mit großer Freude, und waren allewege im Tempel, priesen und lobeten Gott! Wenn wir dem gen Himmel gefahrenen Jesu nachgesehen, heute am Feste seiner Himmelfahrt wiederum nachgeblickt haben, wollen wir, und ich hoffe mit Freuden, auch wieder heimkehren ein jedes in sein Jerusalem, zu seinem Geschäft, zu seiner Arbeit. Der Jünger Arbeit war es, im Tempel, da man Gott dankte, Gott zu loben für die herrliche Sendung und Vollendung seines Sohnes, im Tempel, da das Volk zusammen kam, den Namen dieses Herrn Jesus nun allem Volke zu verkünden, seine Lehre und sein Reich über den ganzen Erdkreis zu verbreiten. Unsere Arbeit ist, die Erde zu bebauen, durch Handel und Wandel, durch den täglichen Verkehr das tägliche Brod uns und den Unsrigen zu verschaffen. Unsere Arbeit ist, die Ordnungen des gesellschaftlichen und öffentlichen Lebens immer manigfaltiger, immer reicher, immer schöner zu entwickeln und zu gestalten. Unsere Arbeit ist, unsern Leib und Geist immer schöner zu bilden, alle Anlagen des Leibes und Geistes zu wecken und zu bethätigen, zum Wohl der Brüder und

zur Ehre des himmlischen Vaters. Unsere Arbeit ist, ein schönes, christliches Familienleben darzustellen, unsere Kinder wohl und gut zu erziehen, christliche Lehre und christliche Sitte immer vollkommner, immer weiter in der Welt um uns herum zu verbreiten.

O, kehren wir von unsern schönen, christlichen Festen in solcher Weise, gestärkt und freudig zu unserer Arbeit zurück!

Die Jünger kehrten wieder gen Jerusalem mit großer Freude und nahmen ihr Tagwerk wieder rüstig an die Hand, ja jetzt erst rüstig. Wenn von unsern Lieben scheiden, schauen wir ihnen nicht nach in leerer Traurigkeit! Kehren wir um von ihrem Scheiden, wenn es Gottes Wille war, von ihrer Himmelfahrt mit dem Vorsatz, nun erst recht zu wirken, was Gott zu wirken in dieser Welt uns aufgetragen, nun erst recht unsere Zeit auszukaufen, nun erst recht thätig zu sein, als wollten wir damit noch etwas ausfüllen, noch etwas nachholen, noch manches ersetzen, was unsere Lieben nicht machen konnten, was ihnen zu wirken nicht vergönnt war. Ja, neue Wirksamkeit, freudige Wirksamkeit, und wenn auch oft Thränen durch sie hindurch scheinen, sei der Dank, sei die Ehre, sei das Andenken, das wir unsern lieben Abgeschiedenen weihen wollen. Das ist ein Segen, den Gott an das Scheiden gelegt hat.

Wirksamkeit, thätige Wirksamkeit, das ist auch zugleich die beste Vorbereitung für das ewige Leben. Was das ewige Leben genau sei, wissen wir nicht. Daß aber thätige, freudige Wirksamkeit unsere Pflicht, daß thätige, freudige Wirksamkeit etwas Gutes sei, daß an das Gute Gott stets wieder Gutes knüpft, das wissen wir; daß Gott über Bitten und Verstehen schaffen kann, Wunderbares, Herrliches, glauben wir. Amen.



VIII.

Pfingsten.

Was von dem Worte: Wer Gott fürchtet und recht thut, zu halten sei.

Text: Ap. 10, 34, 35.

Nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansiehet; Sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet, und recht thut, der ist ihm angenehm.

Das Pfingstfest wird gewöhnlich als das Stiftungsfest der christlichen Kirche angesehen, obschon es klar ist, daß die christliche Kirche nicht gestiftet wurde, als an diesem Pfingstfeste die Apostel auftraten und namentlich Petrus predigte. Die christliche Kirche hat der Herr Jesus gestiftet. Als er das Wort sprach: Thut Buße und bekehret euch! Werdet reine, gute, edle Menschen; sammelt euch als Kinder Gottes zu einem heiligen Bunde, zu einem Reiche Gottes auf Erden; als dann einige zu seiner Predigt hinzutraten, seine Jünger wurden: in dem Augenblick war die christliche Kirche gestiftet; er und seine Jünger bildeten diese erste, christliche Kirche, diese neue, christliche Gemeinschaft. Alles andere ist nur weitere Ausbreitung, Entfaltung dieser christlichen Kirche.

Das Pfingstfest nennt man den Stiftungstag der christlichen Kirche, weil an diesem Tage zum erstenmal eine große Menge Menschen, bei dreitausend Seelen, zum Christenthum hinzutraten, und weil es jetzt von da an rasch mit der Verbreitung des Christenthums vor sich ging. Das Pfingstfest nennt man den Stiftungstag der christlichen Kirche, weil jetzt nach dem Märtyrertode des Herrn ein gewaltiger, mächtiger Geist über die Jünger kam, der sie zu mächtigen Werkzeugen der Verbreitung des Christenthums ausrüstete; weil jetzt nach dem Tode des Herrn sein Geist in verklärter, neuer, heiliger Weise über die Jünger kam, weil durch wunderbare Erscheinungen bestärkt, der Glaube aufkam: der Herr Jesus ist nicht gestorben; er ist auferstanden von den Todten; er lebt wieder unter uns; er ist bei uns alle Tage bis an der Welt Ende; er ist bei uns, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind.

Ein zweites Pfingstfest können wir es auch nennen, als Petrus den Heiden, den Hauptmann Cornelius, in das Christenthum

aufnahm und der heilige Geist auch über die Heiden ausgegossen wurde; denn damit wurden nun erst die Thore weit aufgethan; damit sprengte das Christenthum die engen Bande der jüdischen Umgrenzung und wurde die Religion aller Völker. Dieses zweiten Pfingstfestes lasset uns jetzt zur Abwechslung einmal mit einander gedenken, wobei wir uns dann hauptsächlich mit der Frage beschäftigen wollen, was von dem Worte: Wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm, zu halten sei.

„Macht hoch die Thür, die Thor' macht weit!
Es kommt der Herrr der Herrlichkeit,
Ein König aller Königreich',
Ein Heiland aller Welt zugleich."

Er ist gerecht und hülfbereit,
Die Huld und Sanftmuth sein Geleit.
Barmherzigkeit ist seine Kron'
Und Heiligkeit sein Königsthron.

O wohl dem Land, o wohl der Stadt,
So diesen König bei sich hat!
Wohl allen Herzen insgemein,
Da dieser König ziehet ein!" Amen.

I. Die ersten Christen standen im Glauben, daß zum Christenthum nur die Juden berufen seien oder mindestens, daß jeder, der ein Christ werden wolle, zuerst in's Judenthum aufgenommen werden müsse. Ja, sie selbst hatten sich im Anfang wohl nicht sehr über das Judenthum erhoben; sie hielten die meisten Satzungen der Juden, wie wir aus den Schriften des Apostel Paulus erfahren. Sie besuchten den Tempel, hielten den jüdischen Sabbath, die übrigen Feste der Juden; ihr Gottesdienst war ganz dem Synagogendienst der Juden nachgebildet; sie sangen und beteten die Psalmen, lasen und legten Gottes Wort aus, wie es im Alten Testament enthalten war; die christlichen Lehrer knüpften ihre christlichen Lehren nur an dieses alttestamentliche Wort Gottes. Erst später kamen die Schriften der Apostel, die Aufzeichnungen des Lebens, der Thaten und der Lehren Jesu, wie wir sie jetzt in unsern Evangelien besitzen, neben dem Alten Testament in Gebrauch und zu bindendem Ansehen. Die Christen hielten die jüdischen Reinigungen und Waschungen, feierten das Passahmahl. Erst nach und nach verdrängte das christliche Abendmahl das Passahmahl. Von dem Apostel Petrus erfahren wir aus unserm Textkapitel, daß er noch nie von den von den Juden für gemein und unrein gehaltenen Speisen genossen, mit keinem Heiden je Umgang und Gemeinschaft unterhalten. Wir werden wohl nicht weit fehlen, wenn wir es kurz so bezeichnen: die ersten Christen waren nur frömmere, edlere, in manchem Stück aufgeklärtere Juden. Ja, der Herr

Jesus selber? Der war unbezweifelt viel größer als die ersten Christen; unter diesen ersten Christen befanden sich begreiflich auch schwache, untergeordnete Geister und Naturen. Der Herr, der Meister, stand über seinen Schülern. Aber den Zaun zwischen Judenthum und Heidenthum riß auch er noch nicht nieder. Allerdings den Samen, den Grund zu diesem Niederreißen legte er. Sein Wort und Wesen war so, daß es nothwendig mit der Zeit, aber eben nur mit der Zeit, dazu kommen mußte. Jetzt, da das Christenthum erst entstehen sollte, durfte der Zaun nicht zu weit gezogen werden. Das Christenthum knüpfte an an das Judenthum, mußte zuerst in der Begränzung, in der Beschränkung erstarken, und erst als es erstarkt war, als die Zeit gekommen war — wie alles erst zu seiner Zeit, zur rechten Zeit geschieht — trat es hinaus unter das Heidenthum. Was wäre doch aus dem Christenthum geworden, aus dem Christenthum, das zum größten Theil Judenthum war, an das Judenthum anknüpfte und anknüpfen mußte, wenn Christus plötzlich mit ihm zu den Heiden gegangen wäre, da keine Verwandtschaft, keine Aehnlichkeit, keine Empfänglichkeit dafür vorhanden gewesen wäre? Es mußte zuerst unter den Juden eine Schaar Christen gebildet werden; der christliche Gottesdienst, die christliche Lebensordnung mußte sich zuerst fest bilden an dem jüdischen Gottesdienst, an der jüdischen Lebensordnung; die neuen Lehren, der neue Glaube, die neue Sittlichkeit mußte wachsen, erstarken am alten Gottesglauben der Juden, an den alten heiligen Zehn Geboten. Es wäre kaum ein heiliges Abendmahl entstanden ohne das Passahmahl der Juden. Die Taufe der Christen wurde nachgebildet der Taufe des Johannes, und die Taufe des Johannes entstand aus den alttestamentlichen Waschungen und Reinigungen. Kurz, es entsteht alles in der Zeit und mit der Zeit, wenn die Zeit reif ist, auf natürlichem, göttlich geordnetem Wege, wenn zur rechten Zeit die rechten Männer, zur rechten Sache das rechte Wort kommt. „Als die Zeit erfüllet war, da sandte Gott seinen Sohn."

Der Apostel Petrus stand also wie seine übrigen Mitapostel und Christen in dem Glauben: nur die Juden seien zum Christenthum berufen. Jetzt aber wurde es anders. Am Pfingstfest wurden bei dreitausend Seelen auf einmal zum Christenthum hinzugethan, immer neue Schaaren kamen nach. Es heißt in der Apostelgeschichte (5, 14.), nachdem viele Zeichen und Wunder im Volk durch der Apostel Hände geschehen, „es wurden aber je mehr zugethan, die da glaubten an den Herrn, eine Menge der Männer und der Weiber." Der Apostel Philippus ging nach Samarien und predigte auch dem samaritanischen Volke, das nicht ganz ein jüdisches Volk, ganz mit jüdischem Glauben und jüdischer Sitte war. „Da aber die Apostel höreten zu Jerusalem, daß Samaria das Wort Gottes angenommen habe; sandten sie zu ihnen Petrum und Johannem. Welche,

da sie hinabkamen, beteten sie über sie, daß sie den heiligen Geist empfingen. Da legten sie die Hände auf sie, und sie empfingen den heiligen Geist." (Ap. 8, 14—17.) Die Verfolgungen gegen die Christen ließen im jüdischen Lande nach. Saulus war aus einem Feinde ein Freund, ein Verbreiter des Evangeliums geworden. Darum meldet die Apostelgeschichte (9, 31.) „So hatte nun die Gemeine Frieden durch ganz Judäa, und Galiläa, und Samaria, und bauete sich und wandelte in der Furcht des Herrn, und ward erfüllet mit Trost des heiligen Geistes." Jetzt war die Zeit gekommen, da das Christenthum wieder einen Schritt weiter thun konnte; jetzt war es am mütterlichen Busen des Judenthums erstarkt; jetzt konnte es entwöhnt, ja entlassen werden in die Welt; jetzt konnte der Ruf erschallen:

„Macht hoch die Thür, die Thore weit!
Es kommt der Herr der Herrlichkeit,
Ein König aller Königreich,
Ein Heiland aller Welt zugleich."

Aber damit dieser große Ruf geschehe, erforderte es etwas. Damit die Juden aus ihrer jüdischen Beschränktheit hinaus gedonnert wurden und die Heiden aufnahmen und anerkannten als Menschen und Brüder und Mitgenossen für die neue Lehre, den neuen Bund, das neue Christenthum, erforderte es der Zeichen und Wunder, eben eines Donners, der den Saulus niederwarf und vor Gott klein, sehr klein, eben als Paulus, erscheinen ließ, eines Wunders und Zeichens, das den ängstlichen Petrus endlich belehrte, die Heiden seien auch Menschen. Und dieses Wunder kam. Wenn die Zeit reif ist, kommt immer auch das rechte Ereigniß.

Petrus war in einer Stadt, Joppe, am mittelländischen Meere, in welcher Stadt er sich längere Zeit aufhielt. Um die sechste Stunde, also Mittags 12 Uhr, einer jüdischen Gebetstunde — ihr seht also auch hier, wie die jüdischen Christen in Allem an die jüdischen Religionsgebräuche sich anschlossen — „um die sechste Stunde stieg Petrus hinauf auf den Söller zu beten. Und als er hungrig ward, wollte er anbeißen. Da sie ihm aber zubereiteten, ward er entzückt, und sah den Himmel aufgethan, und herniederfahren zu ihm ein Gefäß, wie ein großes leinenes Tuch, an vier Zipfeln gebunden, und ward niedergelassen auf die Erde; darinnen waren allerlei vierfüßige Thiere der Erde und wilde Thiere, und Gewürm und Vögel des Himmels. Und geschah eine Stimme zu ihm: Stehe auf, Petre, schlachte und iß. Petrus aber sprach: O nein, Herr; denn ich habe noch nie etwas Gemeines oder Unreines gegessen. Und die Stimme sprach zum andern mal zu ihm: Was Gott gereiniget hat, das mache du nicht gemein. Und das geschah zu dreimalen; und das Gefäß ward wieder aufgenommen gen Himmel." (Ap. 10, 9—16.)

Zu gleicher Zeit geschah noch etwas anderes. „Es war ein Mann zu Cäsarien" — Cäsarien war auch eine Stadt am Mittelländischen Meere und nicht weit von Joppe — „mit Namen Cornelius, ein Hauptmann von der Schaar, die da heißt die Welsche, gottselig und gottesfürchtig, sammt seinem ganzen Hause, und gab dem Volk viele Almosen, und betete immer zu Gott. Der sah in einem Gesicht offenbarlich, um die neunte Stunde am Tage, einen Engel Gottes zu ihm eingehen, der sprach zu ihm: Corneli! Er aber sah ihn an, erschrack, und sprach: Herr, was ist's? Er aber sprach zu ihm: Dein Gebet, und deine Almosen sind hinauf gekommen in das Gedächtniß vor Gott. Und nun sende Männer gen Joppen, und laß fordern Simon, mit dem Zunamen Petrus, der wird dir sagen, was du thun sollst." (10, 1—6.) Diese Männer sandte Cornelius nach Joppen zu Simon Petrus, und sie trafen ihn gerade, als er sich darob bekümmerte, was wohl dieses Gesicht wäre, das er gesehen hatte. Sie sprachen zu ihm: „Cornelius, der Hauptmann, ein frommer und gottesfürchtiger Mann, und gutes Gerüchts bei dem ganzen Volk der Juden, hat einen Befehl empfangen vom heiligen Engel, daß er dich sollte fordern lassen in sein Haus, und Worte von dir hören." Und zu Petro sprach der Geist: „Ziehe mit ihnen, und zweifle nichts; denn ich habe sie gesandt." Und er zog mit ihnen. Und jetzt, nachdem ihm Gott in jenem Gesicht von den allerhand Thieren, reinen und nach der Juden Meinung für unrein gehaltenen Thieren gezeigt hat: keinen Menschen gemein oder unrein zu heißen; nachdem ihm Cornelius erzählt hatte, wie Gott selber durch seinen heiligen Engel ihn zum Christenthum berufen, jetzt kommt ihm die Erkenntniß: „Nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht; Sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm."

Wir wollen dem Apostel keinen Vorwurf daraus machen, daß es so vieler Vorbereitungen, so vieler Wunder bedurfte, um ihn von seinen Vorurtheilen abzubringen. Er war ein Kind seines Volkes und seiner Zeit. Wir nach achtzehnhundert Jahren vorausgegangener Bildung haben jetzt leicht von jüdischen Vorurtheilen und beschränkten Standpunkten zu reden. Wir dürfen etwas voraus haben vor dem Apostel Petrus. Auch wissen wir, daß es nothwendig war, daß das Christenthum zuerst innerhalb des jüdischen Volkes erstarkte, bevor es den Weg in das Heidenthum antrat.

Als Petrus nun dem Cornelius und seinem ganzen Hause von dem Herrn Jesus, dem gestorbenen und wieder auferstandenen Erlöser der Welt predigte, fiel der heilige Geist auf alle, die dem Wort zuhöreten. „Und die Gläubigen aus der Beschneidung, die mit Petro gekommen waren, entsetzten sich, daß auch auf die Heiden die Gabe des heiligen Geistes ausgegossen ward. Denn sie höreten, daß sie mit Zungen redeten, und Gott hoch priesen. Da antwortete Petrus: Mag auch Jemand das Wasser wehren, daß diese nicht getauft werden, die

den heiligen Geist empfangen haben, gleichwie auch wir? Und befahl, sie zu taufen in dem Namen des Herrn." (10, 45—48.)

Damit war nun die Thüre in das Heidenthum geöffnet, durch die dann namentlich Paulus eindrang, und so kam das Christenthum immer weiter und mächtiger zu den Heiden, kam, erkennen wir es mit Bescheidenheit und Dank, auch zu uns. Denn wir waren auch nicht aus der Beschneidung. Nur vier Stücke glaubten die versammelten Apostel den Heiden vom Alten Testamente noch auflegen zu sollen, daß sie sich enthalten vom Götzenopfer und vom Blut und vom Erstickten und von der Unkeuschheit.

Das war nun das zweite Pfingstfest, durch welches die Heidenkirche gegründet wurde, das zweite Pfingstfest, durch welches etlichemal dreitausend Seelen hinzugethan wurden und Völker mit noch andern Sprachen, als die am ersten Pfingstfest in Jerusalem versammelten waren.

II. Lasset uns jetzt das Wort nach besonders betrachten: „Nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansiehet; Sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm. Dieses Wort wird nämlich ungleich ausgelegt, und vielfach irrig verstanden. Die einen sagen: Wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm, das heiße: ist ihm angenehm zum Eintritt in's Christenthum, mag er dann vorher angehört haben welchem Volke und welcher Religion, als er nur will. Die andern sagen: Wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm, das heiße: der ist überhaupt Gott angenehm, habe er dann eine Religion, welche er nur wolle, sei er Heide, Jude, Christ oder Türke. Wer Gott fürchtet und recht thut, braucht dann nicht mehr besonders in's Christenthum einzutreten, er ist schon im Christenthum; denn das Christenthum ist nichts anderes als eben: Gott fürchten und recht thun.

Des Apostels Meinung ist offenbar und kann nur sein das Erstere: wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm zur Aufnahme in's Christenthum, der braucht nicht vorher noch erst ein Jude zu werden.

Wir wollen nicht sagen: es sei das von Petrus nichts Großes, daß er diese Entdeckung gemacht habe. Wir sahen schon, daß man einen jeden Menschen aus seiner Zeit heraus zu beurtheilen habe, und daß eine Frucht nicht eher vom Baume fallen könne, als wenn sie reif sei. Wir haben achtzehnhundert Jahre christlicher Bildung vor Petrus voraus; uns darf es leichter fallen, diesen Satz zu behaupten, als dem Petrus, der noch ganz frisch aus dem Judenthum kam, von Judenchristen umgeben war, die sich ängstlich vor aller Berührung mit den Heiden scheuten. Apostelgeschichte 11, 2. 3. heißt es: „Und da Petrus hinauf kam gen Jerusalem, zankten mit ihm, die aus der Beschneidung waren, und sprachen: Du bist eingegangen zu den

Männern, die Vorhaut haben, und hast mit ihnen gegessen." Ja wenn wir an die vielen christlichen Jahrhunderte denken, in denen die Christen nicht bloß ängstlich sich vor aller Berührung mit den Juden zurückzogen, sondern dieselben verachteten und verfolgten wie unreine, wüste Thiere, so müssen wir bekennen, daß der ängstliche Petrus unendlich erhaben ist über diesen später lebenden Christen.

Aber in einer andern Beziehung könnten wir dem Petrus einen leisen Vorwurf machen, der dann aber nicht ihn allein trifft, sondern nach ihm fast die eine Hälfte der Christen. Petrus macht hier die Entdeckung: Wer Gott fürchte und recht thue, der dürfe in's Christenthum aufgenommen werden. So hielten es bei der Aufnahme von Nichtchristen in's Christenthum von jeher viele Christen, die ganze strengere Parthei, während die mildere Parthei damals und jetzt andere Ansichten hat. Wie hat der Herr Jesus gehandelt? Was hätte Petrus und nach ihm alle, die bei der Aufnahme streng verfahren, von Jesus lernen können? Hat Jesus auch diese Grundsätze aufgestellt, auch zur Bedingung der Aufnahme in's Reich Gottes gemacht, daß man Gott fürchte und recht thue? Hat Jesus gesprochen: Kommet her zu mir, die ihr Gott fürchtet und recht thut, ich will euch erquicken? Ich bin gekommen, die Gerechten zur Buße zu rufen, nicht die Sünder. Die Gesunden bedürfen des Arztes, nicht die Kranken. Nein, der Herr Jesus hat zum Reich Gottes, in's Christenthum berufen die Mühseligen und Beladenen. Er ist gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Gerechten. Er ist gekommen, das Verlorene zu suchen. Als jener König ein Gastmahl bereitete und die geladenen Gäste, die Gott fürchteten und recht thaten, nicht kommen wollten, da hieß er seine Diener, auf die Straßen und Scheidwege und an die Zäune gehen und allerhand Volk zur Hochzeit einladen, was nur ein hochzeitlich K l e i d anhatte. Die Zöllner und Sünder nahm Jesus in sein Reich auf. Es braucht nur ein heilsbegieriges Herz; Gott fürchten und recht thun, das lernt man dann i m Christenthum. Also daß das Gott fürchten und recht thun mehr als genug sei zum Eintritt in's Christenthum, hätte der Apostel schon von Jesus her wissen können, indem der Herr Jesus sogar solche in's Reich Gottes aufnahm, die noch nicht recht thaten und Gott fürchteten. Doch wir wollen uns dabei nicht länger aufhalten und lieber zu etwas anderem gehen.

Viele sagen: Mag der Apostel Petrus mit seinem Ausspruch: Wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm, nur gemeint haben, der sei Gott angenehm zum Eintritt in's Christenthum oder nicht, wir meinen: Wer Gott fürchtet und recht thut, der sei Gott ü b e r h a u p t angenehm, gehöre er dann zu welcher Religion als er wolle, sei er Heide, Jude, Christ oder Türke. Man könne selig werden in allen Religionen. Darüber lasset uns noch unsere Meinung aussprechen.

Man könne selig werden in allen Religionen; wer Gott fürchte und recht thue, sei ihm angenehm unter allerhand Völkern. Was sagen wir dazu? Was ihr dazu saget, weiß ich nicht; meine Meinung will ich euch nicht verhehlen. Ich glaube: wer Gott fürchtet und recht thut, der sei ihm angenehm unter allerlei Völkern, der sei selig und werde selig, habe er dann eine Religion, welche er wolle, d. h. gehöre er äußerlich welchem Volk, welcher Religionsgemeinschaft an, als es nur sein möge; denn innerlich, eigentlich kann er nicht allen beliebigen Religionen angehören. Mit dem Worte: Gott fürchten, ist schon gesagt, den einen, wahren, lebendigen Gott fürchten, ist also die Religion gewissermaßen schon bestimmt, ist heidnische Vielgötterei, Bilderanbetung u. dgl. ausgeschlossen. Wer Gott fürchtet, den einen, wahren, lebendigen Gott, also in der wahren Weise an ihn glaubt, d. h. in der Weise, daß er sich scheut, das Böse, ihm Mißfällige zu thun, der ist gewiß Gott angenehm, der ist gewiß selig. Wir können hier an ein Sprüchwort der Indier erinnern: „Der Himmel hat viele Thore, und wer rechtschaffen handelt, erreicht ihn, durch welches Thor er auch komme." Es gibt ein Christenthum, das über allen Völkern schwebt, es gibt eine Uebereinstimmung unter den Völkern, eine Uebereinstimmung aller Religionen.

Wer Gott fürchtet und recht thut. Man hat gesagt: dieses Rechtthun, das hier gemeint sei, sei nur die gewöhnliche, bürgerliche Rechtschaffenheit, die Rechtlichkeit römischer Bürger, der Heiden. Welches Recht hat man, das anzunehmen? Ist nicht ausdrücklich gesagt: Das Gebet und die Almosen des Cornelius seien vor Gott gekommen? Man hat gar keinen Grund, unter dem Rechtthun des Cornelius etwas anderes zu verstehen als ein aufrichtiges, redliches Halten der Gebote Gottes. Ja, wer Gottes Gebote hält und Gott fürchtet, oder umgekehrt: vor dem heiligen Gott Ehrfurcht hat, Scheu empfindet, das Böse zu thun und deßhalb rechtschaffen wandelt, der ist ihm angenehm und ein seliger Mann unter allerlei Volk. Oder glaubtet ihr nicht, daß unter den Juden, unter den Männern des Alten Testamentes solche gewesen, die Gott angenehm waren? Meint ihr nicht, daß heidnische Weise, die unter all den wechselnden Gestalten den einen, unveränderlichen, ewigen Gott erkannten, unter all den tausend Vorschriften die ewigen Gebote Gottes hielten, in sich und in Gott selig gewesen? „Der Himmel hat viele Thore, und wer rechtschaffen handelt, erreicht ihn, durch welches Thor er auch komme." Oder meint ihr, daß jeder Christ, nur weil er ein Christ heißt, Gott angenehm und ein seliger Mensch sei? Glaubt ihr, daß alle Heiden, alle Juden verloren und alle Räuber und Mörder, Ehebrecher und Ungerechte, alle Schufte in der Christenheit selig seien?

Doch brechen wir ab und reden von anderm! Was hat der Herr Jesus selber als die Hauptsache erklärt? Als ihn ein reicher Jüngling einst fragte, was er thun müsse, um das ewige Leben zu

erwerben, antwortet er ihm da: Du mußt dieß und das glauben, diese und jene Gebräuche mitmachen? Nein. „Halte die Gebote!“ und zwar nicht kirchliche Gebote, religiöse Gesetze, die einfachsten sittlichen Gebote: Tödte nicht, brich die Ehe nicht, stiehl nicht, lüge nicht, ehre deinen Vater und deine Mutter! Und als man ihm ein ander Mal sagte, seine Mutter und seine Brüder suchten ihn, sprach er, indem er die Hand ausstreckte über seine Jünger und alle, die ihm zuhörten: Siehe da, meine Mutter und meine Brüder; denn wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, der ist mir Vater und Mutter und Bruder und Schwester. Daß Gottes Wille geschehe, Gottes Gebot gehalten, recht gelebt werde, das war ihm die Hauptsache. Was verlangt er für sich? Daß sein Name überall genannt und geehrt werde? Gebietet er bei Wohlthaten, die er erweist, daß sein Name bekannt gemacht werde, daß er angebetet und wie ein Gott verehrt werde? Er will nicht einmal, daß jener Jüngling ihn anrede: Guter Meister! Nur Einer sei gut, Gott. Bittet er, daß sein Reich komme, sein Wille geschehe, sein Name geheiliget werde? Nein, daß Gottes Reich komme, Gottes Wille geschehe, sein Name geheiligt werde. Für sich will er nichts als ein Kreuz; er will sein Leben uns geben zu einer Erlösung für viele.

Also Hauptsache ist auch dem Herrn Jesus, daß Gottes Wille geschehe, alle Menschen Gott fürchten und recht thun. Ja, es ist ihm das so sehr Hauptsache, daß wir eigentlich fragen können: ob denn Jesus überhaupt eine eigene Religion gestiftet habe. Aber wenn wir das jetzt freudig und gern anerkennen, wollen wir uns etwa vom Christenthum trennen, Christo den Rücken kehren? Ich möchte doch fragen: Wer hat uns dieses Gottfürchten und Rechtthun gelehrt? Wer hat dieses als die Hauptsache und zu oberst gestellt? Wollen wir nicht schon um deßwillen Christum lieben und in großen Ehren halten?

Ferner: Wenn wir auch anerkennen, daß man in allen Religionen selig werden könne, wenn man Gott fürchtet und recht thut: Wo kommt dieses Gottfürchten und Rechtthun am meisten vor? Wo wird es uns am ehesten möglich? Wo finden wir hiezu die meisten Anreizungen und Lockungen? Ich meine doch im Christenthum. Auch in sittlichen Dingen darf sich das Christenthum getrost neben andere Religionen stellen. Am meisten sittliches Leben, das reinste sittliche Leben kommt unter den Christen vor. Im Christenthum ist das sittlich Reinste und Herrlichste; zu Christus können wir aufblicken als zu einem Vollender auch des sittlichen Lebens.

Aber wir haben noch mehr von Christus. Ich will es gern glauben, daß man zum Gottfürchten und Rechtthun eigentlich gar wenig brauche, wenig Künste und Wissenschaften. Ich will gern glauben, daß es viele Kenntnisse, Wissenschaften, Wahrheiten gebe, die uns weder sittlicher noch unsittlicher machen, an denen die ewige

Seligkeit, der Friede nicht hängt. Aber sind deßwegen solche Erkenntnisse, solche Wahrheiten nichts werth, tragen sie deßwegen nichts bei zu unserm Glück? Ob die Sonne um die Erde sich bewege oder umgekehrt die Erde um die Sonne, das hat in Bezug auf Handel und Wandel keinen Einfluß, macht keine theuren und keine wohlfeilen Zeiten, macht uns sittlich weder besser noch schlechter. Aber meint ihr nicht, als dem großen Geiste des Kopernikus dieses Licht aufging, daß es eine hohe, unbezahlbare, selige Wonne für ihn gewesen sei? Der Mensch hat den Drang nach Wahrheit in seinem Innern; er möchte überall vom verhüllenden Schein eindringen in das Wesen aller Dinge. Wo ihm irgend ein Licht aufgeht, und wenn wie gesagt, es ihn und andere in seinem Hauswesen, in seinem sittlichen Leben nicht fördert, ist es für ihn eine Freude, eine reinste, höchste, seligste Freude, wo er eine neue, geahnte Wahrheit entdeckt. Ist es nichts werth, ohne Bedeutung für uns, daß uns Christus so manche herrliche Wahrheit in religiösen Dingen mit einem kurzen, kühnen Blick und Wort aufgeschlossen hat? Sind alle christlichen Schätze der Weisheit und Erkenntniß, die sich innerhalb des Christenthums angesammelt haben, nichts werth, und wenn sie uns auch nicht sofort besser machten und in einem Augenblick umwandelten?

Wir haben noch mehr von Christus. Es heißt in unserm Textkapitel (33): Als Petrus im Hause des Cornelius war, und sie zu ihm gesprochen: „Nun sind wir alle hier gegenwärtig vor Gott, zu hören alles, was dir von Gott befohlen ist", da habe Petrus begonnen: „Ihr wisset wohl von der Predigt, die Gott zu den Kindern Israel gesandt hat, und verkündigen lassen den Frieden durch Jesum Christum" (36). Wer nun Gott fürchtet und recht thut, der braucht diesen Frieden durch Christum nicht; er hat schon Frieden durch sein Gottfürchten und Rechtthun. Aber wenn wir so recht nicht thun, daß wir von daher Frieden, vollen Frieden bekommen: wollen wir dann nicht Christum preisen, Christum lieben, daß er uns so eindringlich gepredigt hat: Gott sei gnädig und barmherzig? Wollen wir Christum nicht lieben, ihn nicht preisen, ihm nicht ewig dafür danken, daß wir uns von unserer mangelhaften Gerechtigkeit hineinretten können in seine vollkommene Gerechtigkeit, in sein heiliges Leiden und Sterben, mit dem wir zudecken können unsere Mängel und Gebrechen, unser unheiliges Leben?

Und noch weiter hat Petrus gepredigt. „Denselbigen hat Gott auferwecket am dritten Tage, und ihn lassen offenbar werden." (Ap. 10, 40.) Liebe Freunde, Gottfürchten und Rechtthun ist recht, ist die Hauptsache. Aber der wahre Schwung, die wahre Erhebung, der rechte Glanz, die rechte Kraft des Lebens kommt erst durch die Hoffnung auf ein ewiges Leben und diese Hoffnung ist uns so recht lebhaft geworden durch die Auferstehung Jesu. Wie bald sind unsere zwanzig, dreißig, sechszig Jahre um! Wollen wir, wenn wir Gott

diese kurzen Jahre gefürchtet und recht zu leben uns gemüht haben, dann sterben, auf immer todt sein und nichts mehr wissen wollen von diesem Gott und nicht mehr recht leben in einer andern Weise, auf andern Bahnen?

„Auferstehn, ja auferstehn wirst du,
Mein Staub nach kurzer Ruh'.
Unsterblich Leben,
Wird, der dich schuf, dir geben.
Hallelujah!“

Gott fürchten und recht thun, ist recht und gut, ist die Hauptsache, führt auch zum ewigen Leben, ist der beste Weg dazu. Aber zerstreut in der Welt, unter diesen und jenen Völkern, in diesen und jenen Religionen Gott fürchten und recht thun ist nicht das Gleiche, wie wenn wir als eine bestimmte Gemeinde unter einem wirklichen Haupte, das einmal in der Welt als eine bestimmte, geschichtliche Persönlichkeit gelebt hat, verbunden und vereinigt sind. Jene unsichtbare Gemeinde aller derer die Gott fürchten und recht thun, ist doch eine kühlere, abstraktere Gemeinschaft, als wenn wir Christen unter unserm Herrn und Haupt Jesus Christus uns verbunden wissen, unter unserm Herrn und Haupt, der auch recht gethan und Gott gefürchtet hat und auch uns zum Gottfürchten und Rechtthun anhalten will. In solcher inniger, naher, persönlicher Gemeinschaft erzeugt sich mehr heiliger, gemeinsamer, lebendiger Geist. „Da Petrus noch diese Worte redete, fiel der heilige Geist auf alle, die dem Wort zuhöreten.“ (10, 44.)

Alle diese Vorzüge, die wir zum Gottfürchten und Rechtthun noch haben, die wollen wir hinzunehmen, wollen uns derselben freuen, wollen Christum darüber preisen! Und die andern, die nicht ausgesprochene Christen sind, wollen wir deßwegen nicht schel ansehen oder gar geringschätzig behandeln, sondern nur bedauern, daß sie etwas nicht haben, das wir besitzen, und ihnen dazu helfen, daß sie immer mehr in den Besitz aller der irdischen und himmlischen Schätze gelangen, welche sich in unserer christlichen Kirche befinden.

Möge auch durch diese Betrachtung und die gesammte Feier dieses Pfingstfestes heiliger Geist in uns geweckt und gefördert worden sein! Amen.

Die großen Werke Gottes.

Text: Psalm 104, 24.

Herr, wie sind deine Werke so groß und viel? Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter.

Wir haben dies Jahr schon lange Frühling gehabt, und doch sind wir desselben nie recht froh geworden; es war uns immer: wir hätten zu wenig Sonne und zu viel kalte Lüfte. Indessen ist es bei dieser Gelegenheit doch Frühling geworden, und unter unserm Murren und Klagen sind Gras und Heu ganz hübsch gewachsen. Seit einigen Tagen ist es nun aber mit unserer Frühlingsfreude anders geworden. Eine durchdringende Wärme und heute nun vollends ein reichlicher, segnender Pfingstregen haben rasch alles Wachsthum gefördert und unsere unzufriedenen Mienen aufgeheitert und verklärt. Wer von uns blickt heute nicht voll Begeisterung und Freude in diese blühende Frühlingsnatur und ruft mit dem Sänger in unserm Psalm: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel? Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter.“ Ja dieser großen Werke Gottes wollen wir jetzt mit einander gedenken, und zwar in dem Sinne, wie gerade von ihnen aus heiliger Pfingstgeist über uns kommt.

„Gott, du lässest Treu und Güte
Täglich über uns aufgeh'n,
Zierst die Erde neu mit Blüthe,
Schmückest Thal und Berge schön,
Daß sich in dem holden Maien
Wald und Flur und Ströme freuen;
Wo das Aug sich wendet hin,
Sieht es deinen Segen blüh'n.“

I. Dieser großen Werke Gottes, die uns der Frühling vor Augen stellt, wollen wir also gedenken, und zwar wie uns dieser Zusatz, welche uns der Frühling vor Augen stellt, andeutet, wollen wir uns nicht zumeist in jene endlosen Himmelsräume erheben, in welchen ungezählte Welten, so groß und größer als unsere Erde auf und niedersteigen und in ungeheuren Entfernungen ihre Bahnen beschreiben. Wir wollen nicht zur Sonne aufsteigen, die eine so ungeheure Kugel ist, daß unsere Erde in ihr Raum hätte und der Mond, wie er innerhalb dieser Sonnenkugel um die Erde sich bewegen könnte. Wir wollen uns nicht erheben zu dem Heer der Fixsterne, die lauter leuchtende Sonnen sind, und von zahllosen Wandelsternen umgeben. Wir wollen nur auf unserer grünen, blühenden Erde bleiben, und die Werke Gottes schauen, die sich da vor unsern Augen ausbreiten.

Aber, werdet ihr mir einwenden, wir feiern heute das heilige Pfingstfest, das Fest des Geistes und nicht der Natur und wollen das heil. Abendmahl mit einander begehen. Schickt es sich da, daß wir an solchen Tagen von Natur und Frühling mit einander reden? Ja wohl, das verträgt sich ganz gut mit einander. Die Offenbarung Gottes aus der Natur und seine Offenbarung aus dem eigentlichen geistigen Gebiete, aus dem Leben der Menschen sind keine Gegensätze oder Widersprüche. Sie sind e i n e Offenbarung, und zwar ist die Offenbarung Gottes aus der sogenannten Natur, aus der Natur außer uns, die erste gewesen und ist es auch jetzt noch. Lange vor Moses und Christus haben die Menschen hinaufgeblickt zum blauen Himmel, zur Sonne, zum Mond und zu den Sternen, haben am Meere gestanden und in die Ströme hinausgestarrt, haben des Frühlings sanfte Pracht in ihrem Herzen erwogen und alle die Wunder Gottes in seiner großen, herrlichen Schöpfung. Und jetzt noch? Bevor das Kind vom geistigen Leben etwas versteht, vom Herrn Jesus etwas weiß, schaut es hinauf zum Mond und zu den Sternen und redet von Gottes Lichtlein und Engelein und Schäflein. „Gottes unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man deß wahrnimmt, an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt." (Röm. 1, 20.) Das ist der erste und natürlichste Weg, auf dem man zur Erkenntniß Gottes gelangt, auf den namentlich die Menschheit nach und nach gelangt ist. Jetzt können wir, die wir eine ausgebildete Religion, eine ausgebildete Gotteserkenntniß haben, wir Christen, die wir unsere Gotteserkenntnisse in einer heiligen Schrift haben, den Kindern allerdings durch unser Unterrichten, durch Wort und Lehre die Religion beibringen; aber so war es von Anfang nicht, und gut und nothwendig ist es jetzt noch, daß wir n e b e n der Schrift, neben dem Wort, neben der Lehre selber hinausblicken in die unmittelbaren Werke Gottes. Die Schöpfung außer uns, die sogenannte Natur ist das Erste und Mächtigste, das Herrlichste, das uns in die Augen fällt. Allerdings gibt es außer dieser kreatürlichen Welt außer uns

noch eine auch herrliche und große Welt. Der einzelne Mensch, dieses geistige, denkende Wesen, der Mensch überhaupt ist das herrlichste Geschöpf Gottes, an ihm offenbart sich Gottes Weisheit, Gottes Herrlichkeit am mächtigsten.

„Der Mensch, ein Leib, den deine Hand
So wunderbar bereitet,
Der Mensch, ein Geist, den sein Verstand
Dich zu erkennen leitet,
Der Mensch, der Schöpfung Ruhm und Preis,
Ist sich ein täglicher Beweis
Von deiner Güt' und Größe."

Aber es ist uns wie angeboren, daß wir zuerst nicht auf uns blicken, sondern außer uns. Ist es nicht ein natürlicher Zug von Bescheidenheit, daß man zuerst nicht sich selbst beschaut, sondern die Werke Gottes außer uns? Die Werke Gottes sind auch das mehr in die Augen Fallende, das Größere, das Ueberwältigende. Ist es nicht ganz natürlich, daß das Kind zuerst die Sonne, den Mond, den blauen Himmel, die Berge, den tosenden Wasserfall, den Donner ansieht und anhört und anstaunt und dann erst den neben ihm stehenden, ihm weniger auffallenden, ihm ähnlichen Vater oder gar sich selbst?

Die ganze Menschheit, ihr Leben, ihr Thun und Treiben, ihr Arbeiten, ihr Handel und Wandel, ihre Kunst und Wissenschaft, ihr Kriegen, ihr Frieden machen, ihr ganzer Verkehr, das Volks- und Staatsleben, das ist eine wunderbare, mächtige, große Schöpfung Gottes. Aber das tritt uns nicht zuerst entgegen, mit sechs Jahren und mit zehn Jahren; das kommt erst viel später. Das tritt nicht Jedem entgegen; das will erlernt, erforscht, beobachtet werden. Ja, einem geschichtskundigen Manne offenbart sich Gott in dem Getriebe und Leben der Menschheit, daß wir ungeschickte Leute mit unserm Tödi und Selbsanft nur Kinder gegen sie sind. Aber eben diesen Gott in der Geschichte zu finden, ist nicht so Jedermanns Sache, wie es doch sehr vieler Sache ist, Gott in der Natur, in seinen Werken zu schauen, die uns viel näher und augenfälliger zur Hand sind. Wer sein eigen Leben erforscht, über seine eigenen Schicksale nachdenkt, anderer Menschen aus seiner Familie oder weiterer Bekanntschaft Schicksale durchgeht, der muß unwillkürlich zu der Erkenntniß gelangen, es waltet eine große Gerechtigkeit, eine große, heilige Ordnung über Allem noch so verworrenen, unheiligen Treiben der Menschen. Ja, aber diese Erkenntniß ist wieder nicht Jedermanns Ding; es ist dieses Finden Gottes das Schwerere.

Wie geschieht nun alles Finden und Erkennen Gottes? Wir ersehen, daß ein Gott ist, aus der Natur außer uns, aus dem Menschen, aus dem Leben des einzelnen Menschen, aus dem Leben der Menschheit, aus dem Leben besonders dieser oder jener Menschen, dieses oder jenes Volkes; also alles aus der Schöpfung heraus, aus

der Natur; denn die Menschen und ihr Thun gehören auch zur Schöpfung, auch zur Natur. Wir ersehen das; aber eben wir, wir müssen also auch dabei sein. Nur eine Schöpfung außer uns, nur Berge, Meere und Seen, Sonne und Mond und blauer Himmel, daß es Deutsche gibt in der Welt und Franzosen, Russen und Chinesen, das genügt nicht. Die unvernünftige Thierwelt sieht und hört auch. Ein Rind und ein Schaf bemerken auch bei heiterm Wetter eine weiße Kugel am Himmel, in die nicht gut schauen sei, werden vom Blitz und Donner erschreckt, geschüttelt, wenn ein Erdbeben geht. Aber was wissen sie von Gott? Erkennen die einen Zusammenhang der Welt, eine Ursache aller dieser Dinge?

Wir müssen also zu den Dingen außer uns noch einen erkennenden, zusammenfassenden, wo der Verstand nicht hinreicht, ahnenden, glaubenden, hoffenden Geist haben. Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit wird ersehen, so man deß wahrnimmt, an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt. Wir müssen ein Vermögen haben, eine Kraft, deß wahrzunehmen, einen Geist, der erkennt, denkt, zusammenfaßt und festhält, ein Geist sein, und müssen dann dieses Wahrnehmen, dieses Denken auch üben. Es hat mancher einen Geist, ist ein Geist; aber er ist zu faul, zu denken. Was hilft mir ein Vermögen, eine Kraft, wenn ich sie nicht brauche?

Wie erkenne ich nun Gott? Vermöge des Geistes, der in mir ist, der von Gott ist, göttlicher Art und Natur ist, erkenne ich den allgemeinen, großen, göttlichen Geist, der in allem ist, alles durchdringt, alles durchweht, vor allem war, über allem steht.

Wer erkennt nun Gott am besten? In wem der göttliche Geist am reinsten, am kräftigsten ist, wer den reinsten, mächtigsten Geist besitzt, gehöre er dann weltlichem oder geistlichem Stande an; wer in Umgebungen lebt, aus denen er Gott am herrlichsten erkennen kann, also in einer erhabenen, großartigen Natur, unter großen, edlen oder auch in ihrem Untergang mächtigen Menschen, in einem aufstrebenden oder niedergehenden mächtigen Volke, in dem der bauende oder vernichtende Gott besonders hervortritt. Wer erkennt Gott am besten? Wer mit einem solchen Geiste ausgerüstet, in solcher Umgebung lebend, auch mächtig thätig ist, sinnt, forscht, sich anstrengt. Und was solche bevorzugte Geister dann schauen und uns Schwächern und Kurzsichtigern mittheilen, das sind Offenbarungen, Offenbarungen für sie, indem ihnen Gottes unsichtbares Wesen klar und offenbar wurde, Offenbarungen für uns, indem ihre Erkenntnisse unsern eigenen, mangelhaften mächtig zu Hülfe kamen. Natürlich, was wir selber, wie schwach es auch sei, aus Gottes Werken herausschauen, ist für uns und für andere, die noch unter uns stehen, nach Maßgabe der Kräfte auch wieder eine Offenbarung. Die herrlichsten Offenbarungen Gottes haben je die erleuchtetsten, besten Männer aller Völker empfangen, voraus aber die Patriarchen und Propheten des jüdischen

Volkes und hoch ob allen strahlend unser Herr Jesus Christus. Dieser letztern Erkenntnisse und Erleuchtungen, ihr Glaube, ihre Zuversicht, ihre Hoffnung, die sind uns bei einander in der hl. Schrift. Aber ihr seht jetzt, daß Natur und Schrift keine Gegensätze sind, ja daß man die nie und nimmer neben einander stellen kann, die folgen nach einander, hinter einander. In der Schrift ist nur geschrieben, was diese Männer aus der Natur, aus der ganzen kreatürlichen und menschlichen, leiblichen und geistigen Schöpfung herausgeschaut haben; die Schrift enthält nur die Offenbarung Gottes aus der Natur. Es ist alles nur Eine Offenbarung, die aus der Welt heraus geschöpfte mittelst des Menschen reinem und heiligem Geiste.

II. Zeigen wir jetzt in einem zweiten Theile unserer Rede, wie aus dieser Schöpfung Gottes heraus uns heiliger Geist, Pfingstgeist, Muth, Freude, Friede, neues Leben, neue Hoffnung komme.

Wir erinnern uns also heute an die Ausgießung des heiligen Geistes über die Apostel und möchten solchen Geist auch erlangen. Wie kommt er? Durch Buße und Umkehr, durch die Vergebung unserer Sünden, durch das Gebet, die Gemeinschaft, durch mächtige Ereignisse, aber auch durch die Betrachtung der großen Werke Gottes in der Natur. Solcher Geist kommt uns, wenn wir die Allmacht Gottes schauen, die aus einem Todten Lebendiges, aus Altem Neues, aus Nichtgeistigem Geistiges, aus Sündigem Sündloses, aus Nichtreinem Reines, aus Nichtgutem Gutes hervorrufen kann. Heiliger Geist kommt uns, wenn wir die Güte Gottes schauen, mit der er die Erde wieder anfüllen will, diese Reinheit und Schönheit, mit der Alles geschmückt und geordnet ist.

Oder wie kommt denn überhaupt heiliger Geist? Kommt heiliger Geist dadurch, daß wir beständig in uns und auf uns blicken, immer nur mit uns, mit unserer kleinen Person beschäftigt sind? Es ist gewiß recht heilsam und nöthig, daß man sich selbst kenne, sein Herz erforsche, sein vergangenes und gegenwärtiges Leben prüfe; aber zu lange dabei verweilen, immer nur mit sich und namentlich mit seinen Gebrechen beschäftigt sein, das fördert nicht, so wenig als man satt wird durch das bloße Hungern. Satt wird man nicht durch das bloße Ausmalen des Hungers, durch das sich Sehnen nach Speise. Satt wird man durch das Essen, durch die Speise. Wenn wir neuen Geist wollen, mehr Geist, einen größern, weitern, höhern Geist, einen heiligen Geist, so müssen wir aus uns heraus gehen. Diesen Geist können wir nicht aus uns selbst nehmen. Und wie und wo finden wir diesen Geist? Wenn auf irgend eine Weise und an irgend einem Ort, so geschieht es dann, wenn wir aus unserm engen, kleinen Ich herausgehen und einen weiten, klaren Blick thun in die Werke Gottes vor uns. Da, wenn irgend woher, tritt uns entgegen die Allmacht, die Pracht, die Güte, die Gerechtigkeit und

Heiligkeit Gottes. Da in dieser großen Natur sehen wir Ordnung, Schönheit, Weisheit, Zweck. Da sehen wir wie eine heilige Gerechtigkeit sich durch alles hindurchzieht, wie alle Abweichung, alle Verirrung, alle Sünde sich straft, wie alles Schwächliche und Nichtige zu Grunde geht und nur das sich aufschwingt und erhält, was Kraft und Macht in sich trägt. Ja, da lernt man recht ringen und findet Kraft.

Wie kommt heiliger Geist, neuer Geist, großer Geist? Wahrscheinlich, wenn man das ganze Jahr in seinem Hause mit seinen kleinen Siebensächelchen beschäftigt ist. „Was sagt der Herr Vetter und was die Frau Base? Was haben die Nachbarn für Vorhänge, und was kostet jetzt das Pfund Kaffee?" Ich sage euch, bei solchem Thun und Treiben geht man zu Grunde. Da kommt kein heiliger Geist, kein neuer Geist, kein großer Geist. Heiliger Geist kommt, wenn man hinauf blickt zur Sonne, dem Mond und den Sternen, wenn man hinaus schaut über die Erde, hinein blickt in die treibende, keimende, blühende Frühlings- und Sommernatur.

Wir wollen heute zum heiligen Abendmahl gehen, neue Liebe, neuen Dank, neue Treue, neuen Frieden, neue Gedanken finden. Hilft nicht das Abendmahl in der Natur uns recht vorbereiten? Wird da nicht auch ein Abendmahl gehalten? Hat Gott nicht jedem seiner Geschöpfe den Tisch gedeckt? Das Bienlein findet seine Speise; was kriecht und fliegt seine Mahlzeit, das grasende Vieh, das Fischlein im Wasser, alles findet, was es bedarf. Solche Güte, solche Wunder Gottes stimmen sie nicht auch fromm? Machen sie uns nicht gütig, freundlich und verträglich, friedfertig und versöhnlich gegen unsere Mitmenschen?

Wie kommt heiliger Geist? Was ist es, das uns jetzt dieser Frühling vor Augen stellt?

Wenn wir sehen, wie auf den Wiesen, die noch mit einer Decke welken, todten Grases bedeckt waren, tausend und abertausend frische Keime und Bläschen hervorstechen und alle an Licht und Luft sich hervordrängen; wenn auf der schwarzen, braunen Ackererde, in den Gärten allerhand Pflänzchen und Pflanzen aufschießen, die Bäume sich mit Knospen, Laub und Blüthen bedecken, das Grün des Thales immer weiter in die Berge hinauf rückt, bis hart an den ewigen Schnee und das bläuliche Eis; wenn von den Bergen vertrocknete Quellen wieder zu fließen beginnen; wenn es in Gras, in Strauch und Busch, sich wieder anfängt von allerhand munterm Leben zu regen: was ist da das erste Gefühl, die erste Empfindung, die uns überkommt in diesem allgemeinen Aufwachen und Auferstehen zu einem neuen Leben? Es ist eben das Gefühl dieser Auferstehung; es ist der Gedanke: Seht, Todtes wird wieder lebendig, Schlafendes erwacht wieder, verloren Geglaubtes kommt wieder. Es gibt auch für dich eine Auferstehung. Was unter dieser Form, in dieser Hülle stirbt,

erwacht in einer andern wieder. Ja, der Frühling ist ein rechter Auferstehungsprediger. Ohne die Auferstehung der Natur im Frühling könnten wir an unsere eigene Auferstehung nicht gut glauben. Die Auferstehung des Herrn fällt nicht umsonst in das Frühjahr; zu einer andern Jahreszeit könnten wir sie uns nicht denken. Alle Feste sind ursprünglich Naturvorgänge gewesen, und geschichtliche religiöse Ereignisse hat man mit diesen Naturvorgängen in Beziehung gebracht, auf diese Zeiten verlegt. Alle Vorgänge im menschlichen Leben schließen sich an diese Vorgänge in der Natur an. Jeder Frühling bringt unserm Glauben an die Auferstehung, unserm Glauben an ein ewiges Leben, neue Nahrung, neuen Aufschwung, neue Zuversicht und solcher Geist ist heiliger Geist. Jeder Frühling mahnt uns: Stehe auch auf zu einem neuen Leben! Laß dahinten, was nicht werth ist, daß du es in das neue Leben mitnehmest! Schmücke dich mit neuen, bessern Gedanken; ringe nach edlern Thaten; führe ein schöneres Leben! Solches Angeweht werden, solche Vorsätze, solche Entschlüsse sind heiliger Geist.

Was stellt der Frühling uns sonst noch vor die Augen? Wer weckt diese Keime im Erdboden? Wer treibt diese grünen Sprossen, Blätter und Stengel hervor, treibt sie immer höher und höher empor, bildet sie immer stärker, manigfaltiger und schöner aus? Wir können davor stehen, können sinnen und staunen, können uns anstrengen, alle unsere Kunst und Wissenschaft hervornehmen, alle Kräfte, Erfindungen und Entdeckungen anwenden; aber auf unser Geheiß thäte keine einzige Knospe an einem Baume sich auf, käme kein einziges grünes Blättchen aus dem Erdboden hervor, könnten wir es um keine Linie größer oder höher machen. Alle todtgeglaubten Bäume bedecken sich mit Blättern und Blüthen; aus allen Spaltungen und Oeffnungen der Erde erwachen tausend Schläfer, reiben sich die Augen, putzen die Flügel, und alles fängt an, sich zu regen und zu bewegen. Die leeren Rinnsaale der Flüsse und Bäche füllen sich wieder und das große Concert der Natur beginnt wieder zu spielen. Wer ruft dem Allem, wer thut das Alles? Wer ist der große Meister, der diesen Musiksaal mit unsichtbarem Geiste durchschreitet, dieses große Instrument der Welt, dieses Wunderconcert der Welt spielt? Ein unverdorbener, natürlicher Mensch kann gar nicht anders als ausrufen: Das thut der große Geist der Welt, der Beseeler und Erhalter alles Lebens, das thut Gott!

Freue dich, Mensch! Verlorenes kann wieder kommen, Todtgeglaubtes wieder erwachen. Deine schwache, schwankende Gesundheit kann wieder erstarken, deine Seelenruhe, dein Seelenfriede, dein Glück wieder kommen. Gott sind alle Dinge möglich. Sieh, wie er aus dem Nichts so vieles in's Dasein ruft! Vertraue ihm; wirf deine alte Sorge, deine alte Sünde, deine alte Angst ab! Es ist Frühling.

Neues Leben, neue Freude, neue Kraft will auch dich erfüllen. Ist das nicht heiliger Geist?

Der Frühling offenbart uns neben dieser Allmacht auch Gottes Weisheit und Schönheit. Nicht nur folgt Alles auf ein mächtiges Allmachtsgebot; nicht nur ruft er aus dem Nichts hervor dem, das nicht war: unwillkürlich muß man ausrufen: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet" In welcher Manigfaltigkeit und Schönheit tritt uns Alles entgegen! Wo wäre menschliche Kunst, die solche Dinge mit dieser Genauigkeit, Gesetzmäßigkeit und Schönheit hervorbrächte? O, wenn wir das Alles ansehen, das so viel als möglich zu erforschen suchen, so möchte ich fragen: Woher kommt dem Menschen am meisten Weisheit und Schönheitsgefühl und Sinn für Ordnung? Ich denke eben aus diesem wunderbar gestalteten, schönen Werke Gottes. Das Anschauen der Schöpfung Gottes, das Leben in ihr und mit ihr, der Umgang mit den Werken Gottes, der veredelt, reinigt, bildet, heiligt den Menschen. Ja, heiliger Geist, ein Geist der Weisheit, der Schönheit, der Ordnung kommt über uns. Möchte dieser Geist, der in Gottes Werken ausgedrückt ist, sich überall auch bemerklich machen in unsern Schöpfungen, in unserm Leibe, in unserm Geiste, in unserm sittlichen Leben, in unserm häuslichen, Gemeinde- und vaterländischen Leben!

Der Frühling offenbart uns Gottes Güte. „Die Erde ist voll deiner Güter." Ist das nicht eine herrliche Offenbarung Gottes, daß er uns jedes Jahr den Erdboden wieder mit Gras und Blumen, mit Früchten aller Art bekleidet und bedeckt? Ist das nicht ein gütiger Gott, der das Alles thut? „Du lässest Brunnen quellen in den Gründen, daß die Wasser zwischen den Bergen hinfließen, daß alle Thiere auf dem Felde trinken, und das Wild seinen Durst lösche. An denselben sitzen die Vögel des Himmels, und singen unter den Zweigen. Du feuchtest die Berge von oben her; du machst das Land voll Früchte, die du schaffest. Du lässest Gras wachsen für das Vieh, und Saat zu Nutz den Menschen, daß du Brod aus der Erde bringest; und daß der Wein erfreue des Menschen Herz, und seine Gestalt schön werde vom Oel; und das Brod des Menschen Herz stärke." Ja, ein mächtiger Prediger von der Güte Gottes ist der Frühling. Gott ist gütig! ruft er uns zu, der die Erde so schön schmückt, des Menschen Auge und Herz zu erfreuen. Gott ist gütig! Lobe den Herrn, meine Seele! Gott ist gütig! Menschen, seid auch gütig gegen einander gesinnt! Mißgönnet einander kein Glück! Seid nicht neidisch! Habt Freude einer am Glücke des andern! Verschönert euch das Leben unter einander; pflanzet auch Blumen in euer Leben, in das Leben euerer Mitbrüder!

Seht, solches legt uns der Frühling nahe. Solche Gedanken und Erwägungen ruft er wach in uns; solchen heiligen Geist, Pfingstgeist gibt es uns. Er ermahnt uns: Lebt ein Leben, das einst der

Auferstehung werth ist! Führet euer Leben so, daß ihr einst mit Freuden auferstehen dürft und nicht mit Zittern! Suchet in euer Leben auch immer mehr Weisheit und Schönheit hinein zu bringen; machet das Leben geordnet, schön für euch und die andern! Seid gütig, freundlich, wohlwollend gegen die Brüder, wie Gott gegen uns lauter Gedanken des Friedens hat! O, wenn wir so in dieser Stimmung, in diesen Gedanken, mit diesen Vorsätzen Pfingsten feiern, dann wird es nicht fehlen, daß heiliger Geist über uns komme; denn heiliger Geist ist eben Geist der Reinheit, der Schönheit, der Güte.

O Welt, wie kommt dir heiliger Geist? Wenn du hinauf schaust zu den großen Werken Gottes; wenn du es wieder fühlst und erkennst, daß die Erde voll der Güter des Herrn ist, daß Gott nicht unsern Tod will, sondern daß wir leben und uns bekehren.

O, Welt, kehre wieder zu den verlassenen Altären! Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde! Amen.

IX.

Bettag.

Wie wir Gott, der uns viel Gutes gethan, wegen unserer Sünden versöhnen können.

Text: Micha 6, 3—9.

Was habe ich dir gethan, mein Volk? Und womit habe ich dich beleidigt? Das sage mir. Habe ich dich doch aus Egyptenland geführet, und aus dem Diensthause erlöset, und vor dir her gesandt Mose, Aaron und Mirjam. Mein Volk, denke doch daran, was Balak, der König in Moab, vorhatte, und was ihm Bileam, der Sohn Beors, antwortete, von Sittim an bis gen Gilgal; daran ihr ja merken solltet, wie der Herr euch alles Gutes gethan hat. Womit soll ich den Herrn versöhnen? Mit Bücken vor dem hohen Gott? Soll ich mit Brandopfern und jährigen Kälbern ihn versöhnen? Meinest du, der Herr habe Gefallen an viel tausend Widdern? Oder am Oel, wenn es gleich unzählige Ströme voll wären? Oder soll ich meinen ersten Sohn für meine Uebertretung geben? Oder meines Leibes Frucht für die Sünde meiner Seele? Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist, und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten, und Liebe üben, und demüthig sein vor deinem Gott.

Wir sind zu einem ernsten Tage gekommen. Das Volk unsers schweizerischen Vaterlandes versammelt sich heute vor Gott zu einer ernsten Prüfung. Wenn wir auch in unserm Vaterlande Katholiken und Protestanten sind, in manchen religiösen Vorstellungen, kirchlichen Satzungen und Gebräuchen von einander verschieden sind, so haben wir doch alle einen Gott, der uns erschaffen und bis auf diese Stunde erhalten hat, einen Gott, der uns alle aus gleicher Hand segnet, einen Gott, vor dem wir alle Sünder sind, einen Gott, von dem wir alle Hülfe für uns und unser Vaterland begehren müssen. Wenn wir auch in anderer Hinsicht verschieden sind, gelehrte und ungelehrte, reiche und arme, vornehme und unangesehne: was sind die Gelehrten vor Gott? Sie können sinnen und forschen, nachdenken bis sie in ihren Gedanken ermüden und ausrufen müssen mit uns: Herr, wie sind deine Werke so groß und unerforschlich deine Wege! Was sind die Gebildeten, Reichen und Vornehmen vor Gott? Was wir, arme, fehlbare, sündige Menschen. Was sind die Höchsten und Geehrtesten vor Gott? Staub wie wir, die auch keinen Augenblick sicher sind,

wann Gott sie abruft und zu ihnen spricht: Thue Rechnung von deinem Haushalt!

Wir erscheinen heute alle vor Gott und was wollen wir thun? Das wollen wir thun: Hören, was Gott an uns gethan hat; sodann betrachten, wie wir gegen diesen Gott uns verhalten haben, und endlich uns fragen: wie wir Gott versöhnen können.

Segne, o Gott, auch diese Betrachtung an uns allen! Und ob wir auch sündige Lippen zu dir aufthun und unreine Hände gegen dich erheben, so nimm doch unser Lob und unsern Dank an; gib uns Herzen, die dich erkennen und führe uns auf den Weg des Friedens! Amen.

I. Was hat Gott an uns gethan? In unserm Texte fragt Gott durch den Propheten Micha sein Volk Israel: „Was habe ich dir gethan, mein Volk? Habe ich dich doch aus Egyptenland geführet, und aus dem Diensthause erlöset, und vor dir her gesandt Mose, Aaron und Mirjam. Mein Volk, denke doch daran, was Balak, der König in Moab, vorhatte, und was ihm Bileam, der Sohn Beors, antwortete, von Sittim an bis gen Gilgal; daran ihr ja merken solltet, wie der Herr euch alles Gutes gethan hat.“ Gott hat sein Volk Israel aus der egyptischen Knechtschaft ausgeführt, hat ihm Moses und Aaron als Führer gegeben und Mirjam, die Prophetin. Hat er nicht auch unsere Väter ausgeführt aus der Gefangenschaft und mitten unter die Länder Europas unser schweizerisches Vaterland als ein freies hingestellt? Wahrlich, auch uns hat er in allen Gebieten des Lebens herrliche Männer verliehen, Helden, welche auf dem Schlachtfelde ihr Leben dahin gaben und mit ihrem Opfertode Tausende dahin rissen, daß sie auch starben, um dem Vaterlande die Freiheit zu erringen, große Gelehrte, Männer der Wissenschaft, Dichter und Sänger, Männer von großen, rettenden Thaten der Liebe, Erretter aus leiblicher und geistiger Versumpfung. Als die Israeliten ihre ursprüngliche Heimath wieder eroberten, trafen sie unter andern Völkern auch auf das Volk der Moabiter. Balak, ihr König erschrack ob ihnen und sein Volk mit ihm. Sie sprachen zu den Aeltesten der Midianiter: „Nun wird dieser Haufe auffressen, was um uns ist, wie ein Ochse Kraut auf dem Felde auffrisset.“ (4 Mos. 22, 4.) Balak sandte nun in das Land der Syrer zu dem Seher Bileam, daß er käme, um diesem Volke zu fluchen: „Siehe, es ist ein Volk aus Aegypten gezogen, das bedeckt das Angesicht der Erde und liegt gegen mir. So komm nun, und verfluche mir das Volk, denn es ist mir zu mächtig; ob ich's schlagen möchte und aus dem Lande vertreiben; denn ich weiß, daß, welchen du segnest, der ist gesegnet, und welchen du verfluchest, der ist verflucht.“ (22, 5. 6.) Bileam antwortete, daß er nichts thun und nichts reden könne, als

was der Herr ihn reden heiße, und zog mit ihnen. Aber der Herr hieß ihn, das Volk segnen, so daß Balak ergrimmt zu ihm sprach: „Ich habe dich gefordert, daß du meinen Feinden fluchen solltest; und siehe, du hast sie nun dreimal gesegnet. Und nun hebe dich an deinen Ort.“ (24, 10. 11.) Liebe schweizerische Freunde und Brüder, auch unser Volk ist in mancherlei Noth und Gefahr gekommen; unsere Vorväter sind hart gedrängt worden; sie mußten manchen blutigen Kampf bestehen; es sind auch Krankheiten und theure Zeiten über sie gekommen; aber aus allen Unfällen heraus ist unser Vaterland größer und schöner hervorgegangen. Feinde haben unserm Vaterlande schon manches Böse angesonnen und gewünscht; man hat es verflucht als ein Herd der Revolution und der Unordnung. Aber ihr Fluchen mußte sich in ein Segnen verkehren. Wo ist diese schöne Freiheit, wie wir sie haben? Unser Vaterland ist kein Herd der Revolution, keine Stätte der Unordnung. Ist es nicht freundlich und lieblich, bei uns zu wohnen? Sind unsere gesellschaftlichen Zustände nicht mindestens so gut als in sämmtlichen uns umgebenden Ländern? Ja, auch dieß Jahr ist der Herr mit Segensspuren unter uns gewandelt. Ein Sommer wurde uns beschieden, wie sich die ältesten Leute nur weniger solcher erinnern. Ein schöner Tag löste den andern ab; auf eine Woche heißer, heller Witterung folgte meistens ein oder zwei Tage lang ein abkühlender, erfrischender Regen. Alles gerieth vortrefflich und konnte gut eingeheimst werden. Wir an unserm Theil blieben noch verschont vor zerstörenden Naturereignissen; auch kein Feuerlärm hat uns erschreckt. Wir konnten bei gesunden Lüften alle unserm Verdienste nachgehen, und wer arbeiten wollte, fand Verdienst. Lauter Güte war dieses Jahr, so daß es dem Prediger dießmal leicht wird, die Bettagspredigt zu halten. Er muß nicht mühsam auffordern zum Lob Gottes, allerhand Vorstellungen machen, wie es doch Pflicht sei, Gott zu loben, auch wenn er seine Gaben sparsam austheile. Ihr seid alle selber voll Lob Gottes, der Dank springt freudig von euern Lippen. Und doch ist es schwer. Das werden wir erfahren, wenn wir jetzt die zweite Frage stellen: W i e h a b e n w i r u n s d i e s e r G ü t e G o t t e s g e g e n ü b e r b e n o m m e n?

II. Es ist mir auf dem Wege zur Kirche von einem Sänger bemerkt worden, als wir von dem heutigen Bettagsliede sprachen: „Aber Herr Pfarrer, was für ein Trauerlied nach diesem herrlichen Sommer!“ Ja, es war ein herrlicher Sommer. Aber stimmt nicht gerade das, daß wir uns durch so viel Güte Gottes nicht zur Buße leiten ließen, uns zur Trauer? Es gilt von vielen unter uns: „Du nach deinem verstockten und unbußfertigen Herzen häufest dir selbst den Zorn auf den Tag des Zorns und der Offenbarung des gerechten Gerichts Gottes, welcher geben wird einem jeglichen nach seinen Werken. Nämlich Preis und Ehre, und unvergängliches Wesen, denen, die

mit Geduld in guten Werken trachten nach dem ewigen Leben. Aber denen, die da zänkisch sind, und der Wahrheit nicht gehorchen, gehorchen aber dem Ungerechten, Ungnade und Zorn; Trübsal und Angst über alle Seelen der Menschen, die da Böses thun. Verachtest du den Reichthum seiner Güte, Geduld und Langmüthigkeit? Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet?" (Röm. 2, 4—10).

Ich habe gesagt, es sei auch schwer, diesen Herbst eine Bettagspredigt zu halten. Warum? Seht aus dem Grunde, daß man nicht alles aufzählen kann, was Gott Großes an uns gethan hat. Das ist nicht nöthig, selbst wenn man es könnte. Die Predigt soll nur anregen, aufmerksam machen, einen Ton anschlagen, daß dann Musik und Gesang aus der Gemeinde emporschlage; sie soll nur der Hauch sein, der ein Meer wallender und wogender Gedanken und Gefühle in Bewegung setzt. Gott will auch nicht, daß wir alles hier aufzählen; er weiß, was er an uns gethan hat; er will nur ein freudig erregtes, dankbares Gefühl. Nein, schwer ist es, eine Bettagspredigt zu halten, weil wir uns durch diese Güte Gottes doch nicht zur Buße haben bewegen lassen.

Wir sind nicht besser geworden. Unser Linthal verschönert sich zusehends. Zwischen unsern alten, braunen und schwarzen Häusern glänzen immer mehr neue, weiße und gelbe heraus. Alte Häuser werden verbessert; man räumt um die Häuser herum auf und verschönert vieles. Ich freue mich alles dessen. Man sollte daraus schließen, daß sich unser Wohlstand sehr vermehre. Er mag sich vermehren — ich glaube es — aber doch nicht in dem Maße, als er sich vermehren könnte, wenn wir alle zu unserm Erwerb Sorge trügen, wenn der Genußsucht nicht so viel geopfert würde. Unser Wohlstand ist zum großen Theil, wie unsere Häuser nur übertüncht. In landwirthschaftlichen Gegenden sind sie auch nicht ganz Herren und Meister; sie sind auch abhängig von Gott, von Wind und Wetter. Aber ihr Wohlstand ist doch sicherer als der unsrige. Ihr werdet sagen: unser Wohlstand sei auch sicher. Handel und Industrie hören heutzutage nicht mehr auf. Wo man solche Gebäude, solche kostspielige Einrichtungen hinstelle, da werde man auch dafür sorgen, daß immer gearbeitet werden könne; das dürfe nicht stille stehen. Ja, ich glaube auch, daß das gänzlich aufhören nie werde. Aber es kann doch schlechtere und bessere Zeiten geben. Es kann dahin kommen, daß man um geringern Lohn arbeiten muß. Unser Wohlstand ist zum großen Theil nur übertüncht; viele Werthe sind nur eingebildete Werthe, oder weil wir sie gegenseitig dafür halten. Unser Wohlstand beruht bei vielen nur auf den Forderungen, die sie an andern haben, und bei diesen wieder auf Forderungen, die sie an dritte haben, und fährt man so weiter, so kommt man zu einem Punkt, wo kein reeller Werth vorhanden ist. In wie vielen Fami-

lien, wenn einige Zeit lang Arbeitslosigkeit, Krankheit einträte, wäre sofort Noth und Mangel vorhanden!

Noth lehrt beten, Noth lehrt sparen. Aber eine gute Zeit, ein gutes Jahr sollten auch sparen lehren. Denn da wäre man im Stande, es zu etwas zu bringen. Da fruchtete es. Aber wir sind der Genußsucht zu sehr hingegeben; wir kennen kein Maß und kein Ziel; wir wollen alles mitmachen, überall dabei sein; es ist keine Enthaltsamkeit, keine Genügsamkeit mehr vorhanden.

Ist es besser unter uns geworden? Wird der Sonntag christlicher gefeiert? Enthalten wir uns aus Scheu vor Gott und den mitfeiernden Brüdern, aus Ehrfurcht gegen Gott von unnöthiger Arbeit; enthalten wir uns alles ausgelassenen Wesens in Worten und Werken? Ist der Sonntag ein Tag der Bildung und Belehrung? Wird der Gottesdienst fleißig besucht? Ist Gottes Segen, Gottes Sommer von allen Höhen herab in unsere Häuser eingekehrt und hat alles sonntäglich gestimmt? Schickten wir unsere Kinder fleißiger zur Schule als andere Jahre, oder sind wir nur um so gieriger geworden, die Kinder bei jedem geringen Anlaß der anscheinend uneinträglichen Schule zu entziehen und für das zu verwenden, was auf der Stelle Brod in das Haus bringt? Ist Genügsamkeit und Zufriedenheit mehr bei uns eingekehrt? Beten wir mehr? Sind unsere Kinder gehorsamer und dankbarer, unsere Ehen freundlicher und treuer? Tragen wir einer den andern mit schonender Geduld? Ehren wir alte, kränkliche und hülflose Eltern mit der That und mit Worten? Ist mehr Friede, Aufrichtigkeit und Herzlichkeit unter Verwandten und Nachbarn, unter Arbeitern und Herren, unter uns Bürgern der gleichen Gemeinde?

O, wir haben es in mancher Beziehung fehlen lassen, haben geirrt und gesündigt, mit Worten und Werken, wissentlich und unwissentlich, gegen Gott und den Nächsten. Wir müssen bekennen, daß wir nicht werth sind all der Güte, die Gott an uns gethan hat.

Was sollen wir thun? *Wie wollen wir den Herrn, unsern Gott versöhnen?* So lasset uns drittens mit einander fragen!

III. „Womit soll ich den Herrn versöhnen?“ fragt unser Text. „Mit Bücken vor dem hohen Gott?“ Wenn wir wider Gott gesündigt haben, können wir Gott wieder umstimmen, versöhnen, wenn wir uns bücken vor ihm, allerhand Gebräuche und Ceremonien machen, demüthig gekleidet vor ihm erscheinen, auf die Knie fallen, Klagelieder anstimmen, Feste feiern, besondere Bettage veranstalten? Die Antwort darauf brauchen wir wohl nicht zu geben.

„Soll ich mit Brandopfern und jährigen Kälbern ihn versöhnen? Meinest du, der Herr habe Gefallen an viel tausend Widdern? Oder am Oel, wenn es gleich unzählige Ströme voll wären?“ Nein, mit

solchen Opfern kann Gott nicht versöhnt werden; die Sünde kann mit Almosen nicht gesühnt werden. Was wollen wir Gott geben, dem Alles gehört? Das Opferfleisch genießt er nicht, und die Düfte steigen nicht bis zu ihm auf, vom Oel hat er keinen Genuß. Solche Opfer bringen wir auch Gott nicht; wir bringen ihm ein anderes Opfer. Wir bringen ihm seinen Sohn, opfern ihm den; den soll er als Ersatz nehmen für unsere Sünden; das soll ihn entschädigen. Ist das möglich? Ist das eine Entschädigung, daß wir Gott, den wir erzürnt, den wir beleidigt haben, sein Liebstes nehmen, seinen Sohn, und den tödten? Will das Gott haben?

Aber der Sohn opfert sich für uns Menschen selber; er geht freiwillig in den Tod; er tritt vor Gott hin und spricht: Die Menschen haben den Tod verdient; sie sollten sterben; ich aber will für sie sterben, ich will die Strafe auf mich nehmen, nimm du mein Opfer an, als hätten sie dir es gebracht! Ja, wenn wir Jesum lieben, so lieben, daß er unser Theuerstes ist, daß wir an ihm hangen als an unserm eigenen Leben, daß es uns ist, wenn er stirbt, als stürben wir, dann haben wir, wenn wir nicht mehr sündigen, Frieden; dann ist uns das Vergangene verziehen. Aber meistens geben wir Gott Jesum als ein Opfer außer uns mit eben dem Herzen, wie man im Alten Testamente ein Brandopfer, überhaupt ein Opfer brachte, und dann steht dieses Opfern Christi auf ganz gleicher Linie mit jenen alttestamentlichen Opfern; ja wenn man an die katholischen Messen denkt, die man um ein kleines Geld lesen läßt, müßten die alttestamentlichen Opfer noch viel bedeutender sein. Christum müssen wir lieben, daß es uns ist, wenn er stirbt, als stürben wir; dann haben wir Vergebung. Aber eine solche Liebe zu Christo, wie sie seinen Jüngern, seinen Freunden möglich war, ist uns geradezu unmöglich, und es ist etwas Thörichtes und Ungesundes, wenn wir uns in eine solche unnatürliche Liebe künstlich hinaufschrauben wollten.

Aber wir wollen nicht Gott Gaben darbringen, die er doch nicht mag, die keinen Werth für ihn haben, weil Alles sein ist: wir wollen sie den Armen geben. Ja, das ist etwas anderes. So bekommen die Opfer wieder einen Sinn, einen schönen und wahren Sinn. Und das sind die Opfer, die Gott wohl gefallen. „Wohlzuthun und mitzutheilen, vergesset nicht; denn solche Opfer gefallen Gott wohl." (Ebr. 13, 16.) Ja, vergesset das zu thun nicht. Aber als Opfer für unsere Sünden können sie doch nicht gelten. Sonst könnte man mit Reichthum aller Sünden wieder los werden. Versöhnen können wir damit Gott nicht; abkaufen läßt sich Gott keine Sünde. Wir wollen wohlthun und mittheilen, den Armen reiche Opfer bringen, aber nie mit dem Anspruch: damit unsere Sünden auszugleichen. Wir werden ein wohlthuendes, beruhigendes Gefühl daher bekommen. Aber immer muß Gott freiwillig uns unsere Sünden verzeihen; im-

mer müssen wir diese Opfer mit dem demüthigen Gefühl bringen, daß wir vor Gott lauter Sünder seien.

Wie wollen wir Gott versöhnen? „Soll ich meinen ersten Sohn für meine Uebertretung geben? Oder meines Leibes Frucht für die Sünde meiner Seele?" Das wäre ein wahrhaftes Opfer; das wäre ein Opfer, das in das Fleisch und in die Seele schnitte. Aber wäre es nicht grausam, wenn das Unschuldige für den Schuldigen leiden müßte, wenn ein Kind, das nichts von unserer Sünde weiß, für uns sterben müßte? Könnte Gott ein solches Opfer verlangen? Ach, es kommt vor, daß der Unschuldige für den Schuldigen, die Kinder für die Eltern büßen müssen! Aber selber wollen wir das nicht veranlassen, selber dieses Opfer verlangen wollen wir nicht. Nein, Gott will nicht einmal den Tod des Sünders geschweige den Tod des Unschuldigen für den Schuldigen. Die Menschenopfer, die barbarischen und finstern Zeiten angehörten, haben aufgehört.

Wie wollen wir denn Gott versöhnen? Unser Text gibt uns die Antwort. „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist, und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben, und demüthig sein vor deinem Gott." Also nicht Opfer will Gott, nicht Brandopfer und jährige Kälber und Widder und Böcken vor Gott und Oel, wenn es Ströme wären und nicht unsere erstgebornen Söhne und nicht die Frucht unseres Leibes, sondern daß wir sein Wort halten, Liebe üben und demüthig seien vor ihm.

Wir müssen sein Wort halten. Hört es, die ihr etwa meint nur durch Vorstellungen und Meinungen und Begriffe selig zu werden: wir müssen Gottes Wort halten. Nur in dem Maße, als wir Gottes Wort halten, bekommen wir das Gefühl des Friedens. Es gibt allerdings ein Wort, das da lautet: der Glaube macht selig. Da könnten wir gar schnell darauf erwiedern: der Glaube macht auch unselig. Wenn Jemand glaubt, er sei verdammt, Gott verzeihe ihm nicht mehr, so ist er auch höchst unselig. Aber wir wollen auf das Wort eingehen, der Glaube mache selig. Wenn wir glauben, wir seien selig, so sind wir auch selig, es mag dann sonst um uns stehen, wie es will, wir sind hier auf Erden selig und in einem andern Leben selig, so lange wir es glauben können; denn wie wir glauben, so ist uns. Man kann daher bei allerhand Glaubensvorstellungen selig sein. Es fragt sich nur, ob dieser Glaube durch alle Wechsel, durch alle Stürme des Lebens fest bleibt; es fragt sich nur, ob unser Glaube, in dem wir jetzt selig sind, auch nach dem Tode, in der Ewigkeit vorhält, oder ob uns da die Schuppen von den Augen fallen und wir inne werden: wir haben unsere Seligkeit auf Thörichtes und Leeres gebaut. Es fragt sich nur, ob bei unserm Glauben und Leben die Gemeinschaft, der Staat nichts einzuwenden habe; es fragt sich nur, ob uns nicht Gott eines andern belehre. Der

Glaube macht selig, aber am sichersten macht das Gute selig. Wir könnten bei einem schlechten Leben, an das wir glaubten, als sei es erlaubt und recht, uns selig fühlen; aber die Gemeinschaft, der Staat würde uns wahrscheinlich eines andern belehren; wir könnten uns ein Glaubenssystem zurecht machen, ein Leben führen, bei dem wir uns selig fühlten; aber Gott würde uns einst mit Schrecken entdecken, daß wir schlecht und elend gewesen und gehandelt. Selig, glücklich, vor Gott und der Gemeinschaft, macht nur das Gute. Das Gefühl der Gerechtigkeit hat z. B. ein Christ nur, wenn er so gut, als ihm möglich ist, Christo nachfolgt, wenn Christus in ihm lebt. Nur mit einer Vorstellung, wir seien in Christo und Christus sei in uns, oder Christus sei für unsere Sünden gestorben, wobei uns das Gewissen überführt: wir leben eigentlich schlechter, als wir leben könnten, ist uns nicht geholfen; bei einem solchen Glauben sind wir nicht gerecht und nicht selig; denn wir fühlen es, wir wissen es, daß wir nur uns und Christum und die Menschen täuschen, es sei uns nicht Ernst, und in solcher Betrügerei ist keine Seligkeit. Es ist uns nicht Ernst; wir wissen: es ist alles nur Spiel. So lange wir jung sind und gesund und das Sterben noch weit weg ist, ist uns wohl bei solcher Spielerei; aber im Hintergrund sitzt eine zurückgeschobene Angst, eine Ungewißheit, bei der wir es müssen kommen lassen, wie es kommt. Der ganze Nerv von so vielem christlichem Reden von Erlösung ist der: Man ist unvollkommen, ungerecht, sündhaft; keiner hat einen so rechtthuenden Wandel, keines Zunge redet nur Wahrheit; keines Herz ist so rein, daß er wohnen kann in der Hütte des Herrn und bleiben auf seinem heiligen Berge, und doch will man wohnen in der Hütte des Herrn und bleiben auf seinem heiligen Berge. Man will vollkommen sein, ohne daß man es ist; man flüchtet sich unter die Gerechtigkeit Christi, wie Kinder sich hinter der Mutter verbergen vor dem heimgekommenen, zürnenden Vater. Die Juden bekannten sich unvollkommen, resignirten, wollten keine volle Seligkeit, da sie nicht vollkommen gut waren. Viel Christen sind unverschämt, frech, gemein; charakterlos wollen sie fremde Gerechtigkeit sich zuwege bringen, nicht Erbarmen, wollen gerecht sein, vollkommen gerecht; stolz erbetteln sie sich ihren Werth. Wir müssen Gottes Wort halten. Nur die Ueberzeugung, daß wir Gottes Gebote gehalten, nur Thaten, nicht Worte geben das Gefühl der Beruhigung und des Friedens. Wir müssen Gottes Wort halten.

Und Liebe üben. Das ist nichts Neues mehr. Es ist auch enthalten in Gottes Wort; Gottes Wort gebietet uns auch, Liebe zu üben. Es ist mehr nur ein wichtiges Stück aus Gottes Wort, ein herrliches Beispiel davon, wie wir ohne Gottes Wort zu halten, unmöglich Gott versöhnen können. Oder wäre es wirklich möglich, Frieden mit Gott, ein gutes Gewissen zu haben, wenn man nicht Liebe hätte? O, wir wollten Frieden, wollten mit Gott versöhnt sein und

dabei hart bleiben gegen die Nothleidenden, die Hand verschließen, wo es gilt, Menschen zu retten! Wir wollten Frieden mit Gott und brüteten im Geheimen über Rachegedanken! Wir wollten Frieden und spitzten die Zunge zu wehthuenden, kränkenden Reden! Friede kommt nur, wo Liebe ist; denn „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm.“ (I. Joh. 4, 16.) Ich habe schon gesagt, daß Almosen, Wohlthaten uns den Himmel nicht verdienen können; daß wir nicht wie in einer Rechnung gegen Liebe so und so viel Sünden durchstreichen könnten. Aber zudecken, vergessen machen thut die Liebe manche Sünde. „Die Liebe decket auch der Sünden Menge“. (1 Petri 4, 8.) Einen gnädigen Richter schafft uns die Liebe; schöne Opfer sind herzliche Wohlthaten und reine Werke der Barmherzigkeit. Wie wir einem Menschen, der reine und herzliche Liebe gegen die Mitmenschen empfindet und übt, manches vergessen, manches zudecken, das man einem liebeleeren, kalten, selbstsüchtigen Menschen unbarmherzig aufweist, so decket auch vor Gott die Liebe mancher Sünden Menge.

Was müssen wir thun? Demüthig sein vor Gott. Auch das ist nichts Neues, es ist auch enthalten im Worte Gottes; Gottes Wort befiehlt uns auch, Demuth zu haben vor Gott, und es schließt sich so schon an das Letzte an, an die Liebe. Demüthig soll unsere Liebe, soll unser Wohlthun und Mittheilen sein, ohne Anspruch auf Lohn, ohne Anspruch, daß es unsere Sünden vor Gott zudecken solle. Ja, demüthig zu sein vor Gott sollte uns leicht fallen! Er ist der allmächtige, ewige, herrliche Gott. Tausend Jahre sind vor ihm, wie der Tag, der gestern vergangen und wie eine Nachtwache. Wir sind ein grünes Gras, das doch bald verwelket, das am Morgen blühet und am Abend abgehauen und in den Ofen geworfen wird. Von Gott kommt alle gute Gabe; wir können kein Körnlein Speise, keinen Hauch von Luft schaffen. Vor Gott demüthig zu sein, sollte uns leicht fallen.

Seht also, das müssen wir thun, um Gott so viel als möglich zu versöhnen; das müssen wir thun, um so viel als möglich glücklich zu werden: Gottes Wort halten, Liebe üben und demüthig sein vor Gott.

O, daß dieses die Frucht des heutigen Bettages wäre, daß wir mehr als bisher Gottes Wort hielten, Liebe übten und demüthig wären vor Gott!

O, dazu hilf uns, erhöhter Herr Jesus! Du hast uns gelehrt, wie wir Gottes Wort halten, Liebe üben und demüthig sein sollen vor Gott, hast selbst Gottes Wort gehalten, bist voller Liebe und Demuth gewesen. Amen.

Warum ist es nach dem Fest wie vor dem Fest?

Text: Matth. 7, 21.

Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr, in das Himmelreich kommen; sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.

Wir haben einen großen, vaterländischen Bettag gefeiert. Jünglinge und Jungfrauen, Väter und Mütter, Vorgesetzte und Volk sind wir vor unserm Gott erschienen. Schon der Tag an sich, aber auch die Predigt aller Orten hat uns aufgefordert, stille zu werden, in unser Herz und Leben zu blicken und uns zu fragen, wie es mit uns stehe. Und gewiß ist an diesem Tag manches Bekenntniß abgelegt worden, laut und öffentlich, aber auch still und verborgen im Herzen. Wer auch nicht im Gotteshause erschienen ist, der hörte doch läuten, sah die andern zur Kirche gehen; der Bettag war da; er konnte sich eines mächtigen Eindruckes nicht erwehren: Der Bettag ist da! Das ganze Vaterland feiert ihn. Warum feire ich ihn nicht? Ist es gut, wie ich es treibe? Wäre es nicht besser, ich gesellte mich auch zu denen, die zum Hause Gottes wallen? Ja, in manchem Hause, bei Armen, Kranken, an den Orten des Leichtsinns geht manches vor, während wir im Hause des Herrn versammelt sind, an das wir nicht denken.

Wir haben Bettag gefeiert, vor Gott unsere Sünden bekannt, von Gott Vergebung der Sünden erfleht, Besserung versprochen. Wir haben Gott gedankt für den Segen der Erndte, für Handel und Wandel, Frieden und Freiheit. Wenn wir nun heute nach dem *Segen unserer Feier* fragen, ob unsere Herzen erleuchteter, reiner, unsere Ehen treuer, unsere Kinder liebevoller; ob es in unsern Häusern freundlicher; ob wir dankbarer gegen Gott und Menschen, seine Gaben würdiger genießen, mit mehr Sparsamkeit und Ordnung zu Werke gehen, werden wir um eine Antwort verlegen sein.

Ich will nicht sagen, deßwegen weil es nicht gleich auf den ersten Abend auf den Gassen stiller, in den Häusern geordneter zugegangen und wir Bestimmtes nichts erfahren, nun auch nichts geschehen

sei. Nicht alles, was im Innern vorgeht, zeigt sich auch plötzlich im Aeußern. So schnell macht sich nicht jeder Erfolg sichtbar; es bedarf der Zeit. Auch ist gewiß in manchem Herzen ein Gedanke geweckt, ein Entschluß zur That geworden, von dem wir nie etwas erfahren. Wir wollen eben oft ungeduldig gleich erndten, ja mögen die Zeit nicht erwarten, da die Saat aufgesproßt ist, decken das Erdreich immer wieder ab. Wir wollen mit Augen sehen, was im Geiste geschehen ist. Also in dieser Weise will ich nicht an allem Läuten, Beten, Singen, Predigen verzweifeln. Aber das ist wahr: so viel, als wir gewöhnlich uns vorstellen, daß ein Fest ausrichte, richtet es nicht aus.

Ach, wenn so ein großer Tag anbricht, ein Bettag, ein gemeinsamer Bußtag, wo das ganze Volk vor seinem Gott sich hinwirft, der Mensch in den Staub vor dem Schöpfer, wenn Reue, Buße, Umkehr gepredigt wird und das Wort Gnade ertönt; wenn wir vollends im heiligen Abendmahl das Siegel, das Pfand der Vergebung unserer Sünden sichtbarlich empfangen und wir in freudiger Erregung einander geloben, herzliches Erbarmen, Liebe, Treue, Dienstfertigkeit je eines gegen das andere zu halten: O, da meinen wir, jetzt werde alles recht und gut, jetzt müssen alle fromm, alle rein, alle treu, alle von Gott gelehrt, von Gott bekehrt sein, es werde am Morgen ein neues Leben beginnen. „Das Alte ist vergangen; siehe, es ist Alles neu geworden.“ (2. Cor. 5, 17.) Und wenn wir am Morgen nachsehen, so ist das Neue vergangen und das Alte ist wieder vorhanden.

Woher kommt das? Warum ist es nach dem Fest wie vor dem Fest? Darüber lasset uns mit einander nachdenken.

Gib uns, Vater des Lichts und der Liebe deinen heiligen und aufrichtigen Geist, daß wir uns nicht täuschen über uns selbst, sondern uns die Wahrheit sagen zu unserm Heil! Amen.

I. Es ist nach dem Fest wie vor dem Fest, weil für's Erste eine Gemeinschaft wie sie in der Kirche erscheint, keine Klasse von Schülern ist, wie sie uns unwillkürlich oft erscheint, daß wir den Fortschritt, die Veränderung so gut wahrnehmen könnten. Tritt eine Anzahl Kinder in eine Schule ein und verbleibt sechs, zehn, zwölf Jahre darin, so wird man vom sechsten bis zum zwölften, achtzehnten Jahre einen großen Unterschied wahrnehmen. Alle schreiten fort und werden andere Menschen. Wir sind aber als christliche Gemeinde keine solche Versammlung von denselben Leuten, die einst als unmündige Kinder eintraten und als sechszig, siebenzig, achtzigjährige Leute wieder ausscheiden. Wenn wir in der Kirche die nämlichen Leute behielten von ihrer Taufe an bis zum Tode, und keine frischen träten herzu, diese Leute wären auch andere geworden, fortgeschritten an Erkenntniß, Bildung, Fertigkeit, im Guten und Rechten. Wenn auch Einzelne zurückgeblieben, sehr zurückgeblieben, wären sie doch eine andere Versammlung als die eingetretene gewesen. Wir sind aber

eine solche Versammlung nicht. Es treten immer wieder frische ein, Kinder, die geboren werden, Erwachsene, die aus andern Orten herzuwandern. Es treten alle Tage aus; es sterben; es gehen sonst fort. Wir haben nicht einen See vor uns ohne Zufluß und Abfluß, in den wir beständig geordnet, planmäßig hineinwirken könnten. Der Pfarrer und alle bildenden Elemente, die auf die Gemeinde einwirken, haben nur einen Strom vor sich, der beständig langsam an ihnen vorüber fließt; wir haben keinen Tag, keinen Sonntag die ganz gleiche Bevölkerung vor uns, wir können nur eine Zeit lang auf sie einwirken, während sie langsam an uns vorübergehen; ja auf viele gar nicht; sie wollen die kurze Zeit, da wir sie vor uns hätten, nichts von uns wissen. Wir sind also eine Schulklasse, in welche alle Tage Kinder eintreten und andere ausscheiden und ein Fortschreiten ist nicht so gut zu beachten, wie bei der Schule. Deßwegen dürfen wir aber doch nicht an allem Einfluß, an allen Veränderungen verzweifeln. Der sittliche Zustand der Gemeinde im Allgemeinen ist dann der Maßstab an dem unsere kirchliche Wirksamkeit, der Segen der Religion, der Gottesdienste und Feste gemessen wird. Von der Schule als Ganzem, in ihrer gesammten Wirksamkeit Jahr für Jahr erwarten wir auch nicht den Unterschied, den Fortschritt wie bei dem gleichen Kinde. Wenn eine Schule ihre Pflicht thut, der Lehrer treu arbeitet und die Schule gut steht, so sind wir nicht unzufrieden, wenn sie Jahr für Jahr nur dasselbe Bild zeigt, denselben Stand an Ordnung, Zucht, Kenntnissen, Fertigkeiten nachweist; wenn die Kinder jedes Jahr gleich stark, gleich gut austreten. Wir sind nicht unzufrieden, sage ich; wünschen thun wir freilich noch etwas mehr. Wir wünschen, daß die Schule doch von Jahr zu Jahr etwas fortschreite; daß sie um einen, wenn auch nur geringen Grad die Kinder jedes Jahr verständiger, ordentlicher, gebildeter entlasse. Nicht wahr, wenigstens von zehn zu zehn Jahren sollte die Schule etwas höher stehen? Nicht wahr, in hundert Jahren von heute an gerechnet, erwarten wir doch ganz sicher, daß das Schulwesen besser stehe als heute?

So sind wir auch in der Kirche zufrieden, wenn sie Jahr für Jahr nur das gleiche Ergebniß an sittlichem und religiösem Leben, daheim und im Oeffentlichen aufweist. Wünschen freilich thun wir auch hier mehr; wir wünschen, daß wir von Jahr zu Jahr edler, gebildeter, frömmer werden, daß es im häuslichen und öffentlichen Leben schöner, gesitteter zugehe; wir wünschen, von Jahrzehend zu Jahrzehend, von Jahrhundert zu Jahrhundert einen Fortschritt.

II. Man kann also zu wunderbare, ja ganz ungeschickte Vorstellungen haben von den Veränderungen, die im sittlichen und religiösen, überhaupt im Leben des Menschen und der Gemeinschaft vorgehen sollen. Und wer solche Vorstellungen hat, muß sich die Täuschungen seiner eigenen Kurzsichtigkeit zuschreiben. Aber wer auch

richtigere und billigere Vorstellungen hat, wird manchmal mit Mißbehagen erfüllt und sehr heruntergestimmt; es ist ihm, als sei der Fels der Sünde auch nicht um einen Finger breit gehoben worden. Eine Gemeinde verändert sich also nicht wie ein Einzelner; eine Gemeinde ist ein Regiment; alte Soldaten gehen ab, neue treten ein. Und daß wir als Gemeinde von einem Fest zum andern nicht bedeutend fortschreiten, das ist's nicht, was mich besonders betrübte. Aber wenn ich euch am Feste betrachte, durchgehe, sehe ich gar oft die gleichen Einzelnen immer als die nämlichen Menschen, unveränderbar, immer gehässig, liebeleer, streitsüchtig, genußsüchtig; das ist das Schlimme dabei. Wir bedürfen alle der vergebenden Gnade Gottes; aber wenn wir so Jahr für Jahr, Fest für Fest, mit den gleichen Sünden vor Gott kommen: muß er da nicht auch müde werden, wenn er so wenig Ernst, so wenig Anstrengung, so wenig guten Willen sieht? Ich sehe so manches Gesicht vor mir. Ich weiß, daß sie Elend und Unglück zu Hause haben, und doch können sie nicht aufhören, können nicht umkehren und den alten Streit, das alte Elend nicht aufgeben.

Woher kommt es, daß das schöne Fest so gar nichts ändert; daß wir alle zusammen keinen größern Fortschritt aufweisen von einem Jahr zum andern? Das kommt zweitens daher, daß viele das Fest nur äußerlich mit den Lippen feiern, während nur die innerliche Theilnahme das Leben bessert.

Wir feiern viele das Fest nur äußerlich. Wenn es läutet; wenn das Fest da ist; wenn das Abendmahl gehalten wird, meinen wir, wir müssen auch dabei sein. Wir gehen zur Kirche, singen, beten, hören die Predigt, nehmen das heilige Abendmahl, entschließen uns zu allem Guten und Rechten. Ich will gar nicht sagen, daß wir das Fest nur schnöde äußerlich feierten; daß wir hieher kommen, leichtsinnig, gleichgültig oder gar mit trotzigem, spöttischem Sinne. Nein, wer das wollte, der bliebe ja weg. Wir kommen auch nicht, um uns da eine Stunde zu ergötzen, um etwas zu sehen und zu hören. Zu sehen und zu hören, für das Auge, für das Ohr gibt es ja in unserm protestantischen Gottesdienste namentlich auf dem Lande nicht viel. Wir kommen mit ernsten Absichten, mit guten Gedanken, wollen Gott mit unserm Munde wirklich ehren, wollen ein aufrichtiges, wahres Herr, Herr! sprechen. Aber eben nur ein Herr, Herr! wollen Gott nur mit unserm Munde ehren, ein Fest feiern und dann wieder heimgehen. Wir thun wieder, was wir vorher auch gethan, sind wieder, was wir vorher gewesen. Mit den Kindern reden wir wie vorher; den Eltern sind wir gehorsam oder auch ungehorsam wie früher, den Gatten treu oder untreu, im Beruf ehrlich oder unehrlich wie früher. Es ist nach dem Feste wie vor dem Feste, weil wir das Fest nur äußerlich feiern, überhaupt nur ein Fest feiern und uns nicht in der That und Wahrheit bessern. Wir ehren Gott nur mit den Lippen,

aber nicht durch ein neues, besseres Leben. Es gilt von uns, was der Prophet sagt: „Dies Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde und ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir." (Jes. 29, 13.) Wir sagen nur Herr, Herr! aber thun nicht den Willen Gottes.

Aber hat es denn gar keinen Nutzen, auch wenn wir nur ein Fest feiern? Es hat einen Nutzen, aber einen sehr zweideutigen. Wenn wir ein Fest schön und aufrichtig feiern, war es doch wenigstens eine schöne Stunde, und eine schöne Stunde ist nie ohne Werth. Sie war etwas Schönes in unserm Leben, entschädigt uns für manches Trübe, wirft ihren Glanz über anderes hin, weckt zur rechten Zeit, vielleicht lange nachher etwas Gutes. Das Fest ließ uns wie durch Ritzen hineinblicken in eine schönere Welt; wir bekamen die Ueberzeugung, daß es Dinge gebe, die nicht Geld und Gut und Fleischeslust und irdisch und vergänglich seien. Es geht uns eine Ahnung auf von einer geistigen Welt, von himmlischen Dingen, göttlichen Dingen; wir wurden einen Augenblick über unser kleines, sündliches Wesen hinaus gehoben. Aber zu hoch darf ich diesen Nutzen nicht anschlagen. Wenn wir nicht dazu kommen, uns aus unserm sinnlichen Leben, aus dem geldgierigen, geizigen, genußsüchtigen Wesen etwas herauszureißen, von jenem höhern, himmlischen Leben etwas uns anzueignen, dann ist jener Nutzen ein sehr geringer. Es kann geradezu auch zu Schaden kommen. Wenn wir nicht rechten Stoff an uns haben, unter Umständen nicht gute Menschen werden wollen, und wir feiern nur so ein Fest, lassen uns nur in eine schöne Stimmung hinein versetzen, schwärmen und schwelgen nur in ihr, so fallen wir oft nach dem Fest nur um so tiefer. „Wer nicht hat, dem wird noch genommen, was er hat." Es ist nicht selten, daß wir nach solcher Erhebung am Montag nur um so matter sind, nach der geistigen Entzückung nur um so sinnlicher, roher, materieller enden. Es ist überhaupt um diese religiösen Erregungen eine eigene Sache. Sie schwächen auch. Zu aufregender, zu pompöser Gottesdienst fällt in mancher Beziehung auf eine Linie mit andern Darstellungen und Genüssen, Schauspielen, Musikaufführungen, die alle auch ihre Schattenseiten haben; die auch der Gesundheit und Kraft, dem nüchternen, einfachen Wesen und dadurch geradezu der Sittlichkeit und dem thatkräftigen Leben wie alle Ueberkultur schaden. Bei einem einfachen Gottesdienste bleibt in der Regel Leib und Seele am gesundesten, daher ich auch bei den Bestrebungen nach Vervollkommnung der menschlichen Zustände hauptsächlich viel halte auf Stärkung der Gesundheit, Abhärtung des Körpers, Arbeitsamkeit, Enthaltsamkeit, Sparsamkeit, gesunde, liebliche Wohnung, rechte Nahrung und Kleidung.

Das bloße Gott ehren mit den Lippen, daß bloße Herr, Herr! sagen, das bloße Festfeiern kann nicht bloß Schaden bringen; es bringt auch ganz gewiß Schaden. Wir meinen; damit sei viel gethan, damit

sei das Höchste gethan; damit sei Alles gethan und unterlassen dann die wahre Besserung, die Umkehr von unserm verderbten und verderbenden Wesen, das, was allein Heil bringt. Denn was unser Glück entscheidet, zeitliches Glück und ewiges Glück, das ist nicht Andacht, Beten, Singen, Predigen, Predigen hören, sondern das Halten der göttlichen Gebote. „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.“

Die katholische Kirche redet geringschätzig von unserer Kirche. Wir seien keine Kirche, haben auch keinen Gottesdienst; wir seien nur zerstreute religiöse, sittliche Gemeinschaften, haben fast nur belehrende Zusammenkünfte — sagen nämlich die verständigern und billigen Katholiken; die Andern sprechen uns auch das noch ab. Ja, es ist wahr, bei uns gilt nicht das als das Höchste, daß wir eine reiche, prächtige Kirche haben, sondern daß wir tüchtige Menschen, Christen seien. Wir hätten keinen Gottesdienst.

Ja, es ist wahr, unsere Kirchen sind gegen katholische Kirchen leer; die Wände sind weiß; kein Gemälde, kein Bild verziert sie; keine rauschende, prächtige, jubelnde, sanft klagende, seufzende Musik wird gehört; uns wird nicht zum Sterben wohl in der Kirche. Der Pfarrer hat keine Spitzen, keine Goldborten an seinen Kleidern, nur ein einfaches, schwarzes Kleid und zwei weiße Kräglein; man könnte für einen Franken ein Dutzend machen. Aber ist deßwegen die katholische Menschheit die bessere als die evangelische? Haben sie weniger ungerathene Kinder, weniger Räuber, haben sie treuere Ehen? Sind die katholischen Christen reinlicher, arbeitsamer, wohlhabender, gebildeter als wir? Sind sie bessere Vaterlandsmänner? Halten sie Gottes Gebote mehr? Ich will alle zehn Gebote durchgehen, ob sie uns in einem einzigen übertreffen. Die Kirchengebote halten sie besser als wir; sie gehen fleißiger zur Kirche, wallfahren mehr, fasten mehr; aber Gottes Gebote halten sie nicht besser als wir. In Rom wird die heilige Woche so schön gefeiert; wenn unser eins, ein einfaches protestantisches Gemüth das liest, ist es einem: das müsse fast sein wie im Himmel! Es ist mir schon selber so gegangen, und dann habe ich gedacht: wir seien mit unserer Sache doch fast wie nichts gegen sie. Aber wenn ich dann gefragt: Und was bleibt jetzt von dem allem; oder wenn man andere fragt, die es gesehen, was bleibt von dem allem, was bringt das für das Leben, für das sittliche Leben für Früchte, dann wurde ich wieder tief herunter gestimmt, oder eigentlich hinauf. Sie feiern den Papst, wenn er von dem Balkon der Peterskirche aus das Volk segnet wie einen Gott, aber fürchten ihn doch nicht, fragen ihm doch nicht viel nach. Als Luther voll andächtigen Sinnes nach Rom ging, fiel er vor Entzücken auf die Erde, als er aus der Fremde dieses Roms ansichtig wurde; aber von Rom kehrte er voll Empörung zurück über das unsittliche, heuch-

lerische Treiben daselbst. In Rom, sollte man meinen, wo der Geistliche der Geistlichen ist, wo am meisten Geistliche, Kloster- und Weltgeistliche, sind, am meisten Kirchen und Klöster, die meisten und prächtigsten Gottesdienste gefeiert werden, da sollte das Heil sein, da sollte die schönste Sittlichkeit, Bildung und Freiheit sein. Aber nein, von Rom aus kann das Heil nicht kommen. Das Heil kommt von Jesus Christus, der gesprochen hat und es auch selber geübt: Die werden in das Himmelreich kommen, die den Willen thun meines Vaters im Himmel.

Es ist nach dem Fest wie vor dem Fest, weil wir viele nur Herr, Herr! sagen, nur ein Fest feiern und nicht uns bessern, was allein eine Veränderung hervorbringt. Nur wenn wir statt die Trägheit zu pflegen, arbeiten, statt zu schwelgen haushälterisch sind, statt zu lügen die Wahrheit reden, statt zu lästern freundlich reden, statt zu stehlen ehrlich sind, statt die Werke des Fleisches zu verrichten, ein nüchternes Leben führen, ist uns geholfen. Es wäre doch dem Guten eine kleine Ehre angethan, wenn man es um so schlechten Preis, durch einen bloßen Vorsatz, durch eine bloße Festfeier zu Stande brächte! Das wäre doch für das Höchste ein Geringes, ein Nichts eingesetzt! Das Höchste, ein reines, starkes, sittliches Leben erfordert einen hohen Preis. Ein herrliches Ziel will ein mächtiges Ringen.

III. Wir reden noch von einem dritten Grunde, aus dem es nach dem Feste ist wie vor dem Fest. Es ist nach dem Fest wie vor dem Fest, weil das Fest, überhaupt der Gottesdienst, die religiöse Feier, die gesammte religiöse, kirchliche Einwirkung nicht das Einzige ist, wodurch Besserung und Hülfe zuwege kommt, sondern diese Dinge nur ein Glied sind in der Reihe der vielen Glieder, welche zur Veredlung und Hebung der Menschheit mitwirken. Das Leben, das Zeit und Ewigkeit, Erde und Himmel umspannt, ist etwas so Großes, so Reiches, so Manigfaltiges, so Schwieriges, so Gefährliches, daß viel und vielerlei auf dasselbe einwirken muß, um es auf seine Höhe zu bringen. Das verkennt man oft. Man meint, der Pfarrer, der dafür angestellt; die Kirche, die das schönste Gebäude im Dorf ist, die müßten das alles machen. Die Kirche und der Pfarrer, wollen wir hoffen, haben einen Einfluß; aber sie machen nicht alles. Ich habe gesagt: die Schule werde nach Jahren, nach zehn, zwanzig, hundert Jahren höher stehen als heute. Aber was wird dazu dienen; was muß sich dafür vereinigen? Allerdings ist in der Schule, die aber überhaupt noch etwas anderes ist als die Kirche, die Persönlichkeit des Lehrers die Hauptsache. Aber müssen nicht hier auch noch andere Umstände helfend, fördernd, ergänzend mitwirken? Braucht es dazu nicht die gehörigen, gesunden Räumlichkeiten, zweckmäßige Anordnung im Innern, gute Lehrmittel, eine weise Gesetzgebung, feste Handhabung

der Gesetze? Muß nicht der Lehrer so gestellt sein, daß er bei einem einfachen Wesen ohne Nahrungssorgen seinem Berufe obliegen kann? Ist es nicht nothwendig, daß der Erziehung in der Schule die Erziehung im Hause zur Seite stehe, vorangehe, nachfolge? Muß nicht Liebe, Sinn für Bildung, für das Rechte, Wahre und Gute bei den Eltern anzutreffen sein? Schon hier ist ein Zusammenwirken gar vieler Verhältnisse, Dinge und Kräfte nöthig. Wollt ihr das nun leugnen bei der Kirche oder überhaupt beim ganzen Leben der Gemeinschaft, des Volkes, der Menschheit? Wollt ihr sagen, die Kirche allein sollte alles ändern, bessern, zu Stande bringen? Ich will gleich bei der Schule stehen bleiben. Meint ihr nicht, daß die Schule auf die Besserung und Hebung unserer Zustände auch Einfluß habe? Meint ihr nicht, daß eine Anstalt, in der unsere Jugend vom 6ten bis zum 16ten Jahr, also in einem so wichtigen Abschnitt ihres Lebens, ihre meiste Zeit zubringt, viel in ihren Händen habe? Meint ihr nicht, daß es für eine Gemeinde von großer Bedeutung sei, was für eine Persönlichkeit, was für Männer die Lehrer seien? Man hat etwa scherzweise gesagt, die Lehrer seien eine halbe Geistlichkeit. Ich will das Wort im Ernst nehmen. Sie haben unendlich viel von dem sittlichen Wohl oder Wehe der Gemeinde in ihren Händen. Die Vorsteherschaft der Gemeinde, die Obrigkeit des Landes, die Recht und Gerechtigkeit zu verwalten und zu handhaben haben, sind diese ohne Bedeutung für das sittliche Leben? Ist das Recht, die Justiz nicht etwas sehr Wichtiges für das Gedeihen oder das Zerfallen eines Volkes? Welch einen mächtigen Einfluß hat es auf die Sittlichkeit, auf die Gewissenhaftigkeit, auf die Redlichkeit eines Volkes, wenn gegen alle und jeden gleiches unpartheiisches Recht geübt wird; wenn man den Schlechten nicht straflos will entwischen lassen, sondern strafen will; wenn man der Unschuld unter allen Verhältnissen zur Geltung verhelfen will, und selber mit einem guten Beispiel vorangeht!

Ihr seht, nicht die Kirche allein, nicht der Pfarrer allein macht es, wenn es schöner wird, besser wird in einer Gemeinde. Schöner wird es, wenn wir nicht bloß Feste feiern und Gott ehren mit dem Munde, sondern wenn wir seinen Willen thun. Besser wird es, wenn alle Kräfte, alle Verhältnisse mitwirken zur sittlichen Hebung des Einzelnen und des ganzen Volkes. Mögen wir das alles so recht zu Herzen fassen, jeder in seinem Amte und Berufe seine Pflicht thun, dann wird das gefeierte Fest auch für uns seine guten Früchte bringen! Amen.



Von wem die Besserung ausgehen soll.

Text: Luc. 12, 48.

Welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen; und welchem viel befohlen ist, von dem wird man viel fordern.

Wir haben die Frage untersucht, wie es besser unter uns werde, und als Antwort bekommen: besser werde es, wenn wir nicht blos ein Fest, einen Gottesdienst feiern, Herr, Herr! sagen, sondern thun den Willen Gottes im Himmel, wenn wir uns wahrhaft bessern; besser werde es, wenn auch von den andern Seiten des Lebens, nicht blos von der Kirche aus, Hülfe komme; wenn das Gemeinwesen gut geordnet und regiert sei; wenn man für den öffentlichen und den besondern Gesundheitsstand gut sorge; wenn die Schule die rechte sei; wenn Handel und Wandel blühen, Arbeit und Verdienst gut gehen; wenn man in den Familien weise und geordnet haushalte, mit einem Wort, wenn jeder in seinem Stand und Beruf das Seinige thue, jeder sich bessere, der es nöthig hat.

Wenn jeder sich bessere! Ja, da habt ihr wahrscheinlich schon am Sonntag gedacht: Das ist nichts Neues, das wüßten wir auch; das wäre freilich die Hauptsache; aber das ist auch die Schwierigkeit, daß jeder sich bessere. Wenn wir über die weg wären, so wäre uns schon geholfen. Aber wer hilft über diesen Graben hinüber? Jeder bessert sich nicht. Und wenn nicht alle sich bessern, was hilft's, wenn ich mich bessere! Und sollte ich der Thor sein, der es allein thäte, wenn alle andern zurückbleiben! Ueberdieß habe ich gar nicht die meiste Veranlassung, mich zu bessern. Ich lebe nicht in so günstigen, glücklichen Verhältnissen wie diese und jene; ich habe es nicht so gut wie sie. Wenn ich es so hätte wie sie, wollte ich mich auch bessern. Ferner: Was hängt daran, ob ich so sei oder anders! Auf mich achtet Niemand. Wie eine Schwalbe keinen Sommer macht, so mache ich nichts aus in dem allgemeinen Werke der Besserung; wegen meiner Person geht die Welt doch ihren Gang.

Was sollen wir hiezu sagen? Ihr seht, das sind wenig tröstliche Aussichten. Man hat das Gefühl, es sollte besser werden; aber

Niemand will anfangen. Lasset uns diese Ausflüchte etwas näher ansehen und dann fragen: wer denn eigentlich den Anfang machen solle, wenn nicht alle mit einander es thun wollen oder können.

„Hilf, o Vater, unsern Seelen
Glaubensvoll auf dich zu seh'n,
Deinen ew'gen Weg zu wählen
Um ihn ohne Falsch zu geh'n,
Bis wir mit der sel'gen Schaar
Der Erlösten immerdar
Heilig, heilig, heilig! singen,
Und die reinsten Opfer bringen." Amen.

I. Unter den Ausflüchten, die wir genannt haben, beginnen wir mit der am leichtesten zu widerlegenden: „Sollte ich der Thor sein, der allein sich besserte, wenn es alle andern nicht thun?" Ja, so wird es oft gefaßt: mit einer Art Neid sieht man auf alle, die es recht toll und bunt treiben, obschon man sieht und weiß, daß sie es alle nur zu ihrem eigenen Verderben so machen. Mit einer Art Neid blickt man auf die, welche auf schlechten Wegen, durch Raub, Betrug, Diebstahl, Uebervortheilung, List, Gewalt zu ihrem Eigenthum gelangen, obschon man es nicht wie sie treiben möchte; obschon man weiß, daß es wahr ist, wie die Schrift sagt: „Wehe dem, der sein Haus mit Sünden bauet, und seine Gemächer mit Unrecht; der seinen Nächsten umsonst arbeiten läßt, und gibt ihm seinen Lohn nicht." (Jer. 22, 13.) „Wehe dem, der sein Gut mehret mit fremdem Gut! Wie lange wird es währen?" (Habak. 2, 6.) Man meint, wenn man sich bessere, so thue man es dem Pfarrer zu lieb oder dem Stillstand oder sonst griesgrämigen Leuten in der Gemeinde, und denkt gar nicht daran, daß man es zunächst und zumeist Niemand anderm zu lieb thut als sich selbst. Oder, möchte ich dich fragen, junger Mensch, wenn du statt zu lärmen und müßig herumzuschwärmen und mit Tabakrauchen und Spielen dein Geld und deine Gesundheit zu zerstören, etwas Tüchtiges lerntest, das dir in der Welt zu einem rechten Auskommen verhülfe, dich bei Gott und den Menschen beliebt und angenehm machte, thätest du das nicht dir selbst zu Liebe? Junge Tochter, wenn du dich sittsam aufführst, mit geschickter Hand ein Stück Geld vorsparst und dann eine anständige, glückliche Heirath treffen kannst, ist das für dich nicht mehr werth, als wenn du alles an Flitter und Tand hängst, sittenlos in der Welt herum schwärmst? Hausvater, wenn du dich besserst, aus einem Müssiggänger, aus einem Schlemmer, aus einem alten Taugenichts noch ein ordentlicher Hausvater wirst, daß Friede und Liebe wieder bei den Deinen einziehen, und durch Arbeitsamkeit und Ordnung dein Hauswesen vorwärts

kommt und die Tage des Alters und der Krankheit nicht mehr als Schreckenstage vor dir stehen, an die zu denken du dich fürchtest: thust du das nicht dir zu lieb? Wer durch Unmäßigkeit und Unordnung auf die Gesundheit losstürmt, dem Siechthum verfällt und er kehrt um, geht in sich, bereut, wandelt einen andern Weg, und das schon halb verlorene Leben kehrt wieder, kehrt noch einmal zurück, thut er das nicht ihm selbst zu lieb?

Nein, wir wollen nicht sprechen: Sollte ich der Thor sein und mich bessern, während es alle andern nicht thun! Es ist keine Thorheit, wenn wir es thun, auch wenn wir allein wären. Und so übel ist es denn in der Welt doch nicht bestellt, daß nur du allein dich bessertest, du allein ein rechter und braver Mensch wärest. Es sind Gott Lob noch viele solcher außer dir; es sind — darf ich es sagen? Gott Lob noch die Mehrheit solcher.

Ein zweiter Einwand! Ich habe nicht am meisten Veranlassung, mich zu bessern. Ich lebe in einfachen, dürftigen Verhältnissen. Was liegt daran, ob ich mich bessere oder nicht? Auf mein Beispiel wird wenig geachtet; mein Leben übt keinen Einfluß auf die Menschen aus. Ja, es ist wahr, es gibt Menschen, von denen mehr abhängt. Ob in einer Gemeinde der Lehrer, der Geistliche, die Vorsteher die rechten Leute sind oder nicht, das ist allerdings von größerer Bedeutung. In einem Lande ist es von höchster Wichtigkeit, ob sein Oberhaupt, sein Fürst ein edler oder ein unedler, ein frommer oder ein schlechter Mensch sei. Wie der Hirt, so die Herde, das ist in mehr als einer Beziehung ein wahres Wort. Aber keiner lebt in so dürftigen Verhältnissen, daß nicht seine Gesinnung, seine Art und Weise zu leben, einen Einfluß auf eine größere oder kleinere Umgebung ausübte. Einige Menschen, oft viel Menschen leben doch um uns, sehen unser Thun und Treiben, werden von ihm gehoben, gefördert oder herunter gezogen und beschädigt. Und was das andere anbetrifft: du habest es nicht so gut wie jene, habest nicht so gut Essen und Trinken wie sie, wohnest nicht so bequem, seiest von den Deinen nicht so geliebt, von den Menschen nicht geachtet, so möchte ich dich fragen: Wird es denn dadurch besser für dich, daß du in der Sünde, in der Trägheit, in der Liederlichkeit, in der Unreinheit, in der Unredlichkeit bleibst? Hast du dabei je Aussichten, daß es schöner für dich werden könnte? Im Gegentheil, wenn du aus der Unordnung zur Ordnung, aus der Trägheit zum Fleiß, aus der Liederlichkeit zur Ehrbarkeit und Sparsamkeit, aus dem Unrecht zum Recht dich entschließen und aufraffen könntest, würde es oft auf der Stelle oder doch nach und nach gewiß besser und schöner für dich. Allerdings schwerer ist es, aus Schmutz und Unordnung sich zu erheben; aber vor der Hand wollten wir nur davon reden, daß jeder Ursache und Veranlassung hätte, sich zu bessern, und daß es jeder nur zu seinem eigenen Vortheil thut.

Ein dritter Einwand, der von Höhern und Niedern, von Reichern und Aermern, Angesehenen und Unangesehenen oft im Munde geführt wird: Ich allein mache die Sache doch nicht aus; ich allein ändere den Weltlauf nicht; ob ich so sei oder anders, macht im Ganzen und Großen nicht viel aus. Ich hoffe, daß wir uns bei diesem allernichtigsten Einwand nicht lange werden aufhalten müssen. Das leuchtet jedermann ein: wenn es alle so machen, es alle so ansehen wollten, so geschähe eben nichts. Denn wer sind die Menschen? Lauter ich und du. Wenn ich so denke, und der andere, der auch ein ich ist, denkt auch so und der dritte, der auch wieder ein ich ist, macht es auch so, so machen es alle so, so geschieht überall nichts. Nein, thue du an deinem Theil das Rechte, du kannst nichts Größeres und Höheres thun, und ein anderer auch nicht. Thue du das Rechte in dem fröhlichen Glauben, der andere werde es auch thun, und dann seid ihr schon zwei, und wenn wieder andere, wenn viele andere, o, wenn alle anderen es so thäten, dann geschähe überall das Rechte, dann wäre allen geholfen. Thue **du** das Rechte. Das ist der wahre Gemeinsinn; das heißt man recht für die Brüder leben; so wird es in der Welt immer schöner. Also von der Verpflichtung, sich zu bessern, immer nach dem Vollkommnern zu ringen ist keiner ausgenommen in keiner Lage des Lebens. Allerdings den einen ist die Aufgabe leichter, den andern schwerer gemacht; an die einen tritt diese Verpflichtung dringender heran als an andere. Und so lasset uns denn zweitens sehen: Wenn auch alle sich bessern sollen, von welchen soll doch **zuerst** und **zumeist** die Besserung ausgehen?

II. Unser Text gibt uns hierauf die Antwort. „**Welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen; und welchem viel befohlen ist, von dem wird man viel fordern.**“ Wer am meisten Gaben hat, die meisten Talente empfangen in leiblicher, geistiger, gemüthlicher Beziehung; wer je am Höchsten steht, auf den wichtigsten Plätzen, der soll überall das Meiste und Schwerste leisten, der soll überall vorangehen. Wir haben am letzten Sonntag manchen Wunsch auch geäußert in Bezug auf das häusliche Leben. Denkt euch den Fall — und ihr werdet leider nicht zu weit suchen müssen — es fehle in einem Hause an der Liebe, an der Liebe, die des Hauses Leben und Glück ist: wie mag da solche Liebe hineinkommen? Da muß dasjenige gute Glied der Haushaltung, das noch da ist, Vater, Mutter, ein Kind, das noch Liebe hat, diese Liebe voll und stark erweisen. Solche Liebe weckt dann Gegenliebe; sie weicht die andern harten Herzen auf; denn Liebe weckt Liebe, nicht Reden, nicht Zanken und Streiten, nicht Poltern. Liebe ist der sanfte Hammer, der die harten Herzen weich macht, das sanfte Feuer, das die kalten Herzen schmelzt. Es entsteht zuerst Gegenliebe; aber diese Liebe wird dann bald eigene, selbstständige Liebe. Das ist ja auch das Wesen

unserer Erlösung. Der Welt fehlte insbesonders Liebe. Der Mensch ging gleichgültig am Menschen vorüber; die Stände waren schroff von einander geschieden. Der Welt fehlte insbesondere Liebe zu Gott. Was vorhanden war, war meistens Furcht, nicht Liebe. Jesus Christus kam mit seiner Liebe. Durch ihn kam den Menschen das Gefühl: Gott liebt uns; er will nicht unsern Tod, sondern daß wir leben und uns bekehren, und die Menschen liebten ihn wieder.

Reiner, uneigennütziger Liebe kann kein Mensch widerstehen. Worten kann man widerstehen. Aber erweist einem Menschen Liebe, Liebe, die rein ist von aller Selbstsucht, von allem Eigennutz, Liebe, die nicht das Ihre will, sondern nur das des andern, solcher Liebe kann kein Mensch widerstehen; er wird ergriffen und bewegt. Jesus Christus liebte die Menschen und so regte sich in ihnen Liebe zu ihm. „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebet." (1 Joh. 4, 19). Und aus dieser Liebe gingen dann hervor alle Werke, alle Thaten, alle Aufopferung der christlichen Welt. Vater, Mutter, gutes Kind, die ihr noch Liebe in euerm Herzen habt, erweiset nur diese Liebe recht treu und stark! Ihr werdet damit verstockte Herzen aufschließen, kalte Herzen erwärmen. Es wird um euch ein Kreis von Liebenden entstehen, so ihr selber nur nicht nachlasset, nicht müde werdet. Das ist das meiste Uebel, daß wir nicht ausharren, und wer nicht ausharret, der wird nicht gekrönt. Das ist das größte Uebel, daß unsere Liebe nicht rein genug, nicht frei genug von Selbstsucht ist, nicht Liebe ist, die alles duldet, alles hofft, alles glaubt, alles verträgt. Wenn es um uns nicht ist, wie es sein sollte, verlieren wir gar bald den Muth, lassen es gehen wie es geht. Aber gerade da sollten wir ausharren, fest stehen. Zu lieben, wo alles uns liebt, alles unsere Liebe erwidert, ist keine Kunst. Wir sollen auch da lieben, wo wir keine Liebe finden, wo wir meinen, allein zu lieben. Dem rohen Gatten, dem trotzigen Gatten, dem undankbaren Kinde gegenüber sollen wir ausharren, bis sie überwunden, bis auch sie geschmolzen an dieser Sonne der Liebe.

Die bessern, edlern Menschen müssen zuerst Liebe haben; sie müssen das Schwerste thun; sie müssen eigentlich erzeugen, schaffen, hervorbringen. Die andern nehmen nur ab, geben, tauschen, handeln. Aber nicht blos muß der bessere Mensch den Anfang machen da, wo noch keine Liebe ist; nein, auch da, wo Liebe und Gutes und allerhand löbliche Dinge sind, aber nicht in genügendem Maße, auch das Mehr, das Vollkommnere muß von ihm ausgehen.

Aehnlich wie mit der Liebe verhält es sich mit allen andern Dingen. Wir meinten am letzten Sonntag, die häusliche Zucht, namentlich gegen die halberwachsene und erwachsene Jugend sollte unter uns fester an die Hand genommen werden. Wo soll da angefangen werden? Etwa da wo kein Vater oder keine Mutter mehr ist, wo zwei oder drei Waisenkinder bei einander sind? Wo soll da an-

gefangen werden? Wo eine schwache Wittwe ist mit viel Kindern? Da soll angefangen werden, wo ein Hausvater ist, ein wackerer Hausvater; ja die besten Männer sollen den Anfang machen. Wir haben gepredigt: wir sollten sparsamer sein, mehr Sorge tragen zu Geld und Gut, es nicht verschwemmen in Trunk und Spiel. Wer soll da den Anfang machen? Je die Liederlichsten und Schlechtest:n, die Trinker, die zehn und zwanzig Jahre getrunken, die Spieler von Handwerk, die Wollüstlinge, die zu schwach sind, als daß sie sich noch aus dem Sumpfe herausreißen könnten? Wer soll da den Anfang machen? Die schlecht erzogen sind, die in ihrer Jugend vernachläßigt wurden, in schlechter Umgebung leben, von tausend Anläßen und Versuchungen umringt sind? Da sollen wir den Anfang machen, die etwas haben, wir, die auf gute Zucht und Sitte noch etwas halten, wir, die den Sonntag feiern und die Gottesdienste besuchen; wir sollten noch haushälterischer werden, Ordnung, Reinlichkeit im Aeußern und Innern noch mehr schätzen, über der Feier des Sonntages und dem Besuche des Gottesdienstes noch sorgfältiger wachen. Man redet viel von den schädlichen Einflüssen der Fabrikindustrie. Wo soll da die Besserung herkommen? Wenn von oben herab ein strenger, sittlicher Geist herrscht, der nichts Schlechtes duldet; wenn von Oben herab ein freundlicher Geist weht, der den edlen Arbeiter ehrenwerth behandelt, den armen Arbeiter unterstützt. Es ist bei den Arbeitern viel Rohheit, Trotz und undankbares Wesen. Wie wird es da besser? Wenn je die besten, je die tüchtigsten Arbeiter zusammenstehen und voranschreiten in einem ehrenfesten, muthigen aber dankbaren Sinne. Es fehlt in den Schulen noch gar vieles. Wer soll da zur Besserung das Beste hinzubringen, wenn nicht in erster Linie die Lehrer und Vorsteher?

Ja, von uns Vorstehern in Kirche, Schule und Staat, von allen Gebildeten und höher Gestellten aus soll die Besserung gehen. Das Leben, die Menschen, das Volk, unser Herr Jesus stellt an uns diese Forderung. „Welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen; und welchem viel befohlen ist, von dem wird man viel fordern.“ Wir sind alle berufen, einander Hüter zu sein, aber vor allem aus sollen es die sein, denen Gott Weisheit und Verstand in besonderem Maße gegeben. Der Weise und Verständige, der blos für sich dahin lebte, seiner bessern Einsichten und Grundsätze sich freute, aber sich nicht kümmerte um seine Mitmenschen, der sündigte schwer. Wer ein Licht ist, der soll sein Licht nicht unter den Scheffel stellen, sondern auf den Leuchter, daß es leuchte allen denen, die im Hause sind. Wem viel gegeben ist an irdischem Gut, von dem werden viele Werke der Barmherzigkeit gefordert. „Den Reichen gebiete, daß sie Gutes thun, reich werden an guten Werken, gerne geben, behülflich seien.“ (1. Tim. 6, 17. 18.)

Es ist in der Welt eine große Frage, ob das Heil von den untern Ständen oder von den obern Ständen ausgehen müsse. Für mich ist das keine Frage, weder eine große noch eine kleine; für mich ist es ausgemacht, daß das der von Gott geordnete Weg sei, daß das Heil von den obern Ständen komme. „Welchem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern.“ Wenn die obern Stände das nicht leisten, so thun sie eben ihre Pflicht nicht, und dann hat Gott dafür gesorgt, daß die Welt nicht aus den Fugen gehe, daß dann das Heil von anders woher komme, aus den untern Ständen. Das zeigt sich bei Revolutionen und Reformationen. Wühlerische Versammlungen kann es geben; es gibt Schlechte unter dem Volk; es können große Irrthümer, schlechte Begierden und Gelüste entstehen. Ich gehöre nicht zu denen, welche ohne Prüfung und Urtheil die Masse als das gesunde Volk, als den gesunden Kern des Volkes erklären und die obern Stände als das entartete, verbildete, verweichlichte Geschlecht. Diese Meinung habe ich nicht. Die Masse, so wie sie sich uns täglich darbietet, besteht nicht aus lauter Edelmännern, und die obern Stände sind nicht der Auswurf. Das Gute ist auf beide Seiten vertheilt und entarten kann man oben und unten. Aber die großen Revolutionen und Reformationen kommen daher, daß die obern Stände ihre Pflicht nicht gethan, Lichter und Vorbilder zu sein, dem Volke das Heil zu vermitteln; dann nimmt es das Volk selber an die Hand. Das Christenthum wurde vom Volke ergriffen, weil die Pharisäer und Sadducäer, die Gelehrten und Gebildeten es nicht, wie sie hätten sollen, annahmen. Das Christenthum ging zu den Heiden, weil die Juden es verschmähten. Die Revolutionen kommen von der Sünde der Großen, weil die obern und höhern Stände, die Regierungen, gleichviel ob monarchisch oder republikanisch, der geistliche Stand, die Gebildeten, ihre Pflicht nicht gethan haben. In einem Lande mit einer guten Regierung, da die Gebildeten durch Tugend sich auszeichnen, gibt es keine Revolutionen. Warum bleiben wir in unserm Schweizerlande schon so lange vor Revolutionen bewahrt? Weil wir mit einander aus des Landes Wohl und Weh reden; weil für Arme und Reiche, Hohe und Niedere eine gleiche Freiheit, ein gleiches Recht besteht. Woher kam die Reformation in Deutschland und der Schweiz? Von dem Verderben des damaligen geistlichen Standes in Haupt und in Gliedern. Woher kam die französische Revolution? Von dem schwelgerischen Königthum, von dem feilen Adel, der verderbten Geistlichkeit. Warum empörten sich in unserer damaligen nur sogenannten freien Schweiz die Länder wider die Städte, die zugewandten Orte und Landvogteien wider die herrschenden Kantone? Weil die Städte, weil diese Kantone nicht Vorbilder sein wollten, sondern Herren, nur für sich Freiheit und Recht wollten und für die Andern nur Unterwerfung.

Das Bessere muß von den Bessern ausgehen. Das Christenthum leuchtete in diese Welt hinein. Von den christlichen Ländern verbreitet sich Bildung, Freiheit und Wohlstand über die Völker. Die Christen sollen scheinen als Lichter in der Welt. „Seid ohne Tadel, und lauter, und Gottes Kinder, unsträflich mitten unter dem unschlachtigen und verkehrten Geschlecht, unter welchem ihr scheinet, als Lichter in der Welt. (Phil. 2, 15.)

Wollen wir Revolutionen verhüten und das Gute stät und geordnet in der Welt ausbreiten und immer höherer Vollendung entgegenführen, so seien alle, die durch Begabung oder äußere Umstände an die Spitze gestellt sind, wahre Führer des Volkes und Lichter der Welt. Wollen wir in unsern Gemeinden und Familien das Rechte und Gute, Bildung und Wohlstand, Friede und Freude, so seien wir, die wir an die Spitze der Gemeinde, an die Spitze der Familie gestellt sind, als Vorsteher, Väter und Mütter in allem was lieblich, wohl lautet, irgend ein Lob, irgend eine Tugend ist, Führer und Vorbilder. „Welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen; und welchem viel befohlen ist, von dem wird man viel fordern." Gebe uns Gott, daß wir als treue Haushalter erfunden werden! Es gibt eine Verantwortung für uns schon hier und dort. Amen.



X.

Kirchweihe.

Einwurf gegen den Gottesdienst, von der Natur hergenommen.

Text: Psalm 26, 6—8.

Ich halte mich, Herr, zu deinem Altar, da man höret die Stimme des Dankens, und da man prediget alle deine Wunder Herr, ich habe lieb die Städte deines Hauses, und den Ort, da deine Ehre wohnet.

Unsere Väter, welche dieses Gotteshaus bauten, dessen Einweihung wir heute gedenken, waren wohl auch von dem Wunsche des heiligen Sängers im Psalm erfüllt: „Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gern, daß ich im Hause des Herrn bleiben möge mein Lebenlang, zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn, und seinen Tempel zu besuchen." (Ps. 27, 4.) Denn eben aus diesem Wunsche ging der Bau dieses Hauses hervor. Wir sind die Söhne dieser Väter; aber der Wunsch, im Hause des Herrn zu bleiben und zu schauen die schönen Gottesdienste und seinen Tempel zu besuchen, ist in uns nicht so lebendig. Wir können, viele wenigstens, das Gotteshaus lange missen; viele können es fast ihr Lebenlang missen. Freilich, warum können sie das? Warum können sie es so lange aushalten ohne Gottesdienst? Weil doch Gottesdienst gehalten wird; weil die Kirche doch im Dorfe steht; weil es doch läutet. Sie wissen: andere sind, die gehen zur Kirche, die singen, die hören Gottes Wort, die beten, beten für die ganze Gemeinde, beten auch für sie. Ach, es klingt so ein Glockenklang auch bis in ihr Herz hinein; es klingt so ein Glockenklang bis hinauf zu den entferntesten Wohnungen, bis hinauf in die einsamsten Berge und verbindet so die entferntesten Glieder mit der feiernden Gemeinde. Wenn wir sie fragen wollten, ob wir das Gotteshaus ganz schließen sollten; ob wir die Glockenseile im Thurme nicht mehr ziehen sollten, würden sie es doch nicht zugeben.

Warum, Geliebte, meiden so viele den Gottesdienst? Trägheit, Gleichgültigkeit und Rohheit sind die weitaus größte Ursache. Sehr viele kommen zum Gottesdienst nicht, weil sie am Morgen nicht aufstehen mögen, weil sie sich nicht ankleiden und den Gang zum Gottes-

dienst nicht machen mögen. Hülfe man denen aus dem Bette heraus, in die Sonntagskleider hinein und stellte ihnen die Kirche vor die Thüre, so kämen sie in dieselbe. Weitere Abneigung gegen die Kirche haben sie keine. Sie sind nur zu träge. Es sind Leute, die zu nichts zu bewegen sind, was nicht gerade gethan werden muß, wie Essen und Trinken und dem Verdienst nachgehen. Andere sind zu gleichgültig. Das sind Menschen, die weder kalt noch warm sind, sich für nichts Höheres erwärmen, nichts thun, von dem man ihnen den Nutzen nicht gerade auf die Hand legen kann, die keinen Sinn für höhere Dinge haben. Denn zum Gottesdienst braucht es einen höhern, idealen, geistigen Sinn. Wer nur das natürliche Leben lebt, ißt und trinkt und schläft und arbeitet, der wird sich wenig aufgelegt fühlen zum Besuche der Versammlung der Christen, zur Gemeinschaft, zum Gottesdienste. Er hat keinen Sinn für solche Dinge. Eine dritte Klasse ist geradezu zu roh. Man schmeichelt den Leuten noch zu viel; man stellt ihnen vor: Kommt doch um Gottes Willen hieher! Seht, wie ihr hier allerhand Gutes und Nützliches lehren könnt, und es ist überdieß unsere schuldige Pflicht! Das sollte man nicht thun. Denen sollte man erklären: Kommt zum Gottesdienst; es ist euere Pflicht. Wenn ihr euch dieser Anordnung der Gemeinde entzieht, gebt ihr euch als rohe Menschen zu erkennen.

Alle diese Ursachen, warum wir uns dem gemeinsamen Gottesdienste entziehen, erhöht dann noch die Gewohnheit. Wer sich einmal gewöhnt hat, den Gottesdienst zu meiden, der ist schwer wieder zum Gottesdienste zu bringen. Ich habe mich schon bei Leichenanlässen in den Predigten bei unkirchlichen Leuten eigens an sie gewendet, habe ihnen von der Macht des Gotteswortes und dem Segen des Gotteshauses geredet. Sie sind mir innerlich zugefallen; sie haben gedacht: ja es wäre schön und recht, haben sich vorgenommen, jetzt auch zur Kirche zu kommen. Sie kamen zur Kirche einen, zwei, drei Sonntage, zur Kirche, in der man von ihren lieben Angehörigen geredet hatte, zur Kirche, um die herum jene begraben wurden. Aber diese Eindrücke erloschen; die alte Gewohnheit machte wieder ihr böses Recht geltend, und sie blieben wieder weg.

Doch heute wollte ich eigentlich nicht von diesen großen, allgemeinen Ursachen reden, aus denen wir nicht zum Gotteshause gehen, von diesen Ursachen, die nur nach und nach, durch größere Bildung, durch einen veredelten Sinn, durch größere Frömmigkeit, durch Ereignisse wegzubringen sind. Heute wollte ich nur reden von einigen Einwürfen, die man gegen unsern Gottesdienst macht, die edlerer Art sind, die mehr in unserm Verstande als in unserm Willen liegen, mehr einer verkehrten Anschauung entspringen als einer Verkehrtheit des Gemüthes, die bei ganz edlen Gemüthern vorkommen können und die deßhalb auch durch Belehrung, ja möglicherweise durch eine einzige Predigt weggebracht werden könnten. Heute nehmen wir nur einen

Einwurf hervor, den Einwurf, welchen man von der Natur her gegen unsern gemeinsamen, öffentlichen Gottesdienst erhebt. Viele nämlich sagen: Wir kommen nicht zum Gottesdienste, weil uns erstens Naturbetrachtungen lieber sind als euere Kirchenreden, und zweitens: Wenn ihr auch Naturbetrachtungen hieltet, wollen wir doch lieber der Natur unmittelbar zuhören als euch.

Lasset uns diese beiden Einwendungen betrachten, und der himmlische Vater, in dessen Hause wir versammelt sind, wolle sich zu unserer Arbeit bekennen mit der Erleuchtung durch seinen heiligen Geist. Amen.

I. Also für's erste wollt ihr lieber Naturbetrachtungen als unsere Kirchenreden. Und unter diesen Kirchenreden versteht ihr denn unsere gewohnten Predigten aus der heiligen Schrift, unsere Predigten aus dem Gebiete des Glaubens und sittlichen Lebens, Predigten über die heiligen zehn Gebote, das Unser Vater, die heiligen Sakramente, Predigten über diesen oder jenen Punkt der Glaubens- oder Sittenlehre, diese oder jene häusliche oder öffentliche Pflicht und Tugend. Ja in der That, es gibt Leute, die hören dem Prediger nie lieber zu, als wenn er vom Frühling und Sommer, vom Herbst und Winter, Bäumen und Blumen predigt; wenn er sie über Berge und Alpen führt, auf denen Gottes Segen und Herrlichkeit so sichtbarlich zu schauen sei. Auf diesen Einwurf: wir wollen lieber Naturbetrachtungen als euere gewöhnlichen Kirchenreden, antworte ich zweierlei.

Für's erste sage ich: Wir halten ja auch Naturbetrachtungen. Gedenken wir nicht regelmäßig der Jahreszeiten, bald des Frühlings, bald des Herbstes, ja auch des rauhen Winters? Haben wir nicht schon betrachtet, wie die Natur den Menschen demüthige und erhebe, wie sie ihn zur Arbeit auffordere, ihm Muth und Tapferkeit beibringe, einen großartigen Sinn einflöße, ihn beten lehre? Haben wir nicht diesen Frühling noch gesehen, wie diese Jahreszeit dem sündigen Menschen Buße predige und den edeln, guten Menschen aufrichte? Aber ihr werdet sagen: Ja mit unserm Pfarrer sind wir in dieser Beziehung zufrieden; aber er thut dieß mehr von ihm aus, weil er nun einmal dieser Ansicht und Richtung ist, als daß es in der Anschauung und Richtung der Kirche läge. In unserer Kirchenordnung, in unserm nach Text und Schrift predigen liegt's nicht. Da antworte ich: Beten wir nicht alle Sonntage in unserm Kirchengebet: „Behüte, segne und vermehre die Früchte der Erde, und schenke dazu fruchtbare Witterung?" Beten wir nicht jeden Sonntag zweimal und oft vier- und fünfmal im Unser Vater: Gib uns heute unser tägliches Brod? Hat nicht die schweizerische Tagsatzung verordnet, daß an einem Sonntag in unserm ganzen schweizerischen Vaterland

Gott gedankt werden solle für den Segen des Jahres? Und in unserer heiligen Schrift, aus der wir unsere Texte nehmen, was steht in unserm heutigen Text? „Ich halte mich, Herr, zu deinem Altar, da man höret die Stimme des Dankens, und da man prediget alle deine Wunder." Die Stimme des Dankens. Und wofür des Dankens? Wohl auch mit für die Güter und Gaben, die uns Gott jedes Jahr, jeden Tag aus seiner lieben Natur schenkt, daß er seine Hand aufthut und alles, was lebet, mit Wohlgefallen erfüllet. Ich halte mich, Herr, zu deinem Altar, da man höret die Stimme des Dankens, und da man prediget alle deine Wunder. Was für Wunder sind da gemeint? Alle seine Wunder, und darunter sind gewiß auch verstanden die Wunder in seiner großen, herrlichen Schöpfung, die Frühlings- und Herbstwunder, die Lilienwunder und die, daß er die Vögel unter dem Himmel speiset wie die größten Herren der Welt. Ja, ich möchte es euch verdenken, daß ihr die Kirche miedet, wenn ihr hier nie ein Wort über die Natur hörtet, oder wenn ihr gar sähet, daß der Prediger geringschätzig von dieser Natur redete als von etwas Gemeinem, eben nur Natürlichem, das in Bezug auf Vornehmheit gar nicht zu vergleichen sei mit dem geringsten Sprüchlein der heiligen Schrift. Aber wenn ihr sehet, daß der Prediger von dieser Natur auch redet, Herz und Sinn für diese Natur hat, euch auffordert: Geht recht oft in diese Natur hinaus, in der ihr Gott findet! so habt ihr keinen Grund, von der Kirche wegzubleiben; denn der Prediger ist ein Freund der Natur auch.

Das zweite, das ich euch auf euern Einwurf: wir wollen lieber Naturbetrachtungen, als euere Kirchenreden, antworte, ist das: Nur Naturbetrachtungen wollen, heißt: Wir wollen lieber nur das Halbe, da wir doch das Ganze haben könnten und überdieß nur das Niedere, da wir das Höhere haben könnten.

Die Natur, wie man sie gewöhnlich faßt im Gegensatz zum Menschen und menschlichem Wesen und Leben, im Gegensatz zum Geist und zur Geschichte ist nur das halbe, ist nur eine halbe Welt und gar die niedere halbe Welt. Ueber Sonne, Mond und Sternen, blauem Himmel und Blumen und Bäumen gibt es noch eine große Welt, die menschliche und geistige Welt, und diese ist die höhere. Wohl sind Berge und Thäler und Flüsse und Meere und Bäume und Blumen und alles, was unter ihnen und auf ihnen wimmelt und lebt, eine schöne Welt; aber die eigentliche Perlschnur, die um die Erde gezogen ist, das eigentliche Leben der Erde, die Krone und Blüthe der Erde ist die Menschheit. Die Menschen entstanden erst, nachdem Berge und Thäler, Ströme und Meere, Licht und Finsterniß, Pflanzen und Thiere erschaffen waren. Ja, leer und todt müßte es auf Erden aussehen, trotz aller Pracht, die vorhanden ist, wenn der Mensch nicht da wäre. Die ungeheure Masse eines Berges,

die unendliche Ausdehnung des Meeres erfüllt uns mit Staunen; aber tausendmal merkwürdiger, wunderbarer und größer ist der Mensch. Er ist der „Schöpfung Ruhm und Preis". Die Geschichte der Erdbildung ist voller Räthsel und Wunder; aber die Geschichte ihrer Bewohner ist noch wunderbarer. Die Menschheit, ihre Geschichte, ihr Leben, ihre Gesetze kennen lernen, ist etwas noch weit höheres. Das lernen wir nicht aus der Natur. Ueber diese Dinge hat die Natur keine Texte. Diese Dinge lernen wir aus dem menschlichen Leben, aus der Geschichte der Menschheit; diese Dinge lernen wir aus der heiligen Schrift. Außer den Naturwundern also gibt es noch andere und höhere Wunder, und von diesen Wundern predigen wir hier. Es heißt in unserm Texte: Ich halte mich, Herr, zu deinem Altar, da man prediget alle deine Wunder. Daß wir Menschen sind, welch' ein Wunder! Daß wir wieder dieses und jenes sind; daß wir uns selbst, die Welt, Gott erkennen, welch' ein Wunder! Daß in einem Menschengeiste so viel und manigfaltige Gedanken, in einem Menschenherzen so viel selige aber auch unselige Gefühle und Empfindungen auf- und niederwogen, daß es ein Familienleben, ein öffentliches Leben gibt, in diesem Leben so viele und manigfaltige Verhältnisse und Beziehungen sich bilden, welch' ein Wunder! „Ich halte mich, Herr, zu deinem Altar, da man höret die Stimme des Dankens." Wollen wir Gott nur danken für Sonne und Regen und nicht auch für Gesundheit und Leben, Sinn und Verstand, Wahrheit und Erkenntniß. Gott hat uns ein Land mit Bergen und Auen gegeben; aber auch ein Land mit Heldennamen und Heldenthaten. Wollen wir Gott nicht auch für diese danken? Thut das eine und lasset das andere nicht! Eines schließt das andere nicht aus. Redet daher von der Natur, aber auch von dem großen Gebiete, das Mensch und Menschheit heißt; von dem, was das Wohl und das Wehe des Menschen betrifft; was der Mensch werden soll; wie dem Menschen, wenn er gefallen ist, wieder zu helfen sei; wie im Menschen der eine, herrliche Gott am herrlichsten sich offenbare. Lasset das Wort Christi reichlich unter euch wohnen, das Wort, das den Kindern gebietet, ihre Eltern zu ehren, das Wort, welches den Eltern Zucht und weise Vermahnung zum Herrn empfiehlt, das Wort, das unsere Weiber zu treuen Frauen und guten Müttern erzieht, das Wort, das uns Ehrfurcht vor dem Alter, Liebe zu den Menschen, Ehrfurcht vor Gott und allem Göttlichen einflößt! Pfleget das Wort, das den Herrschaften Milde, den Dienenden Treue, der Obrigkeit Stärke und Weisheit, den Bürgern Liebe zum Lande in's Herz gibt! Pfleget das Wort, das die Armen erquickt, die Leidenden tröstet, das Sterben erleichtert, die Hoffnung auf ewige und himmlische Güter richtet! Liebet das Gotteshaus auch um dieses Wortes willen! Liebet das Gotteshaus, weil Gottes ganze Ehre drin wohnet, die Ehre im Sturm und Donner, aber auch die Ehre im menschlichen Leben!

II. Wir gehen jetzt zu dem zweiten Theil eueres Einwurfs über, den ihr gegen den Gottesdienst erhebt. Ihr sagtet nämlich: Wir wollen lieber der Natur unmittelbar zuhören als euch, auch da, wo ihr Naturbetrachtungen hieltet, indem sie selber besser predigt als ihr. Ich nehme jetzt an, durch unsere bisherigen Betrachtungen seid ihr von dem Wahne: nur Naturpredigten zu wollen, und Gott nur draußen in der Natur zu verehren, geheilt, und wollt jetzt auch etwas wissen von der andern großen Welt, der menschlichen Welt, und Gott verehren auch in den Wundern der menschlichen und geistigen Schöpfung. Ihr sagt jetzt nur noch: Da, wo wir Naturpredigten und Naturgottesdienst wollen, wollen wir dieß lieber unmittelbar draußen in der Natur, als von euch in der Kirche, indem die Natur selber besser predigt als ihr. Also nur auf den einen Vorwurf: die Natur selber predige besser als wir, habe ich noch zu antworten. Hierauf sei denn meine Antwort in folgenden vier Stücken gegeben:

Für's erste sage ich, es ist nicht wahr, daß die Natur besser predigt als wir. Sie predigt besser, ich will euch sagen in welchem Sinne. Du siehst ein Gewitter daherkommen. Es wird immer dunkler, schwärzer und schwüler. Schlag auf Schlag fährt der Donner neben dir, hinter dir, vor dir auf; Blitze verwandeln die Nacht in Tageshelle; es ist auf Augenblicke alles wie weiße Glut. Der Regen fällt in Strömen nieder. Wir warten, immer länger, immer banger. Endlich tost es in den Bergen. Waldströme mit verheerenden Felsmassen umgeben dich. Es wird uns zu Muthe, keine Predigt greift uns so an. Oder wenn dir Gott im Sturm nicht erschien; wenn du im Frühling oder Sommer alles grünend und blühend um dich siehst; du stehst mitten drinn in dieser Pracht, und das Herz möchte dir springen vor Freude: nicht wahr, so hat keine Predigt je dein Herz ergriffen? Ja, die Natur predigt besser als wir. Aber es ist doch nicht wahr. Du machst die Predigt. In der Natur ist nur Toben und Tosen, Säuseln und Wehen, oder: du weißt gar nicht, was in der Natur ist. Du machst die Predigt. Du bist, Dank dem Schöpfer! so geordnet, so gemacht, so angelegt, daß du das alles so schön, so herrlich, so groß schauest. Die Natur wird erst diese farbige, tönende, tosende Natur in deinem Herzen, in deinem Geiste. Du empfindest das alles so schön, stellst das alles so zusammen, machst aus dem allem eine Predigt. Aber auch abgesehen von dem, was die Natur in der Wirklichkeit sei, davon abgesehen, ob du alles nur so empfindest, oder ob es wirklich in der Natur vorhanden sei, der Spiegel, in dem alle diese Strahlen sich sammeln, der Geist, in dem all dieses Tosen, Toben, Wehen und Säuseln zu einer mächtigen Predigt wird, das Bewußtsein, welches alles dieses zusammenfaßt und empfindet, hört, hat, in seinem Herzen bewegt, aus seinem Herzen heraus wieder gestaltet, ist doch das Höhere.

Zweitens, wenn die Natur auch predigte, besser predigte als wir: jede Predigt bedarf verständiger Zuhörer. Wir stehen jetzt mitten im Herbst. Wenn ich euch von der Vergänglichkeit alles zeitlichen Wesens reden wollte, könntet ihr mir antworten: Herr Pfarrer, spart euere Worte! Oeffnet uns lieber die Kirchenfenster und -Thüren, daß wir auf die gelben Wälder hinausblicken können, und wie das Laub zittert und nicht weiß, ob es noch einen Tag an seinem Ast hangen könne oder schon heute herunter müsse, und wir haben eine viel bessere Predigt, als wenn ihr uns eine Stunde lang von der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge redet. Ich will euch einen Augenblick zugeben, daß die Natur predige, selbst das, daß sie besser predige als wir. Aber sie bedarf verständiger Zuhörer. Ich will euch diese Fenster öffnen; ja diese Fenster waren schon lange geöffnet; Hunderte kommen am Sonntag nicht hieher; hunderte stehen heute draußen im Freien und haben das alles vor sich; aber sehen sie alle da drin die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge, die Vergänglichkeit auch ihrer Sorgen, auch ihrer Liebe, auch ihres Leids, auch ihres Hasses? Die Vergänglichkeit ihres Lebens, daß sie bald auch wie diese Blätter gesammelt werden in die kühle Erde, und daß da Leiden und Lieben, Freundschaft und Feindschaft, ihr Hassen und Neiden, ihr Zusammenraffen und Zusammenschachern aufhören werde, daß man vielleicht diese Nacht ihre Seele von ihnen fordern werde und es heiße: Du Narr! weß wird nun das alles sein, das du gesammelt hast? Nein, diese Vergänglichkeit sehen nicht alle. Die unvernünftigen Geschöpfe stehen auch in der Welt. Ueber sie wölbt sich der Himmel mit seinem nächtlichen Schweigen, mit seinem Lichte bei Tage; Wasser rauschen neben ihnen, Gräser und Blumen blühen um sie. Aber was haben sie weiter davon? Ein Erdbeben macht ihren Körper auch wanken. Aber sie fühlen nicht: das sei jetzt der Schöpfer in seiner Größe, und ein andermal: das sei jetzt der Schöpfer in seiner Güte. Was sie sehen, das sind Steine und Bäume und fließendes Wasser und stehendes Wasser. Sie sind taube Zuhörer der lauten Predigt der Natur. Ihr seht alle diese herbstliche Natur; aber nicht alle sehen die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit alles irdischen Wesens! Die Naturpredigt bedarf verständiger Zuhörer, und zu solchen verständigen Zuhörern wollen wir euch hier machen.

Ihr werdet sagen: warum gerade hier, warum müssen wir gerade durch euch solche verständige Zuhörer werden? Können wir das nicht auch anderswo werden? Ach, was können wir nicht alles anderswo werden! Aber ich denke: etwas könnt ihr auch hier werden; je der erste, beste übertrifft doch den Prediger nicht an Bildung und Verstand. Und wenn wir hier auch alles auf's Religiöse beziehen, ich denke, das ist nicht die schlechteste Naturbetrachtung, wenn man die ganze Natur ansieht als ein unendliches Lob Gottes.

Drittens: Wenn ihr auch der Predigt der Natur zuhört und sie versteht: eins schließt das andere nicht aus. Höret der Natur unmittelbar zu, aber vernehmet auch, was andere vor euch, mit euch, neben euch von dieser Natur vernommen haben und vernehmen. Wandelt in dieser Natur auf und ab; aber höret zugleich dem Prediger zu! Forschet in der Natur; aber forschet zugleich in der heiligen Schrift, in dem Buche, das wie kein anderes den wunderbar herrlichen Gott in der Natur aufschließt! Für Beide ist Zeit außerhalb des kurzen Gottesdienstes, der in der Woche nur eine Stunde dauert. Wie mancher schöne Morgen und Abend bleibt noch zu Naturbetrachtungen! Es steht auch nirgends geschrieben, daß wir an keinem schönen Sommer- oder Frühlings- oder Herbstsonntag nicht den ganzen Tag in der Natur verweilen dürften. Es bleiben ja dann noch viele Sonntage für den Gottesdienst in einem ganzen Jahr. Wie viel gibt's nur regnerische Sonntage? Wo sind die schöner zuzubringen als bei gemeinsamer Gottesdienstbetrachtung, Belehrung und Erbauung? Wenn wir jeder nur das besäßen, was wir selber herausbringen, selber erforschen, selber erkennen, blieben wir ja immer nur schwache Anfänger. Wir müssen die Erfahrungen, die Erkenntnisse, die Schätze anderer in unser Wissen aufnehmen, was sie vorgearbeitet uns aneignen, in ihre Arbeit, in ihre Erndte eintreten, von andern, von allen frühern lernen. So windet sich der Kranz von Wahrheiten und Kenntnissen immer schöner und größer durch die Menschheit von Geschlecht zu Geschlecht. Thue das eine und laß das andere nicht! Wie viel tausend Menschen stehen in der Natur und vernehmen nicht ihre Wunder und Gottes Wunder! Wie viel tausend Menschen stehen in der Natur und lassen sich durch sie nicht erleuchten, nicht weise und gut machen! Sie allein ist nicht mächtig, euch zu erleuchten, euch zu erlösen, euch zu weisen und guten Menschen zu machen. Treibet Natur und Gotteswort neben einander! Je weiser ihr werdet, je erleuchteter, je frömmer, desto schöner, desto herrlicher strahlt euch auch die Natur entgegen. Das eine schließt das andere nicht aus; das eine fördert das andere.

Viertens sage ich noch: Wenn ihr auch die Predigt der Natur versteht und von ihr erbauet werdet: so muß es doch, ja, so wird es zu einem gemeinsamen Gottesdienste kommen. Eines schließt das andere nicht aus; eines fördert das andere. Wer am Sonntag nur in die Natur hinaus geht, um frischen Athem zu schöpfen, unter einem Baume der Kühle sich zu erfreuen, an einem Tische Erfrischungen zu genießen, ja, der geht deßwegen nicht in die Kirche, nicht häufiger in die Kirche, und ist nicht andächtiger in der Kirche. Aber das ist es auch nicht, was ihr mit dem Worte meint: Gott in der Natur suchen und verehren, Stärkung, Trost und Erhebung in der Natur suchen. Wer in diesem Sinne die Natur betrachtet, der wird dadurch gerade zur Kirche gebracht. Wenn

euch euere Arbeit, euer Beruf, ein Spaziergang in diese Felder und Fluren führt, und ihr findet immer neue Spuren der Weisheit und Größe des Schöpfers, und es wird euch, daß ihr hüpfen möchtet vor Freude, aufjauchzen beim Gedanken an diesen herrlichen, lebendigen Gott: könnt ihr das alles für euch behalten? Könnt ihr das alles in euer Herz verschließen? Nein, ihr müßt zusammen kommen, müßt es zusammen, gemeinsam in der Gemeinde bekennen, es singen und beten! Oder ist es heute bei diesem herrlichen Tag nicht für uns alle eine Bedürfniß, daß wir zusammen kommen und es laut und gemeinsam bezeugen: Ach, welch' ein schöner Tag, welch' ein herrlicher und gütiger Gott! Wollen wir das nur auf den Straßen, auf den Wegen, an Zäunen und Mauern sagen? Nein, wir tragen es hieher und sagen es, hier, predigen es am Altar! O wie viel würde uns fehlen, könnten wir nicht hier zusammen kommen und mit Herzen, Mund und Händen, mit Worten, Weisen und Geberden es darthun, wie groß unser Gott sei! Seht ihr denn nicht: wo irgend in der Welt auch Naturgottesdienst, nur Naturdienst vorkommt, da kommen diese Naturverehrer doch auch zusammen; gemeinsam wollen sie ihre Verehrung darbringen.

Ihr seht, es will kein Grund verfangen. So laßt uns dann rühmend und preisend ausrufen mit dem Sänger im Psalm: „Ich halte mich, Herr, zu deinem Altar, da man höret die Stimme des Dankens, und da man prediget alle deine Wunder!“ Amen.



Einwurf gegen den Gottesdienst, vom sittlichen Leben hergenommen.

Text: Psalm 26, 4—7.

Ich sitze nicht bei den eiteln Leuten und habe nicht Gemeinschaft mit den Falschen. Ich hasse die Versammlung der Boshaftigen, und sitze nicht bei den Gottlosen. Ich wasche meine Hände mit Unschuld, und halte mich, Herr, zu deinem Altar, da man höret die Stimme des Dankens, und da man prediget alle deine Wunder.

Wir haben gestern einen Einwurf gegen den gemeinsamen öffentlichen Gottesdienst betrachtet, den man von der Natur her erhebt. Die Natur hält man nämlich für das, womit man am besten die Bibel aus dem Felde schlagen könne. Dieses Buch, das viele ansehen so als den Inbegriff alles Nebelhaften, Phantastischen, Gespenstischen, Hohlen und Leeren. Denn unsere Gottesdienste wollen sie eben nicht zu allermeist wegen unserm Reden und Predigen aus dieser Schrift. Wir haben, hoffe ich, diese Gegner widerlegt, und gerade mit der Bibel, gegen die sie anstürmen wollten; denn die Bibel sagt: Wenn ihr Naturbetrachtungen wollt: ich habe sie auch und zwar bessere als ihr. Ja, die Bibel hat Naturbetrachtungen, wie kein neuerer Schöngeist bessere anstellt. Oder denkt an so manchen Psalm, an Abschnitte aus Hiob. Die redet von der Natur in so anschaulicher, handgreiflicher Weise, und ihr andern mit euerer Abend- und Morgenröthe und euerm abstrakten Reden und Denken seid nur Stümper gegen sie. Ihr seid gegen die realistische Bibel, die Idealisten, die Spiritualisten, Phantasten und Nebelmänner. Es heißt im 19ten Psalm: „Er hat der Sonne eine Hütte gemacht, und sie geht heraus, wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, und freuet sich wie ein Held, zu laufen den Weg." Im 29ten Psalm: „Die Stimme des Herrn zerbricht die Cedern; der Herr zerbricht die Cedern im Libanon, und machet sie hüpfen wie ein Kalb, Libanon und Sirion wie ein junges Einhorn." Ihr würdet sagen: Ich bin doch sehr schwach, und mir ist elend zum Uebel werden. Aber der Psalmdichter sagt (22, 15): „Ich bin ausgeschüttet wie Wasser, alle meine Gebeine haben sich zertrennet; mein Herz ist in meinem Leib wie zerschmolzenes Wachs." Im 104ten Psalm heißt

es: „Du breitest aus den Himmel wie einen Teppich; Du wölbest es oben mit Wasser; du fährest auf den Wolken, wie auf einem Wagen; und gehest auf den Fittigen des Windes. Du machst Finsterniß, daß es Nacht wird; da regen sich alle wilden Thiere; Die jungen Löwen, die da brüllen nach dem Raube, und ihre Speise suchen von Gott. Wenn aber die Sonne aufgehet, heben sie sich davon, und legen sich in ihre Löcher. Er schauet die Erde an, so bebet sie; er rühret die Berge an, so rauchen sie." In Hiob (Kap. 39) wird vom Pferde gesagt: „Das Roß stampfet auf den Boden und ist freudig mit Kraft, und ziehet aus, den Geharnischten entgegen. Es spottet der Furcht und erschrickt nicht, und fliehet vor dem Schwert nicht. Wenn gleich wieder dasselbe klinget der Köcher, und glänzet beide, Spieß und Lanze. Es zittert und tobet, und scharret in die Erde, und achtet nicht der Trompeten Hall. Wenn die Trompete stark klinget, spricht es: Hui; und riecht den Streit von ferne, das Schreien der Fürsten und Jauchzen." So hat kein neuerer Dichter das Roß geschildert. Vom Behemoth heißt es (Kap. 40): „Siehe, der Behemoth, den ich neben dir gemacht habe, frißt Heu, wie ein Ochse. Siehe, seine Kraft ist in seinen Lenden, und sein Vermögen im Nabel seines Bauchs. Seine Knochen sind wie festes Erz; seine Gebeine sind wie eiserne Stäbe. Er schluckt in sich den Strom, und achtet es nicht groß; läßt sich dünken, er wolle den Jordan mit seinem Mund ausschöpfen." Vom Leviathan heißt es (Kap. 41): „Aus seiner Nase gehet Rauch, wie von heißen Töpfen und Kesseln. Sein Herz ist so hart wie ein Stein, und so fest, wie ein Stück vom untersten Mühlstein. Er achtet Eisen wie Stroh, und Erz wie faules Holz. Er fährt über die scharfen Felsen wie über Koth. Er macht, daß das tiefe Meer siedet wie ein Topf, und rührt es in einander, wie man eine Salbe menget. Nach ihm leuchtet der Weg; er macht die Tiefe ganz grau." Wer Neuerer hat die Natur so geschildert? Was wollt ihr doch mit euern Mondscheingemälden? Vom Mondschein steht in der ganzen heiligen Schrift kein Wort.

Die Bibel aus dem Felde schlagen mit euerer Natur, d. h. mit euern Naturbeschreibungen! Ach, die Natur freut sich der Bibel; denn da drin findet sie sich selbst. Von euern abstrakten Büchern, von euern Büchern des Scheins und der Lüge will sie nichts wissen! Denn da ist sie nicht drin. Die Bibel und die Natur, die vertragen sich ganz gut. Die Bibel ist kein nebelhaftes Buch; die ist ein sehr derbes, handgreifliches Buch, kein Buch bloß von Duft und Geist, ein Buch voll Saft und Kraft, ein Buch voll Leben und für das Leben. Ach, wenn sie das nicht wäre, wie hätte sie sonst dieses Weltbuch werden können, das sie ist und wohl bleiben wird!

Aus diesem Anfange meiner Predigt und schon aus dem verlesenen Texte, der ja zum großen Theil der nämliche ist wie der von gestern, werdet ihr bereits gesehen haben, daß ich heute noch über

den nämlichen Gegenstand reden werde, der uns schon gestern beschäftigte. Ja, das wollen wir denn auch; denn der Einwand, den wir gestern behandelten, ist nicht der einzige, den man gegen den gemeinsamen Gottesdienst erhebt. Man hat derselben mehrere und aus verschiedenen Gebieten. Der gestrige Einwurf war genommen von der Natur her. Wir widerlegten ihn, und zwar aus der heiligen Schrift, gegen die er gerichtet war. Nun aber geht man noch einen Schritt weiter, stellt sich nicht gegen die Schrift, sondern in die Schrift hinein und will mit ihr und aus ihr gegen unsern Gottesdienst auftreten. Man sagt nämlich mit Jakobus (Kap. 1, 27). „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der: die Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal besuchen, und sich von der Welt unbefleckt erhalten." Oder wie man sich im gemeinen Leben ausdrückt: rechtschaffen leben, das sei der rechte Gottesdienst. Diesen Einwand vom sittlichen Leben hergenommen, lasset uns heute zum Gegenstand unserer Betrachtung machen. Vater im Himmel, erleuchte uns mit dem Lichte deines heiligen Geistes und laß uns immer mehr deine Wahrheit erkennen! Amen.

Ueber den Spruch des Jakobus: Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der: die Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal besuchen, und sich von der Welt unbefleckt erhalten; habe ich schon fromme und kirchlich gesinnte Leute sich äußern hören: von dergleichen Sprüchen sollten die Pfarrer den Leuten nichts sagen, sonst kämen sie noch unfleißiger zur Kirche, als es schon der Fall sei, wenn sie nämlich erfahren, daß es mit dem Kirchengehen eine so wichtige Sache nicht sei. Dieser Meinung bin ich nicht. Ich will diesen Spruch Jedermann sagen; ja, ich werde euch heute noch andere dieser Art mittheilen, und wenn dann am Sonntag ein Mensch weniger zur Kirche kommt, weil er angefangen hat, die Woche über von der Welt sich unbefleckt zu erhalten, und Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal zu besuchen, so will ich mich dann erst noch freuen; ja, wollte mich freuen, wenn aus diesem Grunde immer mehrere von der Kirche wegblieben und ich zuletzt ganz allein darin bliebe; denn abgesehen davon, daß es dann ein ganz prächtiges Leben abgäbe, wäre ich sicher, schon wieder Zuhörer zu bekommen, und wär's auch nicht, um ihnen eine Strafpredigt zu halten, so doch, um sie zum Lobe Gottes aufzufordern; wahrlich nicht die schlechteste Art von Gottesdienst.

Ihr sagt also: von der Welt sich unbefleckt erhalten, und Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen, oder wie ihr's kürzer ausdrückt: rechtschaffen leben sei der beste Gottesdienst. Darauf habe ich Folgendes zu erwidern:

Erstens: Der Gottesdienst, von welchem Jakobus redet, und auch Sirach — ich will euch jetzt noch andere Sprüche dieser Art nennen; Sirach sagt nämlich: (35, 1—5) „Gottes Gebot halten, das ist ein reiches Opfer. Gottes Gebot groß achten, das Opfer hilft wohl. Wer Gott dankt, das ist das rechte Semmelopfer. Wer Barmherzigkeit übt, das ist das rechte Dankopfer. Von Sünden lassen, das ist ein Gottesdienst, der dem Herrn gefällt; und aufhören Unrecht zu thun, das ist ein rechtes Sühnopfer." Man meinte, Jakobus hätte das alles nur bei Sirach gelesen, so sehr gleichen sich beider Aussprüche — dieser Gottesdienst ist gar nicht zu vergleichen mit dem, was wir gewöhnlich unter Gottesdienst verstehen. Dieser Gottesdienst umfaßt das ganze Leben. Unser ganzes Leben soll ein Gottesdienst sein. Dieser Gottesdienst ist nicht ein Gottesdienst, der etwas besonderes wäre, eine besondere Handlung, an einen bestimmten Ort, an eine bestimmte Zeit gewiesen. Hosea sagt: (6, 6) „Ich habe Lust an der Liebe, und nicht am Opfer; und am Erkenntniß Gottes, und nicht am Brandopfer." Und Jesaias: (58, 5—11) „Sollte das ein Fasten sein, das ich erwählen soll, daß ein Mensch seinem Leibe des Tages übel thue, oder seinen Kopf hänge wie ein Schilf, oder auf einem Sack und in der Asche liege? Wollt ihr das ein Fasten nennen, und einen Tag dem Herrn angenehm? Das ist aber ein Fasten, das ich erwähle: Laß los, welche du mit Unrecht verbunden hast; laß ledig, welche du beschwerest; gib frei, welche du drängest; reiß weg allerlei Last. Brich dem Hungrigen dein Brod, und die, so im Elend sind, führe in das Haus; so du einen nackend siehest, so kleide ihn und entziehe dich nicht von deinem Fleisch. Alsdann wird dein Licht hervorbrechen, wie die Morgenröthe, und deine Besserung wird schnell wachsen, und deine Gerechtigkeit wird vor dir her gehen, und die Herrlichkeit des Herrn wird dich zu sich nehmen. Dann wirst du rufen, so wird dir der Herr antworten; wenn du wirst schreien, wird er sagen; Siehe, hier bin ich. So du Niemand bei dir beschweren wirst, noch mit Fingern zeigen, noch übel reden; Und wirst den Hungrigen lassen finden dein Herz, und die elende Seele sättigen: so wird dein Licht in Finsterniß aufgehen, und dein Dunkel wird sein wie der Mittag. Und der Herr wir dich immerdar führen, und deine Seele sättigen in der Dürre, und deine Gebeine stärken; und wirst sein, wie ein gewässerter Garten, und wie eine Wasserquelle, welcher es nimmer an Wasser fehlet." Dieser Gottesdienst ist gar nicht zu vergleichen mit unserm Gottesdienste, so wenig als man in Hinsicht auf Vortrefflichkeit das Ganze mit irgend einem Theil vergleichen kann, den Baum mit dem Ast, das einzelne Glied mit dem ganzen Körper. Also dieser Gottesdienst, der das ganze Leben umfaßt, etwas ganz allgemeines ist, während unser Gottesdienst etwas besonderes und einzelnes ist, läßt sich gar nicht vergleichen mit unserm Gottesdienste. Und wenn ihr da von größerer Vortrefflichkeit

redet, hat das eben keinen andern Sinn, als wenn ihr sprächet: Der Baum ist mehr werth als ein Ast und der ganze Leib mehr als ein Glied.

Zweitens: Wenn ihr von unserm Gottesdienst geringschätzig redet und ihm einen andern Gottesdienst als den bessern entgegenstellen wollt, so versteht ihr unter unserm Gottesdienst etwas, was er gar nicht ist und wofür wir ihn ganz und gar nicht ausgeben wollen. Wir setzen ihn nicht neben das Leben, stellen ihn an Werth nicht dem sittlichen Leben gleich, den Dingen, die ihr meint, nämlich zu Gottes Lob und zu seiner Ehre sich von der Welt unbefleckt erhalten, von Sünden lassen, aufhören Unrecht thun, Barmherzigkeit üben, überhaupt Gottes Gebote halten. Wir betrachten den Gottesdienst nicht als ein an sich verdienstliches Werk, betrachten ihn ganz besonders nicht etwa als ein Ding, ein Thun oder Leiden, durch das man sich gar vom sittlichen Streben und Leben, von Liebe und Barmherzigkeit üben befreien könnte. Wir sagen: Das Kirchengehen und das Abendmahlgenießen blos als äußeres Werk hilft dir nicht. Wenn einer hieher kommt und er hat daheim Armuth und Elend, eine unordentliche, verwahrloste Familie, und er regt sich nicht und entschließt sich nicht, dieser Armuth und Unordnung, so viel an ihm ist, entgegenzutreten, zu dem sagen wir: Du feierst einen vergeblichen Gottesdienst! Wenn ein wohlhabender Mann links und rechts von ihm kranke Leute hat, und kümmert sich nicht um sie, fragt keinem nach, steht keinem mit einer Erleichterung, einem guten Worte bei, sondern kommt nur zur Kirche und denkt: Für die Armen mag Gott sorgen! der ist ein Heuchler und feiert einen vergeblichen Gottesdienst. Wenn ein gebildeter und einsichtiger Mann seine größern Erkenntnisse, seine freie Zeit, seine unabhängige Stellung dem Gemeinwesen, wenn es ihn ruft, nicht widmen will, sondern nur in seiner Kirche und seinem Kirchenstuhle sich breit macht, der könnte auch lieber noch am Sonntag daheim bleiben. Wir verlangen nicht, daß der sündige Mensch alle seine Sünden von sich gethan, der arme Mann alle Armuth in seinem Hause gehoben, bevor er zur Kirche komme. Wir verlangen nicht, daß der reiche Mann allen Armen geholfen, der Kenntnißreiche und Gebildete alle seine Kräfte dem Gemeinwesen gewidmet haben, bevor sie in der Kirche erscheinen. Wir müßten da zu lange warten, und das hieße, das Mittel ausschlagen, durch welches man gerade das obige wird. Aber regen muß sich der Arme, anfangen muß er wenigstens, wenigstens im zweiten, dritten Gottesdienst muß er sich entschließen, der Verarmung, der Verwahrlosung entgegenzutreten; anfangen muß wenigstens der Reiche, der Gebildete, Hülfe und Erleuchtung zu schaffen; der Wille, der Vorsatz, ein Anfang muß da sein, sonst ist der Gottesdienst eitel und leer.

Ihr seht, wir setzen unsern Gottesdienst nicht neben das Leben, nicht neben ein ernstes, sittliches Streben, ein in Liebe und Barmherzigkeit thätiges Leben, oder gar an dessen Stelle. Ihr führt euere Streiche in's Leere, wenn ihr gegen unsern Gottesdienst euch ereifert: es gebe etwas Wichtigeres, als er sei. Das sagen wir ja auch. Unser Gottesdienst ist nichts ohne dieses ernste, sittliche, in Liebe und Barmherzigkeit thätige Leben. Jakobus, den ihr als euern Gewährsmann angeführt habt, redet von einem reinen und unbefleckten Gottesdienste auch nur gegenüber dem bloßen Hören des Wortes. Gegenüber diesen bloßen Hörern des Wortes, die keine Thäter desselben sind, die einem Manne gleichen, der im Spiegel sein leibliches Angesicht beschauet, aber vergißt, wie er gestaltet gewesen; denen gegenüber, die ihre Zunge nicht im Zaume zu halten im Stande sind, die ihr Herz verführen und meinen, der bloße Gottesdienst, das bloße Kirchengehen thue es, nur denen gegenüber sagt er: Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen, und sich vor der Welt unbefleckt erhalten, sei ein reiner und unbefleckter Gottesdienst.

Drittens: Ihr sagt: dieser Gottesdienst sei etwas Besseres als unser Gottesdienst. Das sagen wir auch. Ja, wir wollen nicht bloß unsern Gottesdienst nicht an dessen Stelle setzen; wir wollen mit unserm Gottesdienste in der Kirche in Bezug auf den Menschen gar nichts anderes zu Stande bringen als eben dieses euer Besseres. Er ist uns nur ein Mittel, diesen Zweck, dieses Bessere zu erreichen. Wir fordern hier gerade auf zu dem, was ihr als den bessern Gottesdienst hinstellt. Ihr wollt von Sünden lassen, aufhören Unrecht thun, euch von der Welt unbefleckt erhalten, Barmherzigkeit üben. Aber was fordern wir hier dringender als gerade dieses? Wo werdet ihr zu diesem Ziele am ehesten gelangen? Ist man in Sünden drin, und will man ein neues Leben beginnen, so muß die alte Angst, die alte böse Erinnerung weg sein; wir müssen die Gewißheit haben, es sei uns verziehen, das Alte sei vergangen; siehe, es ist alles neu worden. Hier wird diese vergebende Gnade Gottes gepredigt. Hier wird diese vergebende Gnade Gottes im Abendmahl sichtbar gefeiert. Wir wollen uns von der Welt unbefleckt erhalten, ein reines, sittliches Leben führen. Da wird das göttliche Gesetz, der Maßstab, den wir an unser Leben zu legen haben, allsonntäglich hervorgenommen. Da wird das reinste, vollkommenste Leben, das je auf Erden erschien, unsers Erlösers heiliges Leben vor die Augen geführt. Ihr wollt Liebe und Barmherzigkeit üben und von der Kirche nichts wissen? Hier werden wir erinnert an die Barmherzigkeit Gottes, deren wir alle bedürfen. Hier reden wir von denen, die unsere Barmherzigkeit in Anspruch nehmen. Hier erscheinen die Wittwen und Waisen, die wir trösten können; hier in der Kirche könnt ihr sie alle Sonntage sehen; hier könnt ihr ihnen ein Gutes thun, wie ihr es sonst nicht könnt. Auch das Laufen zu

den Armen und Bekümmerten allein thut's nicht immer! Das Geld und Kleider und Nahrung geben thut's allein nicht! Mit Worten und allerhand klug ausgedachten Gründen tröstet ihr nicht alle. Euere Gemeinschaft, euer mit und für sie Beten tröstet sie auch. Und wer auch die Kraft, zu helfen und zu rathen, ganz in sich allein trüge, der würde doch kommen, schon aus Dankbarkeit, schon um der Ehre deß willen, von dem er dieses Helfen und Trösten gelernt hat, um des Herrn Jesu Christi willen. Ihr wollt Liebe üben und wollt nichts von dem wissen, aus dessen Herzen diese Liebe in die Christenheit ausging? Wollt der Armen euch annehmen, und nichts wissen von der Kirche, die von Anfang die Sorge für die Armen zu ihrer Sache gemacht hat? Nichts wissen von dem Prediger, der doch an der Spitze der Armenversorgung steht, vermöge seiner Stellung der Armen geborner Beistand und Vertheidiger ist? Ach, wer wahrhaft im Leben Liebe und Barmherzigkeit übt, der kommt gerade am allermeisten hieher; wer am redlichsten sich müht, von der Welt sich unbefleckt zu erhalten, oder, hat er sich befleckt, von Sünden zu lassen und aufzuhören, Unrecht zu thun, der kommt gerade am ehesten hieher. Wer kommt zur Kirche? Nicht die Gleichgültigen und Leichtsinnigen, die längst alles ernste, sittliche Streben über Bord geworfen, und alle Unterschiede zwischen Bös und Gut aufgehoben haben, sondern die ernstern Naturen. Wir wollen mit unserm Gottesdienste nichts anderes zu Stande bringen, und bringen es auch zu Stande; denn ihr habt noch nicht bewiesen, daß ihr durch ein anderes Mittel als durch die Kirche das nämliche bewirkt als eben dieses Bessere, um deßwillen ihr unsern Gottesdienst nicht wollt. Ihr werdet den Widerspruch fühlen, was es heiße, den Zweck wollen aber das Mittel nicht, das zu diesem Zweck führt, die Frucht wollen und die Sonne nicht, die sie zeitigt.

Viertens aber, und das ist das Letzte, was ihr ergreifen wollt, um euch zu behaupten, — wenn dann dieses Ziel einmal erreicht ist, wenn alle von Sünden gelassen, alle von der Welt sich unbefleckt erhalten, alle Barmherzigkeit üben, dann doch wird unser Gottesdienst aufhören. Was dann sein wird, das weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß das nie so kommen wird: „denn das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf", und wenn es auch käme, daß gleichwohl wieder Gottesdienst sein würde: Ich habe gesagt, der Gottesdienst sei nur Mittel zu einem höhern Zwecke. Ja, er ist ein Mittel, daß wir Menschen werden, die in einem reinen, thatkräftigen, liebenden Leben vor Gott und in Gott wandeln. Aber gesetzt auch, wir kämen je einmal dahin, daß wir diese Menschen wären, würde dann aller Gottesdienst aufhören? Ach, wie müßte es solche Menschen drängen, das Lob Gottes gemeinsam zu verkünden, zusammen zu kommen zu einem Altar, da man hörte die Stimme des Dankens,

und da man predigte von allen seinen Wundern! Wie müßte da erst ein herrlicher, prächtiger Gottesdienst entstehen!

Oder ist das das Ganze unseres Gottesdienstes, Sünden bekennen und bereuen, Buße predigen, zurechtweisen und strafen? Nein, das ist eigentlich gar kein Gottesdienst; das gehörte außer die Kirche hinaus; das gehörte alles nur in die Vorhöfe, nicht in das Heiligthum. Leider ist durch unsere Sünde die Kirche fast ausschließlich nur ein' Krankenhaus. Aber sie sollte auch ein Haus sein für Gesunde. Nein, Gott loben und preisen aus innerer Freude und Fülle heraus, das wäre erst der rechte, herrliche Gottesdienst. Herr Gott, erbarme dich! ist ein gottesdienstliches Wort. Aber das andere: Herr Gott, dich loben wir! ist noch das schönere. Ihr seht, Geliebte, für den Gottesdienst ist gesorgt, gesorgt weil wir lange noch rufen müssen: Herr Gott, erbarme dich! gesorgt, weil man immer rufen würde: Herr Gott, dich loben wir!

Was sagt Jesus Sirach, Jesus Sirach, von dem ich euch mehrere Sprüche zu euern Gunsten angeführt habe? Jesus Sirach, der da spricht: Gottes Gebot halten, das ist ein reiches Opfer; Gottes Gebot groß achten, das Opfer hilft wohl. Wer Gott dankt, das ist das rechte Semmelopfer. Wer Barmherzigkeit übt, das ist das rechte Dankopfer. Von Sünden lassen, das ist ein Gottesdienst, der dem Herrn gefällt, und aufhören Unrecht zu thun, das ist ein rechtes Sühnopfer. Dieser Jesus Sirach, nachdem er diese fünf Verse hinter einander gesprochen hat, fährt dann gleich im sechsten und siebenten fort: Du sollst aber darum nicht leer vor dem Herrn erscheinen. Denn solches mußt du auch thun um Gottes Gebots willen. Das heißt wohl: Komm du gleichwohl zur Kirche; thue das eine und laß das andere nicht; denn während du von Sünden lassen willst, und wenn du das sogar außer der Kirche besser könntest als in der Kirche, so komme doch auch hieher; denn daneben kannst du Gott auch loben; du hast gewiß etwas, wofür du ihm Dank schuldig bist, und wärest ganz von Sünden frei, so bist Gott noch um so angenehmer; also komm auf jeden Fall! Denn, fährt er fort im achten und im neunten: „des Gerechten Opfer macht den Altar reich, und sein Geruch ist süße vor dem Höchsten. Des Gerechten Opfer ist angenehm, und desselben wird nimmermehr vergessen." Es ist der Gottesdienst etwas an sich schönes. Also ist der kurze Sinn: Thue das eine und laß das andere nicht; halte Gottes Gebot; bleibe unbefleckt von der Welt, oder hast du dich befleckt, laß von den begangenen Sünden; danke Gott, übe Barmherzigkeit und komm auch zur Kirche! Diese beiden haben Raum neben einander; sie schließen einander nicht aus.

Was sagt unser Text? Nicht, ich gehe zur Kirche und thue daneben, was mich gelüstet; sondern: Ich sitze nicht bei den eiteln Leuten, und habe nicht Gemeinschaft mit den Falschen. Ich hasse die

Versammlung der Boshaftigen, und sitze nicht bei den Gottlosen. Ich wasche meine Hände mit Unschuld, und halte mich, Herr, zu deinem Altar. Und halte mich, Herr, zu deinem Altar. Wir sollen die eiteln Leute meiden, nicht Gemeinschaft haben mit den Falschen, die Versammlung der Boshaftigen hassen, nicht bei den Gottlosen sitzen, und mit Unschuld unsere Hände waschen, oder wie ihr euch ausdrückt, rechtschaffen leben, oder wie Jakobus sagt: uns von der Welt unbefleckt erhalten und Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen, aber dabei auch zum Altar des Herrn uns halten, am Gottesdienst theilnehmen. Der Gottesdienst ist nicht, wie wir gesagt haben, nur Mittel, er ist auch Zweck; er ist auch etwas, das für sich seine Berechtigung hat, für sich da ist, um seiner selbst willen, um Gottes willen da ist. Es heißt auch Gottes Gebot halten. Der Gottesdienst ist auch ein Opfer, ein Werk, das wir Gott darbringen, eine Anordnung der Menschheit, der Gemeinschaft, der sich der Einzelne unterwerfen soll.

Ihr seht, es will kein Grund verfangen, den wir gegen den Gottesdienst einwenden, und keine Waffe helfen, die wir gegen ihn ziehen; denn wir kehren sie um und wenden sie gegen den, der sie geführt. Das Wort gegen den Gottesdienst wird gerade ein Wort für den Gottesdienst. Was können wir denn besseres thun? Wir wollen den Gottesdienst recht lieben! Ja, lieb haben wollen wir die Stätte des Hauses des Herrn, da man uns auffordert, von Sünden zu lassen und aufzuhören, Unrecht zu thun; da man uns auffordert, Liebe und Barmherzigkeit zu üben, und da man predigt alle seine Wunder! Amen.



Einwurf gegen den Gottesdienst, von der neuern Bildung hergenommen.

Text: 1. Thessalon. 5, 19—23.

Den Geist dämpfet nicht. Die Weissagung verachtet nicht. Prüfet aber Alles und das Gute behaltet. Meidet allen bösen Schein. Er aber, der Gott des Friedens, heilige euch durch und durch, und euer Geist ganz, sammt der Seele und Leib, müsse behalten werden unsträflich auf die Zukunft unsers Herrn Jesu Christi.

Die größte Schuld, warum wir den Gottesdienst nicht fleißiger und regelmäßiger besuchen, ist die Trägheit, Gleichgültigkeit und Rohheit. Zu dieser Rohheit kommt dann noch als viertes, oder eigentlich nur als eine besondere Art Rohheit der Unglaube. Denn der Unglaube, der bei jedem Anlaß sich über Dinge des Glaubens lustig macht, und meint, weiß wie witzig zu sein, wenn er mit wohlfeilem Spott das Herrlichste besudelt, ist nichts anderes als Rohheit. Von diesem Unglauben reden wir aber nicht; der Rohheit haben wir schon als einer der größten Ursachen an der Abnahme oder dem geringen Besuch des öffentlichen Gottesdienstes gedacht. Neben diesem Unglauben gibt es aber einen Unglauben, der anderer Art ist, es gibt einen ernsten, gewissenhaften Unglauben, der uns Achtung abnöthigt, der ein Zeichen ist von Denken, von Ernst, ein Zeichen, daß man das, was man zu seinem Wichtigsten, Heiligsten machen müsse, auch so viel als man es im Stande sei, erkennen und begreifen müsse, als Eigenthum und nicht als etwas blos Angelerntes, Bekommenes, Aeußerliches haben müsse. Es gibt einen Unglauben, der besser ist als mancher Glaube. Ja, Glaube und Unglaube sind überhaupt Begriffe, die nur beziehungsweise Geltung haben. Der sogenannte Ungläubige kann einen stärkern Glauben haben als der sogenannte Gläubige. Nur der Gegenstand des Glaubens ist ein anderer. Es kann einen Kirchenglauben geben, der nur gewohnheitsgemäß glaubt, der nur mit dem Kopfe und dem Munde glaubt und im Leben, in der Wirklichkeit, in den Thaten dem Christenthum nichts nachfragt, lebt wie er will, thut was er will. Ueber den Werth des Glaubens,

d. h. über den persönlichen Werth des Glaubens entscheidet überhaupt nicht der Gegenstand des Glaubens, sondern die Festigkeit, die Treue. Der Gegenstand des Glaubens ist natürlich von der höchsten Bedeutung; aber es ist das Sache der Erkenntniß; die Stärke des Glaubens ist Sache des Willens, der Persönlichkeit. Ich bin nicht immer Schuld, daß ich etwas nicht besser erkenne; aber daß ich das Erkannte treu und fest halte, das ist meine Sache; dafür bin ich verantwortlich. Wir sollen immer nach den höchsten Gegenständen ringen, aber auf jeder Stufe die erkannten fest und treu glauben. Es gibt einen kirchlichen Unglauben, der ein Zeichen ernster, treuer Arbeit ist, der gern wie andere, mit andern glauben möchte, der sucht, sinnt, forscht, dem es nicht wohl ist, aber der dennoch zu einem vollen, freudigen Glauben nicht kommen kann. Es ist, wenn er sich vorredet, es sei so, wie man ihm vorgebe, als ob immer noch etwas, eine Stimme im Verborgenen zurückbliebe, die da spräche: Und es ist doch nicht so! Dieses Unglaubens wollen wir heute gedenken.

Es bleibt uns nämlich von den Einwürfen gegen den öffentlichen Gottesdienst noch einer übrig, nämlich der: Wir kommen nicht zur Kirche, weil wir nicht mehr mit dem übereinstimmen, was ihr da thut und treibet; es ist zwischen uns und euch eine Kluft vorhanden, eine Verschiedenheit des Denkens und Glaubens. Also den Einwurf wollen wir heute behandeln, den man von der neuern Bildung her gegen unsern Gottesdienst erhebt.

Vater im Himmel, bekenne dich auch zu dieser Arbeit, indem du dich uns innerlich zu erkennen gibst, als den, welchen wir hier in herzlichem Glauben anbeten und verehren! Amen.

I. Also den Einwurf wollen wir heute behandeln, den man von der neuern Bildung her gegen den Gottesdienst erhebe. Da werdet ihr mir bemerken, warum ich so plötzlich an die Stelle des bis jetzt genannten Unglaubens die neuere Bildung setze, ob denn das das gleiche sei. Hierüber habe ich mich zu erklären. Wie verhält sich für's erste die neuere Bildung zum Kirchenglauben? Es wäre durchaus ungenau, wenn ich behaupten wollte, die Gebildeten stehen auf Seite des Unglaubens, und der Glaube sei noch bei den Ungebildeten, bei dem, was man eigentlich das Volk nennt, zu suchen. Nein, sehr viel der Gebildeten stehen auf Seite des Kirchenglaubens; in neuerer Zeit namentlich ist ein entschiedener Zug zum Glauben bei den höhern und gebildeten Klassen, die vielleicht vor fünfzig Jahren noch gemeint, es gehöre zum guten Ton, nicht zu glauben wie das Volk, für das Volk sei der Glaube. Umgekehrt trifft man unter dem Volk, wenigstens bei uns, bei städtischer Bevölkerung, bei industrieller Bevölkerung, auf dem Lande gewiß eben so viel Unglaube als unter den höhern und gebildeten Klassen. Bei stiller, abgeschlossener Landbevölkerung, die noch die ursprünglichen Gewerbe der Viehzucht und des Ackerbaus

treibt, mag allerdings der ungebrochene Glaube noch eher beim Volk zu finden sein. Bei uns gibt es unter je den Aermsten, Ungebildetesten einen Unglauben, daß ihn die Gelehrten nicht prächtiger haben könnten. Man muß nur etwa hören, wie da geredet wird, wo man sich ganz unbeachtet glaubt, wo man unter seines gleichen sich befindet und sich ganz gehen läßt, im Wirthshause, wenn der Kopf vom Weine etwas angezündet und die Gedanken beflügelt sind, oder wo vielleicht mißmuthige Arme, verdrießliche Arbeiter zusammen kommen.

Zweitens sage ich in Bezug auf den Unglauben der Gebildeten: Nicht alles, was der Kirche gegenüber als Unglaube erscheint; nicht alles, was in der heutigen Zeit lebt, gedacht und geglaubt wird; nicht alle Bestrebungen und Richtungen der heutigen Zeit sind Unglaube. Ich habe schon in der Einleitung gesagt, daß mancher sogenannte Unglaube Glaube sei, tieferer, besserer, festerer, treuerer Glaube als der sogenannte Glaube. Aber das sage ich: vom bisherigen Kirchenglauben weicht die heutige Zeit, die heutige Bildung und Wissenschaft doch ab. Viele sind, die mit der bisherigen Kirche zerfallen sind, die da sagen: was ihr da thut und treibet, thun und treiben wir nicht mehr; es ist eine Kluft zwischen uns und euch vorhanden. Von diesem Unglauben wollen wir reden und diesen Unglauben und die neuere Bildung werden wir doch neben einander stellen dürfen. Das wird doch Jedermann zugestehen, daß in Bezug auf den alten Kirchenglauben die ältere Zeit eine gläubigere war als die neuere Zeit. Beispiele von Unglauben, von Abweichungen vom allgemeinen Kirchenglauben kamen zu allen Zeiten vor; die Kirchengeschichte ist stets auch eine Ketzergeschichte; neben den rechtgläubigen Kirchenlehrern und Versammlungen gehen immer auch nebenher sogenannte Ketzer, Irrlehrer und Gemeinschaften von Andersgläubigen; neben der Kirche gab es von jeher auch Sekten. Aber doch im Ganzen und Großen war die alte Zeit kirchengläubiger.

Was sollen wir nun dieser Parthei gegenüber sagen und thun? Wollen wir denken: Sie sollen glauben, was sie wollen und bleiben, wo sie mögen; wir gehen unsere Wege unbeirrt! Nein, so denken wir nicht. Wohl spricht man manchmal von kirchlicher Seite und zwar von maßgebender vornehm über die Ungläubigen ab, oder ignorirt sie vornehm. Aber ich halte dafür, das sei am unrechten Ort. Diese sogenannten Ungläubigen bilden eine sehr beachtenswerthe Parthei und unter den Fragen: wie können wir die Leute wieder zur Kirche zurückführen? hätte auch die ihre Berechtigung: Ist etwa die Kirche nicht vielleicht selber mit Schuld daran? Liegt auch in der Kirche etwas, warum viele nicht im Gottesdienst erscheinen? Ist es nicht an der Zeit, daß die Kirche mit der Zeit vorwärts schreite, mit der neuern Bildung und Wissenschaft sich in Einklang setze?

Was haben wir dieser Parthei gegenüber zu thun? Für's Erste: Wir sollen sie nicht vornehm ignoriren, sondern mit ihr reden, uns

mit ihr in's Einvernehmen setzen. Man hat in der Kirche von jeher über Glaubenssachen geredet. Die Sätze des Glaubens, ihre Zusammenstellung fielen nicht fertig vom Himmel herunter; Menschen haben diese Glaubenssätze aufgestellt; Menschen haben aus der heiligen Schrift bestimmte Sätze ausgezogen und in Bekenntnisse zusammengestellt. Vom Himmel fiel gar nichts herunter, nicht einmal die Bibel. Ich will euch sagen, was vom Himmel herunter fiel; Moses und die Propheten und der Herr Jesus Christus, ihr Geist, ihr Leben, ihre Lehre kam vom Himmel, und ihr Geist, ihr Leben, ihre Lehre lebt in der Welt. Dieser große Geistes- und Lebensstrom, der in der Welt ist, der ging von ihnen aus, von ihrem Leben, kam vom Himmel. An ihren Worten berichtigt sich dieser Lebensstrom, aus ihren Worten schöpft dieser Lebensstrom fortwährend auch; aber ihr wirkliches Leben, ihr Thun und Leiden, ihr mündliches Wort hat dieses Leben in der Welt erzeugt. Die Worte über sie, von ihnen, sind uns von Menschen in der heiligen Schrift aufgeschrieben worden, aber nicht in der Weise wie man jetzt Photographien machen kann, auch nicht auf der Stelle, nicht in sclavischer, knechtischer Weise, sondern nach einer kürzern oder längern Zeit und in freier Weise. Die heiligen Schriften sind nicht diese Männer selber, nur das beste, vollständigste Zeugniß über sie. Menschen haben die heilige Schrift geschrieben, Menschen haben gewisse Sätze aus ihr ausgezogen und in kurze Bekenntnisse zusammengestellt. Ueber diese Auszüge, über diese Zusammenstellungen hat die Kirche verhandelt, disputirt und beschlossen. Dieses Recht, über den Glauben zu reden, zu ändern hat jede Zeit, hat auch unsere Zeit. Und wo eine so große Zahl, wie es jetzt der Fall ist, sich außer die Kirche hinausstellt, von der bisherigen Lehre abweicht, da wäre es an der Zeit, daß man wieder mit einander redete, „den Geist nicht dämpfte, sondern Alles prüfte und das Beste behielte.“ Ich meine nicht, daß jedesmal geändert werden müßte, es könnte ja gar oft der Fall sein, daß nichts verändert würde. Aber würde etwas geändert, so hätte das dann wieder als Ausdruck dieser Zeit, dieser Versammlung Geltung für die Gemeinschaft.

Man sagt von unserer Zeit, sie sei nicht geeignet, Glaubensbekenntnisse aufzustellen, überhaupt aus dem Glauben zu reden, Kirchenordnungen zu schaffen; man würde mehr verderben als nützen. Das kommt mir immer als etwas höchst Einfältiges vor und ist im Grunde nichts als eine elende Furcht. Sollte nicht eine in Glaubenssachen so aufgeregte und angeregte Zeit, wie die unsrige eine ist, geeignet sein, aus dem Glauben zu reden? Es ist nichts als eine elende Furcht. Man meint, die Welt fiele zusammen, wenn diese alten Bekenntnisse wegfielen. Ach, die Welt fällt deßwegen nicht zusammen, fällt wegen Worten nicht zusammen. Fällt sie zusammen, so thut sie's, weil sie sonst nichts werth ist; Worte halten die Welt nicht und fällen sie nicht; Sachen halten die Welt und fällen sie. Die alten Bekenntnisse

sind auch nicht mehr vorhanden; sie liegen unbeachtet im Staub, und die Welt steht doch. Man will nur mehr scheinen, als man ist, meint sich, mit solchen alten, staubigen Papieren, unter denen das Leben schon längst hervorgekrochen ist und sich selbstständig in der Welt bewegt, zu schützen. Sind wir glaubensarm — aber das müßte sich erst noch zeigen, denn orthodox sein, heißt noch nicht glaubensstark, reich und weise im Glauben sein — so wollen wir auch in unsern Bekenntnissen und Kirchenordnungen es sein. Wir wollen nur sein, was wir sind; dann ist wenigstens Wahrheit in uns, und das ist schon ein Gewinn. Es kommt dann vielleicht wieder einmal eine andere Zeit, wo man wieder anders denkt und glaubt und wo man unsere Bekenntnisse und Ordnungen als zu arm und elend auf die Seite wirft. Dazu hat jene Zeit ihr Recht auch wieder. Aber wollen wir für unsere Zeit kein Recht?

Und wenn wir dann zu einer solchen Glaubensprüfung zusammen kommen, wollen wir die Rathschläge benützen, die uns der Apostel Paulus gibt, der gesprochen hat, wir sollen den Geist nicht dämpfen, die Weissagung nicht verachten, Alles prüfen; wir wollen erstens meiden allen bösen Schein. Wir wollen nichts thun, was Aergerniß und Anstoß geben könnte, ohne daß es zur Sache beiträgt, hilft und fördert, Niemanden ohne Noth verletzen. Zweitens sagt der Apostel: „Er aber, der Gott des Friedens, heilige euch durch und durch, und euer Geist ganz sammt der Seele und Leib müsse behalten werden unsträflich auf die Zukunft unsers Herrn Jesu Christi.“ Es ziehen sich oft Leute von der bestehenden Kirche zurück, weil es ihnen an der Liebe fehlt, an der Liebe zu den Brüdern, die es zu retten, zu bewahren, zu befestigen gilt, die wir zu belehren, zu erquicken haben. Wir wollen uns oft von der bestehenden Kirche trennen, weil uns der rechte Sinn für die Gemeinschaft fehlt, weil wir lieber selbstsüchtig und hochmüthig für uns allein lebten, für uns lieber etwas Besonderes hätten. Das ist aber nicht unsere Bestimmung; wir sind eine Gemeinschaft, für einander bestimmt, einer soll des andern Hüter sein. O, wenn es euch an diesem Sinn für Gemeinschaft fehlt, so schützet nicht andere Ueberzeugungen, andere Erkenntnisse, einen andern Bildungsgang vor! Höher als Erkenntnisse, höher als Bildung, höher als eine andere Anschauung ist die Liebe. Wenn es euch an dieser Liebe fehlt, wollen wir nichts wissen von euern Aenderungen.

„Der Gott des Friedens heilige euch durch und durch.“ „Stellet euch nicht dieser Welt gleich, sondern verändert euch durch Verneuerung euers Sinnes, auf daß ihr prüfen möget, welches da sei der gute, der wohlgefällige, und der vollkommene Gotteswille.“ (Röm. 12, 2.) „Nichts thut durch Zank oder eitle Ehre, sondern durch Demuth achtet euch unter einander einer den andern höher, denn sich selbst.“ (Phil. 2, 3.) „Einer komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor.“ (Röm. 12, 10.) Wenn wir zu solchem Glaubenswerk zusammen

treten wollen, so stellen wir uns dar unsträflich und untadelhaft. Schon in einer einfachen Haushaltung mögen wir nur von dem Hausvater, von dem Familiengliede Neuerungen annehmen, das ein rechtes, achtungswerthes Familienglied ist. Wer in der Gemeinde Neuerungen anbringen will, den sehen wir zuerst an, ob er ein braver Mann, ein Ehrenmann sei; sonst wollen wir nichts von ihm wissen. Wenn wir zu solchem Glaubenswerk zusammen treten wollen, so stellen wir uns zuvor dar unsträflich und untadelhaft, so weit das in unsern Kräften steht. Dann wenn wir nichts thun um eitler Ehre willen, einer den andern höher achten als sich selbst, einander mit Ehrerbietung zuvorkommen, prüfen, welches da sei der gute und vollkommene Gotteswille, dann hat gewiß Niemand für den Glauben zu fürchten; dann darf der Kirchengläubige getrost sich herbeilassen; der Kern des Evangeliums, das Wesen des Christenthums wird von solchem Kampf unberührt bleiben, ja wird immer schöner und herrlicher aus ihm hervorgehen.

II. Die neuere Bildung ist aber nicht bloß Unglaube, abweichende Meinung von dem feststehenden Kirchenglauben. Sie stellt noch andere Forderungen an unsern Gottesdienst. Es heißt in unserm Text: „Den Geist dämpfet nicht. Die Weissagung verachtet nicht." In der ersten christlichen Gemeinde war ein reges Geistesleben. Es sprach sich in ihren religiösen Versammlungen nicht immer nur einer aus; wem der Geist zu reden gab, der redete. Es mochte dabei wohl vorkommen, daß einige christlicher sein wollten als Christus, paulinischer als Paulus, oder daß sie Paulo, Apollo, Petro mehr anhingen als Christo. Aber es war so viel Geistesleben vorhanden, daß man auch abweichende Ansichten sich aussprechen ließ, dieses Ueberfluthen des Geistes wohl dulden konnte. Jetzt ist es anders, der Strom des Geistes ist innerhalb der christlichen Versammlungen in ein gesetzliches Bett geleitet; es redet immer nur einer öffentlich; die andern sind, ich weiß nicht ob durch Schuld der Geistlichen oder durch eigenes sich Zurückziehen zu bloßen passiven Zuhörern und Empfängern geworden. Damit hat innerhalb der Gemeinde das Geistesleben Schaden gelitten. Es ist nun nicht meine Meinung, daß der öffentliche Gottesdienst ein Religionsgespräch werden soll, eine Versammlung da man disputirt, meine auch nicht, daß jeder Beliebige im Gottesdienst auftreten, beten oder reden solle. Aber für's erste sollte es außerhalb des Gottesdienstes noch einen Ort, eine Gelegenheit geben, da der Geistliche und die Gemeinde in lebendigem Wechselgespräch, in gegenseitigem Austausch der Gedanken einander belehren, fördern, anregen könnten, da ein reges Geistesleben gepflegt und gehegt würde.

Jetzt schließt sich mit der Konfirmation aller Verkehr mit den Erwachsenen ab; der Geistliche wird nur Spender, der Laie nur Empfänger; das geistige Leben, der Verkehr, der sich gewiß manchmal

zwischen beiden einstellt, muß stille, todt gemacht werden. Für's zweite sollte im Gottesdienst nicht nur einer, der Geistliche thätig, im Gottesdienst sollten wir alle thätig sein, alle etwas gelten. Wie's jetzt ist, sind die Laien nur Nullen, erst mit dem Pfarrer vorn dran werden sie eine Zahl; das sollte aber nicht sein. Erst wenn man bei einer Sache auch betheiligt ist, bethätigt ist, bekommt sie einen Werth für uns, lieben wir sie, sind wir dabei. Ich bin freilich kein unpartheiischer Beurtheiler; ich bin Pfarrer und schon lange Pfarrer gewesen; aber es ist mir, ich hielte es nicht aus, Sonntag für Sonntag nur in den Gottesdienst zu kommen, um zu sitzen und zu hören. Wie steht es denn gewöhnlich mit der Betheiligung am Gottesdienst? Man singt. Wie verhält es sich mit diesem Singen? Ein großer Theil der Kirchgänger singt nicht; andere singen nicht, die singen könnten. In der Kirche ein Gesangbuch vor sich haben und etwas mitsingen ist bei diesen meistens leichten Kirchenliedern nicht schwer. Da gäbe es gewiß nur wenige, die gar keine Fähigkeit zum Singen hätten, und selbst diese äußerst wenigen, was schadete es, wenn sie ein Gesangbuch mit sich nähmen, das Gesangbuch öffneten und wenigstens mit den Augen den Worten des Liedes folgten. Wie viel wird gesungen? Wenn man vor der Predigt drei Verse singen soll, so hält man das schon für sehr viel; am liebsten hat man zwei Verse und einen nach der Predigt. Natürlich! Eine große Manigfaltigkeit in den Melodien haben wir nicht. Wenn viele nicht mitsingen und die Worte nicht mitlesen, und aus dem Singen heraus hört man sie nicht immer deutlich, so muß es einem bei den sehr bekannten Melodien zu langweilig vorkommen, wenn's irgendwie lang währt. Die Wenigen, welche singen, singen oft auch ohne Andacht, ziemlich gewohnheitsgemäß, so daß es für sie und die sie hören, kein sonderlicher Genuß ist. Begreiflich, daß man es dann nicht zürnt, wenn's bald zu Ende ist. Wann wird gesungen? Am Anfange des Gottesdienstes und am Schluß. Unwillkürlich erscheint so das Singen nur als ein Rahmen, der den Gottesdienst einfaßte. Aber dieser Gottesdienst selber? Das Beten ist auch nicht recht Sache des Herzens; man betet selber nicht mit, hört den Pfarrer nur an und findet es bald zu lang. Man eilt der Predigt zu. Ist die Predigt gut, nun, so ist doch etwas gut. Aber allemal ist sie's nicht. Aber sie ist doch der Mittelpunkt; alles eilt auf sie zu. Fehlt sie, so haben wir Rahmen und kein Bild. Im Gottesdienst ist nicht eines der Rahmen und ein anderes das Bild. Der Gottesdienst ist ein Gewächs, keine Schaale und ein Kern. Alles ist Schaale und alles ist Kern, der Gottesdienst ist eine Pflanze. Ist aber die Wurzel, dieses braune, feine, gegliederte Gebilde nicht auch zum Wesen der Pflanze gehörend, nicht auch etwas Schönes? Die Stengel, die Blätter gehören sie nicht auch zur Pflanze; sind sie nicht auch schön? Eine leere Blume mit kurz abgebrochenem Stiel ist gar nichts Schönes. Die ganze Pflanze

ist das Schöne, alles gehört zu ihr, alles ist Wesen. Die Schaale selber ist verbunden und verwachsen mit dem Kern. Ein leerer Kern ist nichts Schönes, eine Nuß sammt Kapsel und Stiel und einer Anzahl Blätter, das ist etwas Schönes. Der Gesang ist nicht blos der Rahmen, die Einfassung der Predigt; der Gesang ist wie alles andere im Gottesdienst ein sehr wesentliches Stück des Gottesdienstes, ist mit demselben innig verwachsen. Darum sollten wir alle singen, alle mit Andacht, mit Eifer und Fleiß singen. Nicht wahr, vom Pfarrer verlangt man, daß er sich auf die Predigt vorbereite, daß er sie klar, deutlich, fest, schön vortrage? Aber singen kann man, wies kommt. Nein, liebe Gemeinde, singen muß man mit Sorgfalt, mit Eifer, mit Fleiß. Der Gesang ist hauptsächlich die Mitwirkung, die Mitbetheiligung der Gemeinde beim Gottesdienste. Reden kann die Gemeinde nicht, alle können nicht eine längere Rede, einen längern Spruch mit einander schön sprechen. Reden könnte die Gemeinde allenfalls so, daß sie nach dem Gebet des Vor- und Lautbetenden das Amen spräche, nicht in der Weise, daß die Gemeinde nur aufzumerken hätte, wann das Gebet des Pfarrers zu Ende und dann einfiele im rechten Augenblick mit ihrem Amen. Nein, dazu wäre nöthig, daß jeder das Gebetbuch vor sich hätte, nicht hinauf zum Pfarrer blickte und dann, wenn das Gebet zu Ende, ein Amen spräche. Es käme dann dieses Amen als ein natürliches von selbst; es wäre nicht dieses künstliche, äußerliche Aufpassen und Einfallen, wobei man mit Herzklopfen oder auch mit Leichtsinn den rechten Zeitpunkte erpaßte. Aber freilich, das könnte man nur, wenn das Beten überhaupt, das Beten auch daheim wieder mehr Herzenssache geworden wäre. Reden könnte die Gemeinde, indem sie auf den Gruß des Geistlichen: Der Herr sei mit Euch!" antwortete: „Und mit deinem Geiste!" und bei Sprüchen, als da sind: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden!" einfiele mit dem Schlusse: „Und an den Menschen ein Wohlgefallen!" Es könnte auch bei gewissen Anlässen vorkommen, daß ein Sohn, eine Tochter aus der Zahl der Konfirmanden ein Gebet, ein Bekenntniß, ein Zeugniß vortrüge. Aber die meiste, die regelmäßige, die hauptsächlichste Betheiligung der Gemeinde fände Statt im Gesang. Singend würde die ganze Gemeinde bekennen, beten, loben. Aber dazu wäre eben nöthig, daß alle am Gesange Theil nähmen, daß der Gesang nicht blos der Rahmen des Gottesdienstes wäre, sondern eingefügt als ein Hauptstück an mehrern Orten des Gottesdienstes, z. B. in folgender Weise:

Am Anfang, nachdem die einläutenden, sammelnden Glocken verstummt, alles geordnet nach Geschlecht, Alter und Stand, Platz genommen, jeder still für sich gebetet und alles ruhig geworden, ertönte ein Lied: „Sursum corda! Hinauf die Herzen! ein Lied allgemeinen, religiösen, gottesdienstlichen Inhaltes, ein Vers nur. Dann folgte ein Gebet, kürzer als unser jetziges Gebet vor der Predigt; ja ich würde

alle unsere Gebete kürzer machen, als sie jetzt sind, ein Gebet, etwa des Inhalts: Wir sind hier versammelt, dich, Gott, zu loben und zu verehren. Wir heben unsere Herzen und Hände hinauf zu dir. Aber wir sind nicht würdig, in deinen Vorhöfen zu erscheinen; wir sind ein Volk unreiner Lippen und wohnen unter einem Volke von unreinen Lippen. Darum vergib uns unsere Sünden, mit denen wir vielfach, in Gedanken, Worten und Werken wider dich gesündigt haben. Reinige uns, weihe uns, heilige uns! Die Gemeinde antwortete Amen. Darauf das Predigtlied, zwei, drei Verse, je nach der Länge. Der Pfarrer betritt die Kanzel. Er spricht: Der Herr sei mit Euch! die Gemeinde antwortet: Und mit deinem Geiste! Verliest ein Schriftwort und legt es in einer Predigt aus. Nachher tritt er wieder an den Altar, betet, lobt Gott für alle seine Gaben und Gutthaten, bittet um seinen fernern Schutz, legt Fürbitte ein für alle Menschen, alle Stände, alle Beschäftigungen. Beim Sprechen des Unser Vaters läutet ein Glöcklein im Thurm zum Zeichen für alle Menschen, die nicht in der Kirche sind, für Kranke, sonst Verhinderte, Entfernte, daß jetzt das heilige Unser Vater gebetet werde. Sie sollen auch mitbeten. Nun folgt ein Lob- und Danklied. Wenn es recht im Zuge ist, wenn die Orgel rauscht, ihre tiefsten und höchsten Töne anstimmt, fangen die Glocken im Thurme zu läuten an, eine Glocke, zwei Glocken, alle Glocken; an Festtagen mischt sich im Höhepunkt Donner der Geschütze, vom schwächern bis zum stärksten ansteigend und so wieder nachlassend ein; die Glocken hören später nach und nach auf, der Gesang wird sanfter, er verstummt. Der Priester segnet die Gemeinde mit dem Aaronitischen Segen. Sie antwortet singend: „Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, Und die Liebe Gottes, Und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit uns allen! Amen.“ Eine Glocke läutet aus; mit einem stillen Gebet verläßt man die Kirche.

So wäre also der Gesang, der das einemal Gemeindegesang, das andermal Chorgesang, das drittemal Sologesang wäre, eingefüget in den ganzen Gottesdienst als organisch mit demselben verwachsen und verbunden. Gehen wir nun über zum Gebet und fragen hier, wie es mit unserer bisherigen Betheiligung stehe. Wir werden es zwar hier kürzer machen können, indem wir schon gesagt, wo es vorkommen und wie es beschaffen sein sollte; ja wir haben auch schon gesagt, daß wir wie unsere Gesangbücher unsere Gebetbücher haben sollten. Ob sie ein besonderes Buch oder mit dem Gesangbuch vereinigt sein sollten, ist nur eine äußerliche Sache; am richtigsten wären sie mit dem Gesangbuch zu einem Buch verbunden. Aber alle kirchlichen Gebete sollten drin stehen. Die Zahl der Lieder dürfte dann um so viel beschränkter sein.

Wie steht es mit unserer Betheiligung beim Gebet? Wir hören die Gebete nur an; freilich trägt dazu der Umstand mit, daß sie von der Kanzel vorgetragen werden, von der aus die Predigt gehalten

wird. Sie gehören aber an den Altar und sollten nicht vorgetragen sondern laut gebetet werden. Zu Zeiten ein stilles Vaterunser am Altar wäre wohl auch an seinem Ort. Wir sollten die Gebete still mitbeten. Dazu gehörte, daß wir unsere Bücher vor uns hätten und wenn nicht Wort für Wort ängstlich nachsuchten, so doch die Gebete Wort für Wort still nachsprächen, nachdächten. Der Vorbetende sollte langsam beten, die Gebete sollten kurz sein.

Aber daß es zu solchem Beten kommt, dazu erforderte es größerer Vorbereitung; dazu wäre erforderlich, daß ein anderer Gebetssinn und Gebetsgeist unter uns käme, daß man bei Hause wieder betete, daß bei Hause Hausgottesdienst gehalten würde. Wenn man bei Hause nichts vom Beten weiß, so ist man in der Kirche ein Fremdling. Oder muthete es euch nicht wie ein fremdes Ding an, wenn ich euch zumuthete, ihr solltet Gebetbücher mit euch bringen, Gebetbücher offen vor euch haben oder nur alle die Hände falten und leise in Gedanken mitbeten? Aber das Beten macht uns verlegen. Das sollte nicht sein, bei Hause sollte man beten, bei Hause sich beugen vor Gott; dann wüßte man sich auch zu beugen in seinem Heiligthum, in der Kirche.

III. Außer der zu geringen Betheiligung der Gemeinde hat unser Gottesdienst aber noch andere Mängel. Ein Hauptmangel, dessen wir hier noch gedenken wollen, ist seine Leere, seine bloße Verständigkeit. Es fehlt unserm evangelischen Gottesdienst zu sehr das, was unmittelbar, ohne Worte an das Gefühl, an das Herz spricht. Unsere Kirchen sind zu öde; unser Gottesdienst ist zu vorwiegend nur belehrend, nur in Worten, statt in Handlungen, in Darstellungen bestehend; die religiöse Kunst ist zu wenig vertreten.

Warum wollen wir von diesen Dingen noch immer nichts wissen? Das sei katholisch! Als ob katholisch und verderblich, katholisch und nichts werth gleichbedeutend wären. Auch im Katholischen muß man untersuchen, was schlecht und was gut sei. Man wird doch auch nicht sagen wollen: Das ist reformirt, d. h. das ist gut. Auch im Reformirten muß man untersuchen, was gut und was nicht gut sei. An beiden Orten ist Gutes und an beiden Orten Schlechtes. Ein Katholik und ein Protestant sind nicht ganze Menschen, sind nur Brüche; der Katholicismus ist nicht das Vollkommne und der Protestantismus nicht. Wie die Thiere der auseinander gerissene Mensch sind, so sind Katholicismus und Protestantismus auseinander gerissene Hälften, Bruchtheile. Der Mensch ist das zusammengesetzte Thier nach Ansichten von Naturforschern. Eine Vereinigung von Katholicismus und Protestantismus wäre das Rechte.

Warum wollen wir von diesen Dingen nichts wissen? Das führte uns wieder in den Katholicismus zurück, in's Mittelalter, unter die Herrschaft der Priester. Das werdet ihr doch nicht im Ernst

glauben, daß wir Leute des neunzehnten Jahrhunderts, gebildete, aufgeklärte Protestanten uns zurücktreiben ließen in's Mittelalter, unter die Herrschaft von Priestern, die nicht mehr sind als wir Laien, daß wir katholisch würden, wenn unsere Kirchen statt leerer Wände und voll von Stühlen ein paar schöne Gemälde, ein paar schöne Bilder hätten, einen Christus, Moses oder Elias, oder wenn wir die mächtigen Töne einer Orgel durch die Kirchenräume rauschen ließen. Nein, eine solche Gespensterfurcht traue ich keinem unter euch zu.

Diese Kunst, diese Poesie würde das Wort verdrängen! Ach das Wort verdrängen! Leben wir denn noch im Mittelalter, wo viele Geistliche weder schreiben noch lesen konnten; wo man nur hebräische, griechische und lateinische Bibeln hatte und keine einzige in der Landessprache; wo in hundert Fällen nur einmal gepredigt wurde; wo man überdieß meistens noch in lateinischer Sprache predigte? Das Wort würde verdrängt werden, wo jetzt so viele Schulen, so viele Bücher sind; wo alle Wissenschaften frei sind, alle Glaubensbekenntnisse und Kulte frei sind; wo man um des Glaubens und um des Unglaubens willen Niemanden mehr ein Haar krümmen darf; wo Bibeln und Neue Testamente in allen Häusern sind? Das Wort würde verdrängt! Würde man nicht mehr predigen, nicht so schön und so gut predigen als jetzt, wenn eine schöne Orgel, heilige Musik, schöner Gesang, alle Gedanken und Sinne des Herzens weckte, höbe; wenn schöne Erinnerungen, Umgebungen, die heiligen Gestalten und Ereignisse des alten Testamentes, Christus und seine Apostel, edle große Kirchenmänner unsere Seele erfüllten? Dann würde man religiös predigen, geweiht predigen, predigen und nicht bloß reden über diese und jene nützlichen Dinge des Lebens, die auch besprochen werden sollen, aber nur nicht in der Kirche; für die heutzutage Raum und Gelegenheit geboten ist in Büchern, in Versammlungen, in Vorlesungen für Gebildete und für Ungebildete.

Der heilige Ernst, die einfache, strenge, eherne Sittlichkeit würde verdrängt unter diesem weichen, sanften Kunstwesen! Aber wird sie denn gepflanzt, wenn wir jetzt nicht zur Kirche kommen? Wird die einfache, strenge Sittlichkeit gepflanzt, wenn wir kalt, gleichgültig, gewohnheitsmäßig hieher kommen, wenig Erbauung, wenig Freude, wenig Anregung finden? Wahrlich, so könnte es aussehen bei Bildern, Musik und Altar! So viel Freche, Trotzige, Müssiggänger, Grobe, Rohe in den Haushaltungen könnte es geben wie jetzt. Ist denn diese Kunst, oder was wir wollen, nur etwas Weichliches und Sanftes? Etwas Sanftes dürfte es sein; denn wahrlich, unser rohes Wesen hätte etwas Sanftes nöthig. Und Weichliches? Ein ernstes Moses- und Eliasantlitz hat nichts Weichliches! Ein Christus am Kreuz hat nichts Weichliches! Ein mächtiger Ton der Orgel schläfert weniger ein als ein gleichgültiges, freudloses Singen.

Nein, nein, wir sollten stark genug sein, jetzt Kunst und Poesie, Schönheit im Gottesdienst zu ertragen. Wir sollten uns einmal aufraffen. Das Gefühl hiefür ist längst vorhanden. Man sollte nur einmal anfangen. Heutzutage wo man Belehrung überall findet; wo so viel Schulen sind, so viel Bücher, so viel Versammlungen, sollte man den Gottesdienst nicht auch noch zu einer bloßen Belehrungsanstalt, zu einer Schule machen. Im Gottesdienst sollte man etwas finden, das man außer ihm nicht überall auch haben kann. Die Kirche sollte außen und innen das schönste Bauwerk sein; da sollte man die schönsten Bilder, natürlich heilige, sehen, die schönste Musik, natürlich heilige, den schönsten Gesang, natürlich heiligen, hören können. Da sollte man etwas sehen, hören, empfinden, was man sonst daheim, an andern Orten nicht sieht, hört und empfindet; da sollte alles zusammen stimmen, daß die Herzen aus der Werktagsstimmung heraus in eine Feiertagsstimmung versetzt würden. Sursum corda! Hinauf die Herzen! sollte uns alles zurufen. Wenn man beim Eintritt in die Kirche nicht unwillkürlich gehoben wird, hat's schon gefehlt. Wo die Predigt, wie's jetzt bei uns der Fall ist, alles thun muß, da ist ihr zu viel aufgebürdet. Sie kann nicht für alle Mängel einstehen. Unter diesem drückenden Gefühl: die Predigt muß alles leisten, wie sie's bei unserm kühlen, leeren Gottesdienst in der That muß, läßt sich nicht frei und fröhlich predigen. Sie leistete viel mehr, wenn sie nur als ein dienendes Glied auch eingefügt wäre an ihrem Ort.

Es ist begreiflich, daß man in der Reformation, da alles in einem mächtigen Streit und Kampf lang, dürstete nach der Predigt, nach Belehrnng, nach Aufklärung, nach Bildung, nach Verständigung. Es ist begreiflich, daß man nach der Reformation, nachdem man lange mit bloßem, unverstandenem Ceremonienwesen war abgespiesen und hingehalten, geistig unterdrückt, todt gemacht worden war, dürstete nach dem Wort Gottes, nach deutschem, Jedermann verständlichem Wort Gottes, und daß man nicht genug bekam an einer, an zwei Sonntagspredigten, daß man Wochenpredigten noch wollte, daß man alles Ceremonienwesen entfernte, alles entfernte, was daran erinnerte oder wieder dahin zurückführen konnte. Aber diese Zeit ist vorbei. Ich denke, seit dreihundert Jahren ist doch manches anders geworden. Wir haben jetzt schon lange Gottes Wort gehört; wir sind durch das viele Predigen ernüchtert. Wir hätten jetzt Lust nach anderer Speise. Aber nein, diese andere Speise reicht man dir nicht; du mußt immer noch fortfahren, deine blöden, wässerigen Speisen zu genießen. Denn wahrlich, so muß dieses ewige Predigen auf uns wirken.

Wollen wir das nicht bald ändern? Wollen wir nicht bald einen Anfang machen? O, das Gefühl hiefür wäre allgemein vorhanden. Es will nur Niemand das Wort sprechen. Und seien wir ehrlich: man will für solche Dinge, für Ausschmückung der Kirchen in unserer Zeit, da man nur für das Nützliche sorgt, nicht gern Geld

ausgeben. Man schämt sich auch vor den Katholiken; man möchte nicht gern von ihnen etwas annehmen, nicht gern zu ihnen zurückkehren, nicht gern es bekennen, daß sie nicht in allen Dingen im Unrecht gewesen. O, solcher Stolz, der nichts lernen will, ist nicht vom Guten, der schadet Niemandem mehr als dem, der ihn hat. Lernen wir nur von ihnen! Sie sind die ältern als wir, und sie haben auch von uns gelernt. Die heutige katholische Kirche, namentlich in der Schweiz und in deutschen Landen, ja überall, wo sie mit Protestanten zusammenwohnt, ist nicht mehr die katholische Kirche, wie sie vor der Reformation war. Sie hat von protestantischer Wissenschaft viel angenommen. Wollen wir von katholischer Kunst nichts annehmen?

O, daß eine Zeit bald käme, wo man zu einem neuen Glaubenswerke sich vereinigte, wo die Gemeinde der Feiernden eine lebendige, gemeinsam Gott lobende wäre, wo man Gott lobte nicht bloß mit klaren, verständlichen Worten, nein, auch mit hellen Cymbeln und Pauken.

„Lobet den Herrn in seinem Heiligthum; lobet ihn in der Feste seiner Macht; Lobet ihn in seinen Thaten; lobet ihn in seiner großen Herrlichkeit; Lobet ihn mit Posaunen; lobet ihn mit Psalter und Harfen; Lobet ihn mit Paucken und Reigen; lobet ihn mit Saiten und Pfeifen; Lobet ihn mit hellen Cymbeln; lobet ihn mit wohlklingenden Cymbeln. Alles, was Odem hat, lobe den Herrn, Hallelujah!“ Amen.

Der Segen des Gottesdienstes.

Text: Psalm 84, 2—5.

Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlanget und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn; mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott. Denn der Vogel hat ein Haus gefunden, und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hecken, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott. Wohl denen, die in deinem Hause wohnen, die loben dich immerdar, Sela.

Unsere Väter haben uns dieses Gotteshaus hingestellt. Es ist ein Denkmal ihres religiösen Sinnes, aber auch ein Denkmal ihrer Liebe zu uns; denn das sagten sie sich wohl tausendmal, als sie die Steine zusammen trugen und zu Mauern aufführten: „Das thun wir für unsere Kinder und Kindeskinder. Wie werden die einst eine Freude haben an diesem Gotteshause!" Wir sind diese Kinder und Kindeskinder; wir erkennen diese Liebe unserer Väter und ihre freudige Aufopferung für uns. Wir sind also schon um dieser Dankbarkeit willen verbunden, das Gotteshaus fleißig zu besuchen und in Ehren zu halten. Doch dieser Grund allein würde nicht ausreichen. Die Dankbarkeit hält in der Welt nicht so lange vor. Wenn eine Stiftung dauern soll, muß sie nicht bloß auf Dankbarkeit beruhen. Was ist unser frommer Wandel vor Gott? Ein beständiger Dank für die Liebe und Barmherzigkeit Gottes. Aber Gott segnet uns beständig mit Wohlthaten; es vergeht keine Stunde, da er uns nicht zu sehen und zu schmecken gäbe, wie freundlich er sei. Soll eine Stiftung bestehen, so muß sie nicht bloß auf der Dankbarkeit beruhen für eine einmal empfangene Wohlthat; es muß stets neuer Segen aus ihr hervorgehen; sie muß uns eine dauernde Wohlthat sein.

Unsere Väter haben viel Arbeit, viel Mühe, viel Gefahren an dieses Haus gewendet. Welche Freude empfanden sie, als der Bau dann unter Dach stand; als sie den ersten Gottesdienst drin feierten, das erste Kind drin tauften, das erste Abendmahl hielten! Welche Freude bei dem Gedanken: dieser Tempel steht nun da für unsere Kinder! Wie werden sie auf lange Zeiten hinaus desselben sich freuen,

seine Segnungen genießen! Ja, diese Erwägungen möchten uns wohl zum fleißigen Besuche dieses Gotteshauses antreiben. Aber mehr noch fordert uns dazu auf der Segen, der fortwährend von diesem Hause ausgeht, der Segen, mit dem unsere Väter fortwährend uns segnen. Von diesem Segen laßt uns jetzt mit einander reden, und zwar, damit wir nicht zu viel auf einmal uns vornehmen, von dem Segen erstens des Gotteshauses und zweitens des Gottesdienstes als eines äußern Werkes. Wir können jetzt, nachdem wir alle die Für und Wider in Bezug auf den Gottesdienst beseitigt haben, mit fröhlichem freiem Herzen von diesem Segen reden.

Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlanget und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn; mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott. Denn der Vogel hat ein Haus gefunden, und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hecken, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott! Amen.

I. Erstens der Segen des Gotteshauses. „Mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott. Denn der Vogel hat ein Haus gefunden, und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hecken, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott.“ Der erste Segen des Gotteshauses ist, daß wir an ihm einen Ort haben, da wir Gott anbeten.

Ob Gott an einem Orte wohne, an einem Orte mehr als an dem andern, das wissen wir nicht. Gott ist überall. „Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht ein Gott, der ferne ist? Bin ich es nicht, der Himmel und Erde füllet? spricht der Herr.“ (Jer. 23, 23. 24.) „Führe ich gen Himmel, so bist du da. Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröthe, und bliebe am äußersten Meer; so würde mich doch deine Hand daselbst führen, und deine Rechte mich halten.“ (Ps. 139, 8—10.) Aber das wissen wir, daß wir an Zeit und Ort gebunden sind; daß wir in Zeit und Raum uns bewegen; daß wir Zeiten und Räumlichkeiten unterscheiden; daß wir einen Ort von den andern auszeichnen; daß es Orte gibt, an denen wir Gott mehr, besser als an andern anbeten können; daß es Orte gibt, an denen wir Gott nicht anbeten könnten, und Orte, da wir ihn anbeten müssen. Wir können uns, wenn die Freude im Herzen ist, überall freuen, aber doch am einen Ort besser als am andern. Es gibt doch Orte, da wir uns nicht freuen könnten, da es zu leer, zu öde, zu kalt, zu schauerlich wäre. Auch die Freude will ihren entsprechenden äußerlichen Ort, ihre rechte, warme Umgebung haben. Wir können uns überall in Gott freuen; aber da erst bricht unsere Freude recht aus, wo wir uns auch am rechten Orte befinden. Mein Leib und Seele freuen sich

in dem lebendigen Gott. Denn der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hecken, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott! Mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott, weil wir am rechten Orte sind, da wir ihn anbeten können. Wir müssen einen Ort haben, da wir unsern Jubel hinlegen können, einen Ort, da wir rufen können: Herr Zebaoth, mein König und mein Gott! Das Gotteshaus ist dieser Ort. Und in diesem Gotteshause mit seinen weiten, großen Räumen muß es wieder einen Ort geben, da sich noch inniger zusammenfaßt, noch mehr in einen Punkt zusammenzieht, was im ganzen Gotteshause zerstreut ist, im ganzen Gotteshause geschieht; es muß ein Heiliges, ein Allerheiligstes, es muß einen Altar geben, einen Ort, vor dem wir beten, vor dem wir unsere Schuld bekennen, vor dem das Wort Vergebung ertönt, vor dem wir Gott fragen, von dem herab uns Gott antwortet, einen Altar, über dem wir Gott mehr wohnend denken als in der ganzen weiten Welt, an dem Gottes Strahlen zu einem Lichte sich sammeln. „Einen Altar von Erde mache mir, darauf du deine Brandopfer und Dankofer, deine Schafe und Rinder opferst. Denn an welchem Ort ich meines Namens Gedächtniß stiften werde; da will ich zu dir kommen und dich segnen." (2. Mos. 20, 24.)

Das ist der erste Segen des Gotteshauses; wir gehen zu einem zweiten über. „Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlanget und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn; mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott." Solche Aussprüche, die eine tiefe, mächtige Sehnsucht nach dem Hause des Herrn zu erkennen geben, finden wir viele im Alten Testamente. Aber kein Wunder, werdet ihr sagen, daß ein Israelite mit Sehnsucht nach dem Heiligthum seines Landes blickte, wenn er in fremden Ländern weilte! Das war auch ein Tempel! Vor seiner Pracht staunten Fürsten und Völker. Die Römer waren an große Bauwerke gewöhnt; aber als sie Jerusalem erstürmt und auf den Tempelplatz gekommen waren, stutzten sie vor diesem prächtigen Gebäude. Der Feldherr wollte es retten; aber die Wuth der Soldaten nahm schnell wieder die Oberhand, und der Tempel ging wie die übrige Stadt in Trümmer. Unsere Kirchen auf dem Lande, was sind sie gegen einen solchen Tempel von Jerusalem, an dem überdieß die Erinnerungen, die Geschichte eines ganzen Landes und Volkes hing? Synagogen sind unsere Kirchen, Schulen. Darum sollten wir wenigstens im Land, im Vaterland ein gemeinsames großes Heiligthum haben.

Unsere Kirchen und Kirchlein sind nur Hütten im Weinberg. Aber eine Zierde unserer Dörfer, lieb sind sie uns doch auch. Oder wer blickte nicht gern zu seiner Kirche hinauf? Wer freut sich nicht, wenn er von ferne den geliebten Kirchthurm seiner Gemeinde erblickt? Wir sind heute bei diesem schönen Morgen hieher zur Kirche gekom-

men. Die Gipfel der Berge sind mit einem leichten, frischen Schnee bedeckt; die Herbstsonne strahlt so lieblich; die Glocken klangen vom Thurme herab. O, wenn dieses Gotteshaus in unserer Gemeinde nicht stände, die Glocken nicht so freundlich über Berg und Thal klängen, wir zu diesem Gotteshause in schönen Kleidern, geordnet und feierlich nicht gingen: meint ihr nicht, daß uns viel, daß unserer Gegend, daß dem Sonntag sein eigentlicher Reiz fehlte? Nein, da könnte die Sonne am blauen Himmel scheinen, die Gipfel der Berge mit frischem Schnee bedeckt sein, wenn kein Gotteshaus und kein Gottesdienst wäre und wir nicht an einem fernern Ort zu einem Gotteshause und Gottesdienst walleten, das wäre alles eine stille und einsame Pracht, eine große Leere und Oede.

Das Gotteshaus ist ein erhabenes, ernstes, heiliges Bauwerk. Es gibt unsern Gedanken eine ernste, nach oben gehende Richtung. Es weist uns von einer niedern, schweren, irdischen hinauf nach einer reinen, lichten, geistigen Welt. Zuerst freilich nur hinauf in die Luft, zu den Wolken, zum blauen Himmel; aber das ist schon ein großer Fortschritt von der schweren, niedern Erde; dann geht es hinauf zu den Sternen, hinauf zum Geist, hinauf zu Gott.

An der Kirche ist gewöhnlich eine Uhr. Der große, goldene Zeiger wird weithin gesehen; er schreitet vorwärts; wir sehen ihn wandeln; wir sehen da die Zeit sichtbarlich vorwärts schreiten. Mensch, die Zeit verrinnt; Stunde um Stunde rückst du der Ewigkeit näher. Keine Stunde, die's geschlagen, kommt wieder. Wenn's auf dem Kirchhof stille ist, da vernehmen wir die langsamen, ernsten Schläge des großen Pendels. Das sind die Schritte, mit welchen die Zeit hörbar vorbei schreitet, das sind die Pulsschläge in ihrem metallenen Herzen. Kein Schlag im Herzen kehrt wieder; jeder Schlag nutzt dein Herz ab, verbraucht es, bis es einmal nicht mehr wird schlagen. O, diese beständige Unruhe in der Kirchenuhr mahnt dich mächtig an die Vergänglichkeit und Flüchtigkeit deines Lebens.

Wir hören läuten. Ein schönes Geläute, welch eine erhabene, prächtige Musik! Schöne, große Musik reinigt und erhebt das Gemüth. Es läutet. Welche prächtige Musik! Am Morgen früh, noch in dunkler Nacht erschallt eine Glocke! Es ist wieder ein Tag da! Gottlob für die Ruhe der Nacht! Gottlob für den neuen Tag! Am Abend läutet es wieder. Das ist das Feierabend-, das Betenläuten. Gottlob wieder ein Tag, wieder eine Woche gesund und fröhlich dahin! Oder: Mach's leichter, o Herr, die künftige Woche; die vergangene war schwer! Es läutet am Sonntag. Das ist der Tag des Herrn! Diesen Gedanken trägt die Glocke über Berg und Thal. Seele, richte dich empor! Seele, werde still; Seele, sammle dich in deinem Gott! Ach, die Glocken singen und predigen, fröhlich und ernst, sind Melodie und furchtbarer, heiliger Ernst. Sind euch die Schläge, das Anschlagen der ersten Glocke auch schon durch die Seele gegangen, wenn man

euch ein theures Familienglied aus dem Hause trug? Oder wenn ein Glück, eine Freude in euerm Hause sich ereignete? Wenn am Sonntag Morgen, an einem schönen Morgen alle Glocken zu läuten anfingen. „Gottlob für das Kind! und Gottlob auch für die Mutter, die gesund uns auf's neue wieder geschenkt ist!"

Wir treten in die Kirche ein. Da kommt uns ein großer, stiller Raum entgegen. Der schließt uns von der übrigen Welt ab; die aus einander fahrenden Gedanken sammeln sich. Diese Stille, diese hohen Bogen, dieses Gewölbe bringen uns in eine andere, feierliche, geweihte Stimmung. Wir fühlen uns in einer andern Welt, abgeschlossen von dem Lärmen und Streiten draußen, abgeschlossen von dem Sündigen und Fehlen draußen. Die äußere Kirche macht unser Herz zu einer Kirche; es wird in unserm Herzen stiller, schöner, heller, wärmer; wir fühlen uns frei von unserm sündlichen Sinnen und Sorgen.

Es fangen die Klänge der Orgel an, der Gesang rauscht. Doch damit haben wir schon ein anderes Gebiet betreten. Wir reden jetzt von dem Gottesdienste.

II. Der Gottesdienst ist ein äußeres Werk, eine gemeinsame Darstellung unsers im Innern ruhenden und wirkenden religiösen Lebens, und auch als solche Darstellung hat er seinen Segen für uns. Er ist ein äußeres Werk und zwar ein schönes Werk, das schönste und größte, weil es zugleich mit der Schönheit die Heiligkeit verbindet. Es ist in der neuern Zeit gesagt worden, die Religion sei die Kunst des Volkes, der Idealismus der Massen. Es ist das in einem der Religion feindlichen Sinne gesagt worden; aber es ist Wahres daran. Das religiöse Leben, wie es sich als Kultus, als Gottesdienst äußert, ist auch ein künstlerisches, darstellendes Werk, und als Volk, da wir alle betheiligt sind, haben wir nichts, das ihm an Bedeutung, dem Umfange nach gleich käme. Alle übrigen Feste umfassen nur diesen oder jenen Theil des Volkes, gelten nur dieser oder jener Seite unseres Lebens. Am Gottesdienste betheiligt sich das ganze Volk, alle Stände, alle Klassen; alle Alter; der Gottesdienst ist eine Sache, die den ganzen Menschen angeht, nicht nur diese oder jene Seite an ihm auffaßt.

Wir erscheinen im Feierkleid, gehen geordnet und still unter dem Läuten der Glocken zur Kirche, nehmen unsere Plätze nach Stand, Alter und Geschlecht; nicht wie eine ungeordnete Heerde, in schöner Gliederung stellen wir uns vor Gott zu dem heiligen Werke auf. Wir beten für die Richter und Räthe, Pfarrer und Lehrer, für den Ehestand und die Wittwen, die Jugend und das Alter, die Armen und Reichen, und wollen damit sagen: Siehe, hier sind wir die Väter und Mütter, die Kinder und Greise, die Hohen und Niedrigen, die Lehrer und Schüler, die Vorsteher und die Bürger, gib einem jeden, was ihm heilsam und nützlich! Der Gottesdienst ist unsere Kunst=

darstellung; wir wollen auch durch ein geordnetes, gruppenweises Erscheinen ein schönes, geordnetes Bild darstellen.

Wir führen einen Gesang auf, unser bestes, schönstes Singen, das wir als Gemeinde, als Gesammtheit darbringen können. Wir beten. In feierlichen, langsam gesprochenen, heiligen Worten tragen wir Gott unsere Anliegen vor. Lautlose Stille ringsum. Einer betet mit gehobener Stimme vor; in unsern Herzen tönen die Worte wieder; unsichtbar schwebt das Gebet von unsern Lippen zum Himmel empor.

Wir kommen zusammen an diesem heiligen Ort, um den Willen Gottes an uns noch lauter zu vernehmen, als jedem das eigene Herz ihn kundgibt. Wir öffnen das heilige Buch, lesen das göttliche Wort, ein geordneter, gebildeter Vortrag legt es uns an's Herz.

Der Prediger, der Priester, ob er auch irre und fehle, und an unser aller Gebrechlichkeit Theil nehme, in diesem Augenblick stellt er uns an seiner Person das Ideale dar, unser eigenes verklärtes Ich. Je reiner er daher, körperlich und geistig, je schöner und vollkommner, desto mehr erreicht er seine Bestimmung an uns.

Wir taufen die Kinder. In ihrem ersten weißen Schmuck tragen wir sie in die Gemeinde, beten über sie, besprengen sie mit reinem Wasser, nehmen sie auf in die Zahl und Mitte der Christen. Die Konfirmanden bekennen vor uns ihren Glauben, ihre Gelübde. Wir begrüßen sie als erwachsene Christen, legen sie dem großen Hirten unserer Gemeinde, unserm Haupte Jesus Christus an's Herz.

Wir genießen das heilige Abendmahl. Auf weiß gedecktem Tische liegt heiliges Brod, stehen silberne Becher. Wir nahen uns dem heiligen Tische, empfangen die Zeichen und Bilder unserer Gemeinschaft mit Christo und der Gemeinschaft unser aller unter einander.

Der Gottesdienst ist ein heiliges Werk, eine heilige Kunstdarstellung. Eine *heilige* Kunstdarstellung. Dadurch unterscheidet er sich von aller andern künstlerischen Darstellung; dadurch nimmt er sich heraus aus dem ganzen übrigen Leben. Dieses übrige Leben ist zum größten Theil irdisch, leiblich. Man arbeitet sechs Tage und feiert nur an einem; die größte Zahl der Menschen verrichtet leibliche Arbeit, die größte Thätigkeit gilt dem Erzeugen der Nahrung, Kleidung und Wohnung; Handel, Wandel, Kunst, Wissenschaft nehmen den größten Theil unserer Zeit, unseres Lebens in Anspruch. Das eigentliche Heilige bildet nur einen kleinen Theil, den Gipfel, den Lichtpunkt unsers Lebens. Alle übrigen Darstellungen sind schön, gelten dem Heldenthum, dem Vaterland, einzelnen Tugenden, einzelnen Zeiten, einzelnen Völkern, einzelnen Ereignissen. Die Darstellung in der Kirche ist heilig, gilt dem Höchsten, gilt Gott. Der Gottesdienst ist ein heiliges Schauspiel vor Gott.

Weil der Gottesdienst heilig ist, heilige Kunst, heilige Schönheit, von allem übrigen sich abhebt, ist er darum auch die Würze,

die Weihe des Lebens. Er erhält es gesund; er erhält es stark; er erhält es oben; er bewahrt es vor dem Versinken. Wer bloß mit seiner irdischen Arbeit, mit irdischen Werken und Dingen beschäftigt ist, geht darin unter; sein höheres Leben verödet und versandet. Der Geschäftsmann geht ganz in seinen Geschäften auf; der Bauersmann wird ganz Bauer, der Arbeiter nur Arbeiter. Sie kommen nicht zum Gefühl, zum Bewußtsein, daß sie noch für etwas Höheres bestimmt seien, als nur mit den Händen zu arbeiten und zu essen und zu schlafen, bis der ewige letzte Schlaf angehe. Es ist schon von Leuten bemerkt worden: Allemal, wenn sie in der Kirche gewesen, haben sie gedacht, man sollte mehr zur Kirche gehen; es sei einem, wie wenn frisches Oel auf die Lampe gegossen werde. Ja, es wird frisches Oel auf die Lampe gegossen. Wir brauchen Oel. Wir haben das Gefühl, das Bedürfniß nach etwas Höherm, Edlerm. Wird uns das geboten, so ist's uns, als seien wir erquickt; es wird uns wohl. Ja, es gibt einen schönsten, edelsten Genuß; wenn die Nerven unsers Leibes und Geistes getroffen werden; dann gibts einen vollen, höchsten Genuß.

Der Gottesdienst ist eine Kunstdarstellung; alle schöne, wahre Kunst, jedes ächte Kunstwerk reinigt, hebt, veredelt. Heilige Kunst, heilige Darstellung reinigt, weiht uns noch mehr. Es kommt oft vor, daß Leute, die nicht mehr gut hören, sagen: sie kommen nicht mehr zur Kirche, sie verstehen den Pfarrer doch nicht. Zur Kirche kann man aber gehen, auch wenn man des Gehörs wegen den Pfarrer nicht in allem versteht. Man ist doch in der Kirche, hat sich doch am Sonntag Morgen in die reinlichen Kleider begeben, ist aus den alten Verhältnissen herausgetreten; mit den andern die festlichen Straßen gezogen; man hörte doch läuten; man war doch in der Kirche, am schönen, heiligen Orte, man hatte das Gefühl: das ist das Haus des Herrn, sah die Gemeinde, konnte beten, mit ihr vor Gott erscheinen, sah die Kinder zur heiligen Taufe tragen, feierte das Abendmahl. Ja, wenn man sogar nichts von der Predigt verstände, die Predigt ist nicht das eine und alleinige; es kommen doch hier, in dieser Umgebung, wo man unterrichtet, konfirmirt, zum heiligen Ehestand eingesegnet wurde, manches Gotteswort hörte, Erinnerungen an diese vergangenen Zeiten, Sprüche, Gesänge, Liederverse; alles wacht in unserm Innern auf, wacht manchmal um so mächtiger auf, je stiller um uns die Welt, je mehr wir von dem Geräusche der Welt abgeschlossen sind. Nein, der Gottesdienst hat einen Segen auch schon als äußeres, vor uns und von uns aufgeführtes Werk, als heilige Kunst, als äußere Darstellung, des in uns ruhenden und wirkenden religiösen Lebens.

Was soll ich nun sagen? Wenn der Gottesdienst das thut, das Gotteshaus das ist: o, so halten wir das Gotteshaus stets in großen, hohen Ehren! Erhalten wir es schön, machen wir es immer schöner, immer reiner, immer edler. Kommen wir in großen Schaaren zum

Hause des Herrn. Eine verwaiste Kirche, keine Kirchgänger auf den Straßen sind nicht schön, selbst wenn in der Kirche manches Schöne und Gute vor sich ginge. Eine große Versammlung hebt, macht den Eindruck: das ist eine Gemeinde, die singend und betend und hörend vor Gott erscheint! Zum Gesang rüsten wir uns jedesmal, nehmen unsere besten Kräfte zusammen, singen alle mit! Das Gebet steige aus allen unseren Herzen auf! Dann wird es stille, feierlich in der Kirche; dann erscheinen wir auch in Haltung und Geberden als eine betende Gemeinde. Jetzt weiß man manchmal nicht, wozu wir da seien. Der Prediger rüste sich mit heiligem Eifer jedesmal auf seine Predigt, trage sie schön und geordnet vor; beim Beten wisse er, daß jedes Wort von Hunderten nachgedacht und leise mitgesprochen wird. Seinen Leib bewahre er als einen Tempel des heiligen Geistes, und seinen Geist lasse er reinigen und weihen und heiligen und stärken durch den guten, heiligen Geist Gottes.

So wenn wir uns alle vereinigen, nach unsern besten Kräften das beste zum heiligen Werke beizutragen, werden wir es verwirklichen, was in unserm Text steht: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlanget und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn, mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott. Denn der Vogel hat ein Haus gefunden, und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hecken, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott.“ Amen.



Der Segen des Gottesdienstes.

Text: Jes. 56, 7.

Dieselbigen will ich zu meinem heiligen Berge bringen, und will sie erfreuen in meinem Bethause, und ihre Opfer und Brandopfer sollen mir angenehm sein auf meinem Altar; denn mein Haus heißt ein Bethaus allen Völkern.

Wir sind am letzten Sonntag auf einer Anhöhe gestanden und haben von ferne den heimathlichen Thurm der Kirche betrachtet, hörten aus etlichen Gemeinden des Thales läuten und sind dann hinunter gestiegen, uns auch zu mischen in die Schaaren der zum Gotteshaus Wallenden. Der Klang der Glocken verstummte; die weiten, stillen Räume des Gotteshauses nahmen uns auf. Hinauf die Herzen! rauschte die Orgel. Hinauf die Sinnen! klang der Gesang. Wir sahen eine stille, feierliche Versammlung vor uns. Das Gebet stieg zu Gott auf; Gottes Wort antwortete auf unsere Fragen; in feierlichem Zuge nahten wir uns dem heiligen Abendmahl und empfingen die sichtbaren Zeichen des Leibes und Blutes Jesu, die Zeichen der unsichtbaren Verbindung mit Jesu und seiner Gemeinde. Geweiht, gehoben, mit einem süßen, seligen Gefühl der Freude verließen wir das Gotteshaus und wanderten wieder auf verschiedenen Wegen unsern Häusern zu. Es war ein schöner Gottesdienst, eine heilige Darstellung, die vor uns aufgeführt wurde.

Heute wollen wir dem Gotteshause nicht von ferne zusehen, den Gottesdienst nicht vor uns, von uns aufführen lassen, heute wollen wir die eigentliche Kraft des Gottesdienstes erfahren. Schenket mir auch zu dieser, diesen Gegenstand abschließenden Betrachtung euere Aufmerksamkeit.

Herr Jesu Christ, dich zu uns wend
Und deinen heil'gen Geist uns send,
Mit Hülf und Gnaden uns regier
Und uns den Weg zur Wahrheit führ!

Thu' auf den Mund zum Lobe dein,
Bereit das Herz zur Andacht fein,
Den Glauben mehr', stärk den Verstand,
Daß uns dein Nam' werd wohl bekannt.

I. Ein erster Segen des Gottesdienstes besteht darin, daß er uns zum Nachdenken führt. Viele Menschen kommen im gewöhnlichen Leben selten zum Nachdenken; ich meine nicht, zum Nachdenken über Haus und Geschäfte, Handel und Wandel, Einnahmen und Ausgaben, Streit und Frieden, Fortschreiten oder Stehenbleiben; ich meine zum Nachdenken über ihr geistiges, sittliches Leben, über ihr Verhalten zu Gott und Menschen, ob sie an eigentlichem Menschenwerthe zu- oder abgenommen, zum Nachdenken über ihre ewige Bestimmung, ob sie ewiges Leben, Geist, unsterbliches Wesen sich angeeignet oder sterben. Manche kommen dazu nicht, weil sie zu dieser innern Prüfung, zu dieser Umschau im eigenen Leben zu ungeschickt sind. Hier wird ihnen eine Anleitung gegeben. Der Wille Gottes, das heilige Gesetz, die Regel und Richtschnur ihres Lebens wird ihnen hingehalten. An ihr können sie ihren Abstand beurtheilen. Es wird geredet von allem, was lieblich und löblich, irgend ein Lob, irgend eine Tugend ist. Sie können damit ihren Zustand vergleichen. Es wird unter die irdischen, zeitlichen, vergänglichen Dinge das Ewige und Himmlische hingestellt. Zu ihm können sie aufblicken, die Weite und Ferne vom Ziel, die Annäherung an dasselbe bemessen. Andere sind für diese Prüfung ihres innern Lebens zu leichtsinnig. Sie leben nur immer in andern; es ist ihnen zu langweilig, einen Augenblick bei sich selbst, für sich allein zu sein. Hier werden sie dazu gezwungen. Die Stille, die hier herrscht, der Ernst des Gotteshauses, der Gedanke: Gott ist in der Mitte, der Anblick der Gemeinde, das langsam gesprochene, laute Wort, das einer spricht, während alles ringsherum schweigt, nöthigt sie, einen Augenblick auch stille zu werden, in sich zu blicken, sich zu fragen: Wie steht es nun eigentlich mit dir? Dritte haben eine eigentliche Scheu vor sich selber oder richtiger vor ihrem Gewissen. Sie handeln mit verbundenen Augen, stürmen in das Leben hinein, sündigen, ohne daß sie gerade das Gottwidrige und Böse wollen; aber Genuß und Anlaß und Lockung reißen sie mit sich fort, sie übertäuben sich selbst. Hier müssen auch sie einen Augenblick inne halten, hier dringt der Ruf des Gewissens: dein Thun und Treiben ist vor Gott und Menschen nicht recht! auch an sie. Können sie sich auch durch die vielen Anwesenden, durch das Singen, das Anhören einer vielleicht nur geistreichen und unterhaltenden Predigt sogar im Gottesdienst noch zerstreuen, immer geht es doch nicht; den ganzen Gottesdienst hindurch geht es doch nicht. Es kommen doch Augenblicke, da ein Wort in ihr Inneres fällt, das sie lieber nicht gehört hätten; da ihnen ein Blick aufgeht, den sie lieber nicht gehabt hätten. Und wenn solche sind, die weder zu ungeschickt noch zu leichtsinnig, noch zu gewissenlos sind zu eigenem Nachdenken über sich selbst, die anderwärts, bei Hause, in ihren Geschäften, viel und oft nachdenken: hier wird doch manche Gelegenheit, manche Veranlassung, manches Mittel dazu geboten, das wir anderswo nicht haben.

II. Der Gottesdienst für's zweite **belehrt** uns. Wir haben davon schon etwas gesagt. Dieses Nachdenken, zu dem wir in der Kirche angeleitet werden; diese Mittel, die uns zum Nachdenken führen, sind schon mancherlei Belehrung. Aber wir haben doch noch mehr zu sagen. Die Gemeinschaft der Menschen, die hier zusammenkommt, bietet uns zur Belehrung den manigfaltigsten Stoff. Wie vielerlei Gaben Gott an die Menschen vertheilt habe, wie reich und mannigfaltig die Welt Gottes überhaupt, insbesondere aber die menschliche Schöpfung sei; wie jeder Mensch, jede Gabe wieder ihren besondern Dienst, ihre besondere Aufgabe habe; wie alles zusammen wirke zum wunderbaren Bau, menschliche, gesittete Gesellschaft genannt, das tritt uns nirgends so deutlich vor die Seele als an einer großen Versammlung aus Menschen aller Klassen, aller Stände, aller Alter, jedes Geschlechtes bestehend; denn nirgends wie hier sehen wir, wie die Leute so gemischt bei einander; da ist schon der Säugling in den ersten Tagen seines Lebens als Täufling und der betagte Greis; wenn er auch nicht alle Sonntage erscheint, wankt er doch noch am Stabe zum heiligen Abendmahl.

Hier werden wir belehrt über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen. Schon in den Liedern singen wir manchen schönen Gedanken in unser Herz hinein. Ohne die Absicht zu haben, aus diesen Liedern etwas zu lernen, gehen ihre Gedanken und Anschauungen in uns hinüber. Wer unter uns hätte nicht den Glauben und den Trost einer allweisen, gnädigen Vorsehung Gottes gelernt an dem schönen Liede: „Wer nur den lieben Gott läßt walten."? Wen hätten nicht in unglücklichen Tagen getröstet und am glücklichen ernst erinnert die Worte: „Nach einer Prüfung kurzer Tage, Erwartet uns die Ewigkeit."? Aber vollends ist dann die Predigt, die Auslegung des göttlichen Wortes, das göttliche Wort selber diese große Lehrerin. Diesem Buche, heilige Schrift, ist bis jetzt noch kein anderes gleich gekommen. Die ist eine wahre Fundgrube menschlicher und göttlicher Weisheit. Je länger man in ihr liest; je mehr man sie erforscht, desto größer und herrlicher wird sie. Man hört etwa über Prediger sagen, es habe sich mit ihnen gebessert; sie seien im Predigen stärker geworden. Uebung freilich und eigenes Nachdenken, Erfahrungen, Belehrung aus allem, was in Büchern und im Leben Großes und Schönes begegnet und beschrieben ist, hilft ihnen; aber besonders, wenn sie sich immer mehr in die heilige Schrift vertiefen; in ein Buch, das die Weisheit und Erfahrungen von Jahrtausenden enthält.

In der Kirche finden wir Belehrung, wie wir sie sonst nicht finden. Zur Belehrung über ernstliche, sittliche, religiöse Dinge müssen wir durchaus die meisten äußerlich angefaßt und dazu aufgefordert werden. Man hat jetzt fast in allen Gemeinden Bibliotheken für das Volk und die Jugend. Aber die Erfahrung zeigt überall, daß der bekannte Staub, der sich daheim auf die Bücher legt, auch den Weg

zu diesen Bibliotheken findet. Was gelesen wird, sind meistens unterhaltende Schriften. Bücher, die über die wichtigsten Dinge uns belehren, über Dinge, die doch am meisten über unser Wohl und Wehe entscheiden, werden nicht gelesen. Zu solcher Belehrung müssen wir äußerlich angefaßt und gereizt werden. Es muß von sieben Tagen ein Tag zu solcher Belehrung angesetzt sein; es muß unter allen Häusern in der Gemeinde ein Haus geben, dahin man zu solcher Belehrung zusammen kommt; es muß unter allen lehrenden Kräften und Mächten einen Mann in der Gemeinde geben, der diese ernstere Belehrung zu seinem Berufe, als sein Amt hat; es muß zu dieser Belehrung gerufen werden; sie muß eingefügt sein in ein Werk, wie der Gottesdienst ist, das den ganzen Menschen erfaßt und bethätigt. Sie muß in schöner, feierlicher Umgebung, in schöner Form, in mündlicher Rede, in festlicher Versammlung ertheilt werden. Diese Belehrung kann durch eigenes Nachdenken bei Hause, durch freundschaftlichen Umgang nicht ersetzt und überflüssig gemacht werden. Das eigene Nachdenken, von dem wir schon gesagt haben, daß es nicht Jedermanns Ding sei, geht gar oft an dem Wichtigsten vorbei, schont die Lieblingssünden und hebt dagegen das Gute, das an uns ist, gar stark hervor. Hier müssen wir mit unsern Gedanken einer fremden Leitung folgen; da wird in Gegenden Licht geworfen, über die wir schnell weggleiten; da wird vielleicht einmal nur von dem geredet, was wir ganz aus dem Spiele lassen. Die Wahrheit wird hier schärfer verkündet, als wir sie uns selber sagten, aber auch wieder in dem Sinn freundlicher, daß man nicht uns besonders anredet, nicht auf uns zeigt: wir seien die, sondern es uns überläßt, die Nutzanwendung im Stillen auf uns zu machen. Ein Freund kann den andern allerdings belehren, warnen, strafen, zurechtweisen. Aber wie selten ist solche Freundschaft! Und meinet nicht, nur etwa bei Euch, beim Volke seien solche auf Verbesserung und Veredlung des Herzens und Lebens gerichtete Freundschaften selten; bei den gebildeten, höhern Klassen, die das besser verstehen, sei es etwas anders. O, da wird die Freundschaft auch gar oft ein bloßes einander Gehen- und Machenlassen! In solche ernste, unangenehme Dinge mischt man sich nicht gern ein. Ja, je höher ein Mensch dem Aeußern nach steigt, desto einsamer und verlassener wird er, desto weniger sagen ihm Freunde die Wahrheit. Er muß sie fast nur noch von den Feinden lernen, und diese Wahrheit geht schwer ein. Also Freundschaft, die uns belehrte, warnte, strafte, ist eine seltene Pflanze. Sodann wie machen wir es, wenn ein Freund zu uns kommt und uns unsere Fehler und Sünden vorhalten will? Wir werden gar leicht verletzt, werden empfindlich, ärgerlich, und sagt er es nur leise, so merken wir es nicht, oder denken, er finde es selbst nicht für wichtig. Wie machen wir es? Wir entschuldigen uns, vertheidigen uns, ereifern uns. Dem Prediger gegenüber müssen wir uns nicht entschuldigen und nicht ereifern; er streitet

nicht mit uns, müssen uns auch nicht für überwunden erklären. Nein, die Belehrung, die hier ertheilt wird, kann uns durch nichts anderes in dieser Bedeutung ersetzt werden. Und stellt euch diese Bedeutung einmal vor! Wie viel fiele weg, wenn nur ein Jahr lang keine Predigt gehalten würde! Aber die Belehrung ist nicht das Einzige, was uns im Gottesdienste zu Theil wird. Wir werden im Gottesdienst in dem Guten, darüber wir belehrt wurden, auch **befestigt**. Das ist ein dritter Segen.

III. Wir werden im Guten **befestigt**. Wenn es nur darauf ankäme, daß wir über das Rechte und Wahre belehrt würden, und wir es dann auch thäten, so wollte ich mich anheischig machen, die Jugend in den drei und vier Jahren des Unterrichtes über alle wesentlichen Hauptstücke des Glaubens und Lebens hinlänglich zu belehren; so wollte ich mich anheischig machen, Euch Erwachsene in zwei Jahren Predigens über alle wichtigsten Dinge, die uns wenigstens auf dieser Stufe zu wissen nöthig sind, zu belehren. Aber Belehrung ist nicht das Ganze; Belehrung ist ein Wichtiges, ist als solche schon ein Reiz, das erkannte Gute nun auch zu thun. Aber es müssen noch viel fördernde, schützende und hütende Mittel hinzukommen. Wir müssen im Guten befestigt, bestärkt und ermuntert werden. O, es ist ein heiliger Augenblick, wenn wir bei der Konfirmation gleichsam ein ganzes Jugendleben mit allen seinen Mängeln und Gebrechen vor Gott niederlegen und ihm geloben, nun ein reines, unschuldiges Leben zu beginnen und zu führen! Aber wenn wir nicht jeden Palmsonntag; wenn wir nicht jeden Sonntag an dieses Gelübde uns erinnern, dieses Gelübde erneuern, so hält das einmalige Gelübde am Palmsonntag nicht vor. Es ist ein schöner, heiliger Augenblick, wenn wir unter der Einsegnung unsers ehlichen Bundes einander versprechen, Liebe und Treue nicht blos für dieses Leben, sondern noch für ein anderes ewiges Leben zu halten. Aber wenn wir nicht oft dieses Bundes hier wieder gedenken, läßt diese erste heilige Stunde in unserm Innern nach, fortwährend so segnend zu wirken.

Der Gottesdienst befestigt uns im Guten. Wir fassen viel und vielerlei gute Entschlüsse; aber den guten Entschlüssen geht es gar oft nicht gut; sie ermatten und erlahmen; das Leben bringt wieder so viel Hinderndes, Zerstreuendes, Zerstörendes zwischen hinein. Wir müssen die einmal gefaßten Entschlüsse stets wieder erneuern. Und diese Erneuerung geschieht am besten und am nachhaltigsten hier. Hier haben wir ja die wichtigsten Entschlüsse gefaßt; hier werden wir sie auch wieder am besten erneuern; beim heiligen Abendmahl nehmen wir uns am ehesten vor, in einem neuen und andern Leben zu wandeln. Hier unter und mit der Gemeinde entschließen wir uns, diese Gemeinde nicht zu verwüsten, sondern sie aufzubauen, ihr nicht Schande, sondern Ehre zu bereiten. Hier unter dem Gesang, die heiligen Lieder

in der Hand und auf den Lippen, hier unter dem Gotteswort, hier im Gebet nehmen wir uns auf's neue vor, den Weg des Bösen zu meiden und den seligen Weg des Friedens zu wandeln; hier wo uns das Irdische am fernsten gerückt wird und eine Ahnung, ein Gefühl der Ewigkeit aufgeht, werfen wir von uns, was uns zur Erde herabziehen, der Erde verwandt machen kann und schwingen uns über alle Hindernisse und Rücksichten hinweg zum Guten, Heiligen und Ewigen empor. Bleibt nur recht lange von der Kirche weg, und ihr werdet erschlaffen im Guten, gleichgültiger gegen die Sünde werden, leichter das Böse begehen. Zieht euch nur immer mehr von der Gemeinschaft der Brüder, von der öffentlichen Tageshelle zurück und ihr gerathet viel leichter in's Verderben. Wir müssen die Menschen aufsuchen, aus unserm geheimen, bösen Brüten heraus zu den Menschen und zwar nicht dahin, wo sie über das Gute scherzen und über das Böse gleichgültig reden oder es thun; wir müssen zu den Menschen dahin, wo sie im Ernst zu ernsten, heiligen Dingen bei einander sind, wo es ihnen darum zu thun ist, besser zu werden. In unserer Schwachheit müssen wir uns an den Guten, Ernsten, Redlichen, Bewährten unter ihnen erheben, stärken und neu wieder waffnen und oft, sehr oft; denn das Böse läßt uns nicht lange ruhen; wir dürfen die Waffenrüstung nicht ablegen; wir müssen uns immer wieder rüsten. O, wenn wir nur durch beständiges Aufstehen, Kämpfen, durch solch' stückweises Vorrücken unsern Kampf wohl bestehen und unser Leben gut zu Ende führen!

Der Gottesdienst mit seinem Beten, Singen, Predigen und der Gemeinschaft warnt uns. Die Lieder singen uns zu: „Denk, o Mensch, an deinen Tod! Säume nicht, denn Eins ist Noth." „Er kommt, er kommt zum Weltgericht der Heiland, den wir ehren. O, weigert euch, Erlöste, nicht, Jetzt auf sein Wort zu hören!" Die Predigt ruft uns zu: Siehe, die Sünde ruhet vor der Thür. Aber laß du ihr ihren Willen nicht, sondern herrsche über sie! Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem! Das Gebet mit jedem sanften Worte nimmt dich bei der Hand und weiset dich auf den, der Segen aber auch Fluch in seinen Händen hat. Die Gemeinschaft der Menschen, die hier zusammenkommen; die Gemeinde der Christen, die immer mehr ihrem Ziele nahen kommen, den Leib Christi darstellen soll, bittet dich: Hilf auch du, daß wir diesem Ziele uns immer mehr nähern. Deine Eltern, die hier sind, dein Weib, deine Kinder, deine Lieben, die um die Kirche herum begraben sind, bitten dich: Mach' uns keine Unehre, versündige dich nicht an uns, zerstöre nicht unser Glück! O, ich möchte nicht sagen, daß alle, die zum Gottesdienst kommen, vor allem Bösen bewahrt blieben; aber eine mächtige Hülfe ist der Gottesdienst, eine mächtige Bewahrung geht vom Gottesdienst aus.

Der Gottesdienst straft uns. Es ist Pflicht, im Gottesdienst zu erscheinen; wir sind es Gott schuldig und der Gemeinschaft; der Gottesdienst ist das unter allen Völkern angenommene Zeichen unserer Unterwerfung unter Gott, unsere Anerkennung: es gibt einen Gott, einen lebendigen Gott des Himmels und der Erde. Der Gottesdienst ist eine Pflicht gegen die Gemeinschaft, er ist ein wesentliches Bildungs- und Erziehungsmittel, und jeder ist verpflichtet, dazu das Seine beizutragen. Die im Jahr nur einmal hier erscheinen, sind sie nicht wie Aussätzige unter den andern? Sie meinen, alle sehen auf sie; ja, und sie sehen auf sie. Es muß ihnen unwohl sein in solcher Versammlung.

Der Gottesdienst straft uns. Wenn wir in eine christliche Versammlung eintreten und sind uns mancherlei Versündigungen bewußt, die wir gegen diese Mitmenschen begangen haben, mancherlei Sünden, die wir gegen Gott begangen haben, den diese Versammlung zu loben zusammengekommen ist, mancherlei Sünden, wodurch wir schlechte Glieder dieser Gemeinschaft geworden sind, die ein Leib Christi sein soll; wenn unter diesen Versammelten Leute sind, die Zeugen unserer Sünden und Verirrungen waren, so müssen wir uns schämen, vor uns selber und vor ihnen; wir werden im Innersten unseres Herzens gedemüthigt. Die Lieder singen von allem, was wahrhaft, gerecht, keusch, ehrbar, lieblich, wohl lautet, irgend ein Lob, irgend eine Tugend ist. Wenn unreine Gedanken in unserm Innern sind; wenn wir durch Schmähworte unsere Lippen verunreinigt haben, wie müssen dann diese schönen Worte und Töne uns weh thun! Das Lob Gottes will nicht aus unserm Munde heraus. Wir haben heute gesungen: „Gott ist mein Lied!" Wie mögen wir das mit gutem Gewissen mitsingen, wenn alles andere, Fleisch- und Sinnenlust unser Höchstes, unser Gott ist. Es heißt in diesem Liede: „Und seines Thrones Veste ist Wahrheit und Gerechtigkeit." Wie mögen wir das aussprechen, wenn unser Wesen die Unwahrheit und Ungerechtigkeit ist? Gottes Wort vernichtet Schritt für Schritt unser eitles, leeres, sündhaftes Thun und Treiben, wirft ein Licht nach dem andern in unser Sündenleben hinein, eine versengende Flamme nach der andern. Die sanften Worte des Gebetes, die zum Höchsten hinaufsteigen, das Menschen kennen, lieben und preisen, wie müssen sie lauter scharfe Dornen werden, wenn wir Gott verunehret, seine Güte mißbraucht, uns untüchtig gemacht haben, auch etwas beizutragen an unserm Leib und Geist zur Verherrlichung und zum Lob Gottes!

IV. Der Gottesdienst **vereinigt uns zu einer Gemeinschaft.** Das ist ein vierter Segen. Das Leben reißt uns auseinander. Alter, Stand, Vermögen, Kenntnisse, Kraft, Gesundheit, Schönheit, Beruf, Amt trennen uns. Hier ist der einzige Ort, wo wir keine reich und keine arm, keine hoch und keine niedrig, keine

gelehrt und keine ungelehrt, keine mächtig und keine schwach sind. Vor Gott gelten diese äußerlichen Unterschiede nichts; vor Gott gelten wir nur, so viel und so weit wir ein Jeder in seinem Amt und Stand treu sind; so weit wir die zehn Pfunde oder das eine Pfund gewissenhaft verwalten; hier werden wir versöhnlich gegen einander gestimmt, weil wir alle der Vergebung vor Gott bedürfen. Der Verzeihung unserer Sünden dürfen wir uns nicht getrösten, bevor wir nicht das Wort der Vergebung gegen unsere Brüder voll und aufrichtig ausgesprochen haben. Hier werden wir milde im Urtheil über unsere Brüder, indem wir Gott und seinem heiligen Gesetze gegenüber uns unserer eigenen Schwachheit und Unwürdigkeit schämen müssen. Hier werden wir zu gegenseitiger Hülfe angespornt. Wir fühlen es, wie die Sünde auch vor unserer Thüre lauert, sehen es, welche Verheerungen die Sünde anrichtet. Da fühlen wir uns aufgefordert, durch Wort und That belehrend, helfend, schützend unter unsern Mitbrüdern zu wirken. Hier werden wir auch zu anderer Hülfeleistung angespornt. Wir danken Gott für die Gaben und Güter, mit denen er uns gesegnet. Wie können wir Gott unsern Dank abstatten? „Ihr Lieben, hat uns Gott also geliebet, so sollen auch wir unter einander uns lieben! Gott können wir nichts vergelten; die Erde und alles, was darauf ist, ist sein: aber wir können es armen Mitbrüdern geben. „Wohlzuthun, und mitzutheilen vergesset nicht; denn solche Opfer gefallen Gott wohl." (Ebr. 13, 16) Der Gottesdienst bildet in dem auseinander fahrenden Leben das Ausgleichende und Einigende; er legt gleichsam auf die vielen scharfen Spitzen und Ecken, in die das Leben sich ausbaut, die besänftigende und glättende, mildernde Hand, biegt diese scharfen Spitzen und Ecken um; er bringt aus den Handwerkern, Gelehrten, Reichen, Armen, Jungen, Schönen die Menschen zusammen, hebt aus allen Unterscheidungen und Eigenthümlichkeiten das gemeinsame Menschliche heraus. Der Sonntag mit seinem Gottesdienst erstreckt dann seine einigende Macht, seinen Einfluß, seinen Frieden auf die sechs Tage der Woche.

V. Der Gottesdienst tröstet uns. Der gleiche Trostgedanke tröstet nicht immer auf die gleiche Weise. In einem trockenen Worte gesprochen, läßt er uns oft unempfindlich, gesungen in einem schönen Liede richtet er uns auf. Du und dein besonderes Wort richten nicht auf; das Wort der Gemeinschaft, das stärkere Wort, das die Gemeinschaft an dich richtet: Sei ein Mann, wisse dich als ein Glied unserer Gemeinschaft, unsers gemeinsamen Zieles, unserer gemeinsamen Hoffnung, unsers gemeinsamen Kampfes! Das richtet uns auf. Im Gebet können wir uns am besten erheben. Aber es fehlt uns oft die Kraft dazu; wir sind zu müde; wir sind von Gott zu sehr geschlagen; wir haben den Glauben verloren. Hier

in der Kirche müssen wir beten. Es wird uns das Gebet langsam vorgesprochen. Nach und nach kommen wir in dieses Beten hinein. Unter dem Beten auf dem Friedhof an schmerzlichen Gräbern werden die heftig Weinenden nach und nach ruhiger. Saget nicht, es sei die Zeit gewesen, die unterdessen vergangen; der Schmerz habe etwas aussetzen müssen. Nein, wenn wir nicht gebetet hätten, nur diese wenigen Augenblicke hätten den Schmerz nicht so gemildert. Auch nicht die Beschäftigung des Betens war es. Eine bloße Beschäftigung hätte das nicht bewirkt. Die Worte des Gebetes waren es, die nach und nach wie Balsamtropfen in die wunden Stellen fielen. So geht es auch mit dem Beten in der Kirche. O, möchten wir, Vorbetende und Nachbetende doch jedesmal denken: es sind vielleicht unter uns, denen das Gebet Wort für Wort Frieden bringt. Wir würden es dann ernster, feierlicher beten; gesammelter, stiller, würdiger auch in Haltung und Geberden mitbeten. Im Gebet werden wir erinnert, daß es außer uns noch andere Bekümmerte gebe; wir gedenken da aller „Armen, Kranken, Angefochtenen und sonst betrübten Menschen.“ Wir meinen oft: wie unser Schmerz sei kein Schmerz. Ach, denken wir an alle „Armen, Kranken, Angefochtenen und sonst bekümmerten Menschen“, so werden wir's inne, daß auch andere noch heimgesucht sind, und wir werden ruhiger und ergebener. In der Kirche beten wir auch für einander. O für einander beten, für andere Arme, Kranke, Angefochtene und sonst bekümmerte Menschen beten, das beruhigt noch am meisten. Wer geschlagen noch andere segnen kann, der hat darin den größten und höchsten Trost gefunden. Der Gottesdienst tröstet uns in Mißgeschicken, in geistigem und leiblichem Elend, wenn wir sehen, wie mancher unserer Brüder, der auch niedergeworfen war, sich wieder erhoben hat, wie manches wieder gut gemacht werden kann, wie manches düstere Antlitz sich wieder aufgeklärt habe. Der Gottesdienst tröstet uns aber auch, wenn uns unserer Sünden wegen Angst ist. Im heiligen Abendmahl wird das Brod gebrochen, das uns unsere Vergebung der Sünden andeutet, der Wein getrunken, der uns die Versöhnung unserer Sünden vorbildet. Gottes Barmherzigkeit, die nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er lebe und sich bekehre, wird uns da sichtbarlich vor die Augen gestellt. So empfangen wir nirgends und auf keine Weise den Trost unserer Sündenvergebung. So gestärkt, so beruhigt, so getröstet gehen wir von keinem Freundesworte, von keinem in der Stille gelesenen Bibelspruch hinweg. Uns sind unsere Sünden vergeben; wir sollen leben! Das ist die Wonne, die uns bei diesem heiligen Mahle durchströmt.

VI. Der Gottesdienst erbaut uns. Damit kann ich nichts Neues und doch noch etwas Neues sagen. Erbauung nennen wir alles zusammen, was uns im Gottesdienst wird. So, wenn uns Gottes Wort in unserm Innern trifft und straft, ist's Erbauung; wenn uns eine liebliche Belehrung zu Theil wird, uns eigentlich

erquickt, ist's Erbauung; wenn wir im Guten bestärkt, in den brüderlichen Gesinnungen befestigt werden, ist es Erbauung. Erbauung im Besondern können wir aber noch etwas nennen. Es will uns oft der Glaube nicht gelingen; wir können uns das Rechte nicht vorreden, andere auch nicht; wir sind in einem getheilten, unerquickten, zerrissenen Zustand. Der Gottesdienst löst alles wieder auf. Wir können nicht sagen, daß es gerade die Predigten gethan, können gar nicht sagen, was es gethan. Alles hat es gethan, der ganze Gottesdienst, das Zusammenwirken aller einzelnen Theile und Dinge desselben.

Wir können uns auch nicht Rechenschaft geben, was es jetzt sei, in welcher Lage wir uns befinden. Genug, wir sind erquickt; wir haben jetzt die rechte Stimmung wieder gefunden. Die Welt, die zerrissen vor uns lag, steht wieder wie eine harmonische Schöpfung vor uns; das Leben, das uns aneckelte, wird uns wieder lieb und theuer; Gott, den wir suchten und nicht fanden, tritt uns ganz nahe. Er war nicht im Sturm, aber im leisen, sanften Wehen. Diese innere Stimmung, die kein Handeln ist und kein Leiden, sondern bloßes, ruhiges, in sich befriedigtes, seliges Sein, kein Suchen und kein Forschen, weil wir Alles haben, sondern Leben und Weben und Sein in Gott, das ist Erbauung. Und diese Erbauung, diese seligsten, schönsten, reinsten Stunden werden uns hier, hier in dem Hause des Herrn, hier, wo wir schauen die schönen Gottesdienste Gottes und seinen Tempel besuchen.

Soll ich Euch jetzt noch auffordern, zum Gottesdienste und Gotteshause fleißig zu kommen? O, wen dieser Segen nicht auffordert, den fordern Worte umsonst auf. Nein, wir wollen zum heiligen Berge gehen, wo Gott uns in seinem Bethause so erfreuen will, wo er unsere Opfer annehmen will, die wir in unserer Sünde ihm bringen, unsere Opfer des Lobes und Dankes für alle seine Gaben und Gutthaten! Amen.



Anhang.

Erinnerungen aus meiner Jugend.

Erinnerungen aus meiner Jugend.

I. Kindheit und Jugend im elterlichen Hause.

Wann ich geboren wurde, konnte ich nicht mehr ermitteln. Das soll aber keineswegs auf einen großen Mann hindeuten; das rührte einfach von der Frömmigkeit der alten Zeit her. Diese natürlichen Dinge hatten damals nicht so viel zu bedeuten wie jetzt. Man aß, trank, kleidete sich, wohnte, ohne daß man viel von diesen Dingen verstand; man erklärte auch nicht alles vorher, bevor man einen Bissen Brod in den Mund nahm. Diese natürlichen Dinge, Heirath und Geburt, hielt man auch mehr mit einer ehrfurchtsvollen Scheu verborgen, man zerrte nicht alles so an's Licht wie jetzt. Das Geistige, Sittliche, Ewige war die Hauptsache. Wann so ein junger Schreihals von einer Mutter geboren wurde, daran lag nicht viel; hingegen wann wieder ein Christ dem Bund Gottes eingefügt wurde, das war das Ereigniß. Das Buch des Lebens war wichtiger als das Bürgerregister. Also getauft wurde ich am 21. März 1819, geboren muß ich einige Tage vorher worden sein; denn damals ließ man keinen Sonntag vorüber gehen. Wenn einem ein Kind im Laufe der Woche geschenkt wurde, mußte es am Sonntag getauft werden und zwar in versammelter Gemeinde.

Geboren wurde ich in Ennetbühls, einem kleinen, zur Gemeinde Ennenda gehörigen Weiler gegenüber Glarus und dem prächtig aufsteigenden Glärnisch. Meine Eltern waren Bernhard Becker und Katharina Becker. Sie stammten beiderseits von kleinen Bauersleuten ab, legten sich aber früh auf's Weben baumwollenen Tuches. Von diesem ihrem Handweben erhoben sie sich, nachdem sie ein Paar geworden, nach und nach zu eigenem Fabriziren und Handeln mit solchem Tuche. Sie kauften das Garn, stärkten es mit Leimwasser, gaben es in die Häuser an alte Leute und Kinder zum Spulen, machten Zettel, sogenannte Wipfen draus, große runde Ballen und gaben diese sammt dem ungestärkten Einschlaggarn zum Weben. Der Vater trug die kostbaren Baumwolltücher, die damals einen Preis hatten, der mit dem jetzigen geringen in gar keinem Verhältniß mehr steht, auf dem Rücken in's Toggenburg, nach Lichtensteig auf die Märkte. Später wurden die Tücher im Hause an die Druckfabrikanten und Färber verkauft. Neben der Tuchfabrikation beschäftigten sich die unternehmenden Eltern noch mit gar allerhand Anderm. Von

meiner Mutter konnte man sagen, was Salomon in seinen Sprüchen meldet: „Sie merkt, wie ihr Handel Frommen bringt." Es wurde von den Bäckern Brod in's Haus genommen und im Einzelnen verkauft, von verschiedenen Händlern Zucker und Kaffee, Reis und Gerste, Pfeffer und Tabak und ein großer Laden betrieben. Ja, wovon zwar Salomon nichts meldet, es wurde eine Wirthschaft eingerichtet. Im großen Webergemach wurden über Kirchweih und Fastnacht die Webstühle herausgethan, eine Bühne errichtet, zwar keine sehr hohe, für vier Musikanten, damit die Ennetbühler ein fröhliches Fest feiern könnten. Am Klausmarkt wurde den Webern, ohne daß man damals schon von der sozialen Frage etwas wußte, ein Nidel mit Birnbrod und Schnaps aufgetischt. Wovon dann aber Salomon wieder weiß: „Sie denkt an einen Acker, und kauft ihn." Die Eltern kauften nach und nach verschiedene Güter und trieben zum Tuchgewerbe, zum Spezerei- und Brodhandel und zur Wirthschaft auch noch das edle Bauernwesen. Natürlich mußten die Kinder, die nach und nach auf sieben Stück anwuchsen, redlich dabei mithelfen, namentlich das gestärkte Garn an großen Stangen an der Sonne ausbreiten, an der Trülle die Zettel machen, Tücher staben, Schöppli aus dem Keller holen, und als die ersten Beefsteaks aufkamen, Beefsteak machen. Aber wir trafen's nicht ganz nach der englischen Manier. Wir schnitten das Fleisch in dünne und kleine Schnittchen und ließen es dann so lange ob dem Feuer, bis ihm alle Blutfarbe und aller Blutgeschmack gründlich ausgetrieben war. Frühling und Herbst mußten wir das Vieh hüten, im Sommer heuen, im Winter die Aepfel erlesen und zum Dörren rüsten. Ein Kapitalvergnügen war das Erdäpfelausnehmen, da es noch keine Erdäpfelkrankheit gab, und man große Feuer machen konnte, weil die Stauden nach und nach schön dürr geworden waren und nicht wie jetzt, schon während sie noch standen, verbraunt waren; Erdäpfel braten und das Mosten in der Trotte, wenn man Säcke voll Birnen und Aepfel heruntermahlen konnte.

Kinder waren wir also unser sieben; drei starben aber früh; in's erwachsene Alter gelangten nur vier, zwei Brüder und zwei Schwestern. Als ich ein sechsjähriges Büblein geworden, hieß es mit mir in die Schule gehen. Die Schule war mir aber kein Kram. Als mir die Mutter eines Sonntags in dem Hauptort ein Namenbüchli gekauft und gebracht hatte, das wie seit alter Zeit mit „Adler, Bär, Cameel, Dromedar" begann, warf der kleine Choleriker es in eine Ecke. Ich hatte die närrische Vorstellung, der Lehrer werde böse sein, wenn ich gar nichts wüßte. Ob ich meinte, daß man schon etwas wissen sollte, wenn man in eine Schule eintreten wolle, daß sich das so von selbst verstehe, oder ob es daher rührte, daß andere Kinder von ihren Eltern her etwas gelernt hatten, das weiß ich nicht. Die Mutter mußte mit mir nach Ennenda zur Schule gehen; sobald dann aber der erste Schreck überwunden war, ging die Sache gut.

Das gelehrige Büblein machte in der Gemeindeschule ordentliche Fortschritte, und als es zum Austritte kam, erhielt es bei der feierlichen Schlußprüfung in der Kirche, an der sog. „Schulherren" das Kränzli. Zu vergessen ist nicht, daß bei diesen vorväterlichen Prüfungen die schöne Examenschrift, überhaupt die Schrift den Hauptausschlag gab. Geographie und Geschichte waren unbekannte Dinge, und im Rechnen verstieg sich unser alter Schulmeister auch nicht zu weit. Ob bei diesen feierlichen Schlußprüfungen in der Schule, bei denen eigentlich geprüft nicht wurde, wo nur die Schriften auflagen, Reden gehalten wurden und die Gemeinde sang, ursprünglich ein Kränzchen dem Sieger aufgesetzt wurde, oder ob dieser Ausdruck nur sinnbildlich den ersten Preis, den obersten Rang bezeichnete, weiß ich nicht. Zu jener Zeit bestand das, was man das Kränzli nannte, aus einer silbernen Münze, in der Regel aus einem Zürchergulden, an den vom Goldschmied noch etwas silberner Zierrath angefügt wurde, und die mit einem rothseidenen Bändelchen an ein braunes, lackirtes Stäbchen geknüpft war, das man dann wie eine Fahne, als eine Siegestrophäe in die Höhe hob und herum trug. Ein zweiter Preis, ähnlich dem Kränzli, aber aus einem etwas kleineren Münzstück bestehend, hieß das Ehrenzeichen. Daneben standen dann auf einem Tischchen in der Kirche lange Röllchen von allerhand Geldstücken, „Neunzehner", „Zwölfer", „Nünehalberli", „Biesli". Jedes Kind nach der betreffenden Klasse bekam so ein Geldstück. Die spätere, gelehrtere Zeit setzte an Stelle dieser lockenden Geldröllchen nützliche Bücher. Ein Knabe und ein Mädchen bekamen das Kränzli. Sie verließen dann feierlich und selig die Kirche, zogen im Dorfe herum, zu den beidseitigen Verwandten, die natürlich das Paar ihrerseits wieder beschenkten. Bei der Kränzlijungfrau wurde ein Mahl gehalten, das „Kränzlimähli", bei dem seit Alters her wie heute noch bei Mahlzeiten Kalberwürste und Zwetschgen die Hauptrolle spielten.

Neben der Schule beschäftigte ich mich am liebsten mit Garten- und Landarbeiten, verfertigte allerhand Maschinen, Wasserräder, Walzen und Lumpenstampfen zur Papierfabrikation. Wenn bei Regenwetter neben dem Hause durch die den Berg hinabführende, steile Gasse das Wasser kam, setzte ich meine Wasserwerke in Betrieb. So viel Arzneifläschchen als ich auftreiben konnte, füllte ich, sauber auf Schränke geordnet, mit verschiedenfarbigen Flüssigkeiten, malte, zeichnete, las. Besonders las ich aber die heilige Schrift. Einen alten Bibelschemel, der Jahre lang verborgen war, zog ich wieder hervor, legte die Foliantenbibel mit den Holzschnitten drauf und hatte im Sinne, die Bibel ganz zu durchlesen. Die Geschichte vom Abel und seinem Opfer sprach mich so an, daß ich es ihm nachahmen sollte. Oberhalb unseres Hauses in einem Gute auf einem Stück Kartoffelland machte ich auf einem Stein ein Feuer, verbrannte Kartoffeln, Aepfel, Nüsse, gedörrtes Obst. Mit einem Kaninchen hatte ich das

Nämliche im Sinn, schreckte aber vor dem Gedanken eines blutigen Opfers zurück. Daß ich andächtig betete, während der Opferrauch aufstieg, versteht sich von selbst.

Nachdem ich die Dorfschule in Ennenda verlassen, ging ich in die Privatschule der beiden Lehrer Kundert in Glarus und zwar während zwei Jahren. In dieser Zeit hielt ich selbst eine Abendschule, welche mehrere Ennetbühlerknaben besuchten, und in der sie, wie die Eltern meinten, viel lernten. Im April 1833 trat ich in die Sekundarschule in Glarus ein und blieb in derselben bis Ende 1834. Daß ich nicht das Schuljahr fertig machte, war schon der Anfang jenes eigenthümlichen Wesens, das sich später wieder so oft bemerklich machte. Meine Eltern, selber ungelehrte Leute, ließen mich in dieser Beziehung sehr unabhängig schalten. Ich trat aber schon um Neujahr aus, auch aus dem formalen Grunde, daß jetzt der Religionsunterricht auf die Konfirmation beginne, dem eine ganz eigene, gefreite Zeit und Stellung gebühre, und daß man nicht zu viel neben einander betreiben könne, und dann auch aus dem sachlichen Beweggrunde, daß dieser Unterricht ein so wichtiger sei, daß es sich wohl lohne, ihm ganz und ausschließlich zu leben. Der Religionsunterricht wie überhaupt alle Religionsstunden waren mir insbesondere lieb; nur stießen mir sehr viel und allerhand Zweifel auf und ängstigten mich so sehr, daß ich sie für Eingebungen des Bösen hielt und mir vornahm, jedesmal gleich das Unser Vater zu beten. So wollte ich sie vertreiben; aber je mehr man den Bösen geflissentlich vertreiben will, desto mehr beißt es ihn, wieder zu kommen. Am Palmsonntag 1835 wurde ich konfirmirt. Am Abend vorher badete ich mich am ganzen Leibe, um durch diese äußerliche Reinigung das Abthun des ganzen alten Menschen zu bezeichnen. Ich wollte äußerlich und innerlich ein ganz neuer Mensch werden.

II. Die Fremde.

Nun war der Zeitpunkt vorhanden, wo es sich im Ernste drum handelte, was denn aus mir werden sollte. Aber alles schlummerte noch. Bald schien ich ein Maler oder Mechaniker, bald ein Arzt oder Lehrer werden zu müssen. Nur ein Kaufmann wollte ich entschieden nicht werden. Es war Sitte, daß Eltern mit etwas Vermögen ihre Söhne meistens dem Handelsstand widmeten und zu diesem Zwecke für ein paar Jahre in die Fremde auf irgend eine Schule oder in ein Handelshaus thaten. Aber gegen die Schreibstuben hatte ich entschiedenen Widerwillen, und Wirth, was mein Vater auch war, wollte ich auch nicht werden, noch am ehesten was er auch war, Webermeister und Landwirth, so bei Hause etwas gruttlen und dabei seinen Lieb-

lingsbeschäftigungen obliegen. Meine Eltern, denen meine Bildung sehr am Herzen lag, überließen alles mir, und von Lehrern her bekam ich weder Rath noch Anregung. Hervorstechendes hatte ich nichts; ich ging oft ohne Strumpf, bloß in den Schuhen und gähnte viel; deßwegen muntert man Niemanden auf weder zum Studiren noch ein Künstler zu werden. So überließ man das Weitere Gott und der Zeit. In diesem Zustand ging ich Ostern 1835 nach Chur. (Meine Eltern waren im Herbst 1833 von Ennetbühls weg nach Ennenda gezogen.) Ich wollte im Herbst in die dortige Kantonsschule eintreten; bis dahin bildete ich mich durch Privatunterricht fort. Am 26. Mai verließ ich das Vaterhaus, rief allen ein besonderes Lebewohl zu, dem Haus, Garten, Wiesen und Feldern, Bergen, Dorf, Kirche und dem ganzen Land, als ich an der Biäsche die Landesgrenzen überschritt. In Chur nahm mein bisheriges, unbestimmtes Leben eine bestimmte Richtung an. Professor Herrmann ließ mich öfter zu sich kommen, befragte mich um Zweck und Absicht meines Hierseins, um meine Wünsche und Neigungen und ob ich nicht Lust hätte zum Studiren. Es brauchte nicht viel, es brauchte bloß wenige Worte, um meine Zunge zu lösen. Ja, in meinem Innern schlief eine Welt, sie mußte nur geweckt werden. Ich schrieb meinen Eltern. Sie willigten freudig ein und so ging's nun an's Lateinische. Professor Schirks, mein Religionslehrer, fragte mich einst, kurz nachdem Hr. Pfarrer Heer in Glarus gestorben, ob ich nicht wünschte, den Hrn. Pfarrer Heer in Glarus zu ersetzen. Die Frage überwältigte mich; aber ich behielt alle diese Worte in meinem Herzen. Das Höchste war mir, ein Seelsorger zu werden. Dessen Amt und Beruf schien mir das Schönste auf Erden zu sein und auch noch im Himmel ein unvergleichliches. Mit einer ganzen Gemeinde anvertrauter Seelen vor Gott hintreten zu können: Da sind, die Du mir gegeben, das gab in meinen Augen diesem Berufe seine größte Weihe. In Glaubenssachen glich ich einem Kinde, das Alles vertrauensvoll hinnimmt, wie es ihm geboten wird. Jenes Opferwesen und der vielfach genährte Wunsch, Einsiedler zu werden, um in ganzer, ungetheilter Stille mich der Kontemplation hingeben zu können, nahm hier auch wieder seinen Ausdruck. An hohen Festen und zumeist in der heiligen Nacht vor dem Fest zog ich die Vorhänge meines Zimmers, bedeckte meinen Schreibpult mit einem rothen Teppich, legte Gesang- und Gebetbücher, die Bibel, kleine Gemälde darauf, stellte Blumentöpfe hin und legte in die Mitte ein hölzernes Kreuz, das ich mir aus einem schwarzen Lineal gemacht hatte, warf mich vor diesem Altar, in ein weißes Leintuch gehüllt, auf die Knie, und betete still und stumm zu Gott, in den ich mich ganz versenken, den ich, mit fest zugeschlossenen Augen, sehen, ergreifen, haben wollte.

So ging es mit meinem Studiren in Chur vorwärts, aber es sollte nicht lange dauern. Meine Eltern hatten sich in ein Fabrik-

geschäft eingelassen. Für dasselbe schien es vortheilhaft, daß die wichtigsten Posten mit eigenen Leuten besetzt würden. Mich erkor man, meine Eltern übrigens weit weniger als die andern Gesellschafter, zum Zeichner oder Kolorist. Das Erkiesen hätte es aber nicht gemacht, wenn nicht unterdessen etwas anderes eingetreten wäre. Beim Turnen fiel ich von einem Barren platt auf den Rücken; am andern Morgen hatte ich Husten und Blutspeien, die mich lange nicht verließen, woraus ich auf irgend eine größere, innere Verletzung schloß, die aber, wie es sich nachher herausstellte, nicht vorhanden war. Allein der Keim zu manchen Befürchtungen in gesundheitlicher Beziehung war damit gelegt; ich wurde ein Hypochonder. Wie ein Schaf, das zur Schlachtbank geführt wird, folgte ich dem Koloristenberuf, ohne Widerstreben, aber freudlos. Die schönsten Träume waren zerronnen und ein leerer, unbefriedigter Zustand eingetreten.

Ich ging nach Aarau auf die Gewerbeschule, woselbst ich hauptsächlich Chemie treiben sollte, im Herbst 1837 wieder mitten in das Schuljahr hinein. Hier lebte ich nicht mehr so still wie in Chur. Zum Ersatze für das Verlorene wollte ich mich durch größere Freiheit schadlos halten. Ja, indem ich mein Leben nicht mehr für so geistig, für mich und Andere so werthvoll auffaßte, hielt ich es nicht jener großen Mühe werth, möglichst schuldlos zu leben. Ich konnte jetzt nicht mehr andern ein Vorbild werden, und was kommt's auf einen Koloristen an! Jeder Beruf außer dem eines Lehrers in Kirche oder Schule schien mir ganz werthlos; es gab für mich gar nichts außer ihm. Ich blieb ein Jahr in Aarau; plötzlich nämlich kam es mir in den Sinn, nach Zürich auf die Hochschule zu gehen. Ob ich dafür genugsam vorbereitet sei, das quälte mich nicht lange. Ich wollte mein Studienleben damit abrunden. Das Große, das Romantische daran zog mich hin, nicht der Nutzen, der sehr gering war. Ich hatte Heimweh, konnte es nicht befriedigen. Jeden Halm, den ich fassen konnte, ergriff ich. Ich war in Zürich vom Herbst 1838 bis Frühling 1839, hörte Chemie, Physik und Handelsrecht. Im März ging ich nach Hause, hinter mir ein vierjähriges, zerrissenes Studium auf verschiedenen Anstalten, in mir allerhand Fetzen von Bildung, ein Haufe von zertrümmerten Hoffnungen.

Nun ging es nach Glarus in die Fabrik. Einen Platz in Ronen, woselbst ich 1½ Jahre hätte bleiben sollen, um ein ausgebildeter Kolorist zu werden, nahm ich nicht an; denn, hätte ich noch so bedeutende Summen Geldes gekostet, hätte ich dann wohl Kolorist sein und bleiben müssen; das wollte ich aber nicht. Ich kam nur lau und mit Hintergedanken zu diesem Beruf, hatte schon beim Beginn die Absicht, nach und nach demselben wieder zu entgehen. Was mir jetzt noch vorschwebte, das fand ich am besten ausgedrückt in einem Worte des Anaxagoras. Man fragte ihn einst, welcher der wahrhaft glückliche Mensch sei. Er antwortete: Der, welcher ein kleines Stück

Land bearbeitet und mit seiner ländlichen Arbeit den nicht ehrgeizigen Umgang mit den Musen verbindet. Nur so bei besondern Anlässen, die mich an's Studiren erinnerten, oder wenn man mich fragte, warum ich das Studiren nicht fortgesetzt hätte, kam es mir vor, als risse man zugeheilte Wunden schmerzhaft wieder auf. Am häufigsten geschah das in der Kirche. Oft dachte ich: Dürftest du doch auch so reden! oder: Wäre doch dies und das nicht dazwischen gekommen, so könntest Du auch auf dieser Stelle stehen, Dir und den Andern den Weg zum Himmel weisen! oder: Also würdest Du auch reden, und gefiel mir eine Predigt nicht: Anders wolltest Du reden! Wollte ich mich mit der Hoffnung trösten, später vielleicht, wenn auch unter anderer Gestalt und an anderer Stelle auftreten zu dürfen, so fiel rasch der Gedanke dazwischen: Mit der Kanzel ist keine Rednerbühne zu vergleichen, die schönste Rede ist keine Predigt, kein Führer steht so hoch wie der, welcher uns den Weg zum Himmel zeigt, keiner so selig wie der, welcher für uns alle beten, wachen, sorgen, in allem Guten uns zum Vorbild, in allen Leiden uns ein Tröster sein kann. Hörte ich vollends von Hrn. Pfarrer Heinrich Heer reden, dem nachzueifern mich einst Professor Schirks in Chur aufgefordert hatte, und welcher Aufforderung ich mich so oft erinnerte, dann ergriff es mich und hielt mich, wie plötzliche Freude oder Schreck auf uns wirkt. In solchen Fällen konnte ich mich am wenigsten beruhigen, es war mir, als hätte ich meinen Lebenszweck gänzlich verfehlt, und quälendes Heimweh befiel mich. Aber ich kochte Farben und wusch im Bach gedruckte und gefärbte Zeuge und zankte mit den Arbeitern, wenn sie nicht zu Stande brachten, was ich verfehlt. Bei Hause beschäftigte ich mich mit Garten- und Landbau, Lesen, Zeichnen und Malen, einsamen Spaziergängen und Bergtouren. In meinem Fabrikleben war ich also beständig auf der Lauer, bei gegebenem Anlaß zu entspringen. Dieser Anlaß kam. In einem Prozesse, den unser Geschäftshaus zu führen hatte, kam ein St. Gallischer Advokat nach Glarus, ein Hr. Weber von Lichtensteig. Ich hörte dem Prozeß auch zu und namentlich dem fremden Redner, und wie der sich durch seine Gründlichkeit und seinen Ernst so vortheilhaft vor unsern damaligen Glarner Advokaten nach gewöhnlichem Schnitt auszeichnete. „Wie! schoß es mir durch den Kopf, wenn Du so ein Redner würdest vor den Gerichtsschranken, da es nun einmal auf der Kanzel nicht sein kann! Dazu brauchtest Du nicht so viel Studirens, müßtest auch kein Examen machen; das ließe sich noch zu wege bringen; und dann wirst Du noch ein Gemeinds- und Staatsredner. Ein lausiger Advokat, der die Händel verdreht und die Wahrheit verschweigt, der brauchst Du nicht zu sein. Der Stand verträgt auch edlere Naturen." Gesagt, gethan! Als ich am Mittag vom Rathhaus nach Hause kam, noch ehe ich an's Essen ging, sprach ich mit meinen Eltern davon. Das Latein, das ich wisse, brauche ich bloß ein wenig aufzufrischen, griechisch habe ich

gar keines nöthig, mein Handelsrecht, das ich in Zürich bei Bluntschli gehört habe, sei schon ein Anfang; meine Lebenserfahrungen, Fabrik- und Handelskenntnisse, das alles komme mir gut zu Statten; nichts von alledem, was ich gelernt oder getrieben, gehe verloren, alles komme an Mann; mit einem Jahr oder zweien Studirens sei ich ein Jurist. Meine Eltern willigten ein. Am folgenden Tage ging ich nach Mitlödi zu Hrn. Pfarrer Heer, um ihn zu fragen, ob er mich nicht in meinem Latein weiter unterrichten wollte. Er that es, und so ging ich alle Tage, außer Samstag, um 1 Uhr in mein Latein. Daneben versah ich die Fabrik, ich kochte Farben und las im Cicero, alles in der gleichen Stunde. So ging es den Sommer durch bis zum Herbst, da ich zur Universität abgehen wollte. In dieser Zeit aber trafen unser Handlungshaus bedeutende Schläge. Von mir selbst verlauteten Stimmen: ich werde ein schlechter Advokat werden; dazu habe ich weder Schlauheit, noch Grobheit, noch Mundstück genug. Die Eltern und ich wurden bedenklicher. Die Sache verlief im Sande. Unser Geschäft wurde aufgelöst. Ich war wieder ein freier Mann, konnte wieder Landmann und Musenfreund werden, oder richtiger, ich war von der verhaßten Fabrike frei, aber auch von dem Studiren, von jedem Beruf frei, von jeder Aussicht, von Furcht und Hoffnung frei, kein Unglücklicher und kein Glücklicher, war gar nichts.

Was nun anfangen? Ich ging nach Frankreich. Ein Muttersbruder wohnte in der Gegend von Lyon; den wollte ich einmal aufsuchen. Ich konnte vielleicht diese oder jene Stelle finden, vielleicht Hauslehrer werden, oder ein Lehrer der deutschen Sprache irgendwo, kurz, ich wisse jetzt bei Hause nichts zu thun, und da sei nichts Gescheidteres, als nach Frankreich zu gehen. Wie bitter bezahlte ich Frankreich! Lyon, Lyon, das rumorte mir jetzt im Kopf wie vormals der Jurist. Am 12. November 1841 nahm ich den Tornister auf den Rücken und stieg über den Pragel nach Schwyz. Am Morgen darauf fiel Regen und mit dem schönen Herbstwetter, das bisher angedauert hatte, war es aus. Mit dem Dampfschiff fuhr ich nach Luzern und noch am gleichen Tag nach Willisau, woselbst ich übernachtete und mit dem Bett in der Nacht zusammenbrach. Für den Schrecken, so in dunkler Mitternacht in einem fremden Land und Bett zusammenzubrechen, erließ mir der Wirth die Hälfte des Schlafgeldes. Ich hätte es aber lieber ganz bezahlt und dafür das schlechte Vorzeichen weggewünscht. Auf dem Wege über Huttwyl nach Sumiswald kam der erste Schnee. Von da gings nach Bern, Murten, Lausanne und Genf. Hier traf ich zum Glück einen jungen Glarner, der mir die drei Genfertage um Vieles verschönerte. Ich war nämlich hier schon im Wälschen und sollte nun gar noch weiter, über die Grenze. Am vierten Tage verreiste ich mit der Post, fuhr die Nacht über, und am Morgen, als die Sonne durch die grauen Wolken aufging, hatte sich die wilde Berggegend in eine große, weite Ebene ver-

wandelt, welche die schleichende Rhone, in viele Arme getheilt, durchfließt. In der Ferne zeigte sich in dichten Nebel und Kohlendampf gehüllt Lyon. Weil es gerade Sonntag war, ging ich in eine Kirche, in die Kathedrale. Hier wurde unter anderm auch Brod ausgetheilt, ein Korb voll Stücke weißen Brodes, der vorher auf oder unter dem Altar stand; es mußte irgend ein gesegnetes Brod sein. Der es herumtrug, bot mir auch an, und ich hätte gerne davon genommen, wußte aber nicht, ob man irgend ein Zeichen oder ein Gebet dabei mache, und im Fall dies wäre, hätte man mich als einen Nichtkatholiken erkannt und es für eine Entheiligung gehalten, und das wollte ich nicht. Ein Stück von der Kirche gesegnetes Brod hätte ich gerne gehabt, so schön kam mir der Brauch vor und so leer unsere Kirche; aber ich gab mit der Hand unter Verbeugung ein ablehnendes Zeichen. Abends gings nach Tarare und von da am Morgen nach Bussières, meinem Bestimmungsort, einem ärmlichen Dorfe in sehr schöner Lage mit Aussicht auf die Loire, die in weiten Linien das Departement gleichen Namens durchzieht. Ich wurde freundlich aufgenommen, sah mich aber in jeder Beziehung getäuscht. Bussières selbst ein armes Bauerndorf, viele Stunden in der Runde keine Stadt, mein Vetter Landmann und Mousselineweber und nicht geeignet, mir irgend eine Stelle zu verschaffen; selbst die Sprache konnte ich nur schlecht lernen, man sprach da ein Patois, das ich von Weitem nicht für französisch gehalten hätte. Mein Vetter meinte, wenn ich ein Weber wäre, könnte ich mir schon durchhelfen. Das war ich aber nicht. Item, ich war nun einmal da. Freilich wußte ich so wenig, warum ich da war, als bei Hause, warum ich denn eigentlich hin wolle. Indessen der Gedanke, einmal in der weiten Welt zu sein; denn von Bussières aus sah ich wirklich eine unermeßliche Ebene vor mir, in der Fremde, bei Wälschen, in ganz eigenthümlicher Lebensweise, das hatte einen mächtigen Reiz für mich, und ich war wohlgemuth, zumal zwei lustige Töchter meines Oheims, ungefähr im gleichen Alter mit mir, mir alle unnöthigen Grillen verscheuchten. Ich lebte ungefähr so: Am Morgen stand ich spät auf; ich hatte den ganzen Tag nichts zu thun und deshalb am Morgen keine Eile, ging dann eine Strecke vom Hause weg, woselbst sich zwischen Steinen einiges Wasser sammelte. Das nannten sie einen Brunnen. Hier wusch ich mich, was meinen Leuten, die sich nur am Sonntag wuschen, etwas sonderbar vorkam. Um 10 Uhr setzte man sich zu Tische. Jedes brockte in seine Schüssel Brod ein, Brod, wie es aus der Frucht bereitet wird, ohne daß Kleie oder so was abgesondert wurde; es ist Alles beisammen. Darauf wurde aus einem gußeisernen Hafen, der in der Stube und Küche, was ein Raum ist, an einer Kette aus dem Kamine herab an der Mauer über einem offenen Feuer hing, heißes Wasser daran geschüttet, in welchem Salz, etwas Schweinefett und meistens Zwiebeln oder Lauch war. Nach diesem Frühstück ging

ich, später wenigstens, fast jeden Tag eine Stunde weit in ein schlechtes Städtchen, Néroude genannt, um mich da beim Stadtschullehrer im Französischen etwas unterrichten zu lassen. Ich saß hier zwar auf einem eigenen Stuhl; aber im gleichen Saal, wo die liebe Schuljugend von Néroude war, schabte die Hausfrau Rüben und Erdäpfel und kochte am Herd. Bisweilen kamen auch die Hühner hinein. Diese wurden dann freilich wieder verabschiedet, weil es meistens sonst laut und kunterbunt genug herging. Und das war die Stadtschule von Néroude, Hauptort des Kantons gleichen Namens. Daß die Dorfschulen, wo nämlich solche sind, noch um etwas übler sein möchten, ist leicht zu errathen. Nachdem ich ungefähr eine Stunde da zugebracht hatte, ging ich wieder heim. Der „Prusse" sei wieder vorbei, hieß es in Bussières, denn da waren den Leuten alle Deutschen Preußen. Gegen 3 Uhr nahm man das Mittagsmahl. Es bestand wieder aus jener Suppe, einem Stück Speck mit Brod, oder Käse, kleiner, scharfer Ziegenkäs, und etwas rothem Wein; zur Abwechslung kam etwa ein Gericht gelber Rüben, mit Oel angeschweißt, mit Speck geschmolzene Erdäpfel, mit Milch gekochter Erdäpfelbrei ꝛc. Gegen 9 Uhr folgte das Nachtessen, wieder aus jener Suppe bestehend, und Erdäpfel, die in einem alten gußeisernen Hafen über dem Feuer gebraten wurden. Nachher begab man sich zu Bette. Die übrige Tageszeit brachte ich mit Faullenzen zu und allerhand nutzlosen Dingen, namentlich saß ich oft am Feuer und legte Holz an, das gebrannt wird, wie es aus dem Walde kommt, ungehackt und sammt dem Laubwerk. Nach dortiger Mode trug ich Holzschuhe, eine blaue Blouse und eine weiße, baumwollene Zipfelkappe. Oft machte ich auch Weberspüli, namentlich geschah das am Altjahrabend, der sich in gar nichts vor den übrigen Abenden auszeichnete. Ich spulte mich tief in's Neujahr hinein. So vergingen 6 Wochen. Jetzt schrieb ich nach Hause, ob ich nicht nach Paris könnte und ob sich nicht dort vielleicht irgend ein Platz für mich fände. Ich erhielt lange keine Antwort. Der Winter brach ein mit seiner stürmischen Witterung; ich fühlte mich nicht mehr so recht wohl wie früher; meine Lust an der bisherigen Lebensweise hatte ihre Höhe erreicht; Paris rumorte im Kopf; ich wollte nicht mehr länger bleiben, es trieb mich eigentlich fort; es war mir plötzlich, als sollte ich von hier weg; ich zählte die Stunden, bis der ersehnte Brief kam. Der Brief kam, aber zu spät. Ich war krank geworden. Ein heftiges Fieber warf mich auf's Lager. Wenige Tage nachher kam jener Brief, ein Brief mit Gold und einer Stelle in Paris. Allein was half mir jetzt Gold und eine Stelle in Paris? Mit solcher Verachtung nahm ich in meinem Leben nie Geld an. Wäre der Brief nur wenige Tage vorher gekommen, so wäre diese Krankheit, die ich von einem Schreck her bekommen, all das Elend unterblieben. Ich hatte bereits meine Reiseroute nach Paris in meine Brieftasche geschrieben, nach Allem mich genau erkundigt. Allein jetzt

lag ich krank auf dem Lager, fern von der Heimat. Das peinlichste Heimweh zerriß mich; ich glaubte, Eltern und Heimat nie wieder zu sehen. So vergingen Tage und Wochen. Man pflegte mich sorgsam, eine alte Bauersfrau, die aber keine Kranken besuchen durfte, war mein Arzt. Wochen lang schlief ich keinen Augenblick. Mehr als einmal glaubte ich mich dem Tode nahe. Einst in der Nacht wurde ich ganz steif, so daß ich mich nicht mehr regen konnte, und kalt. Ich fühlte es, wie es allmälig von unten auf gegen das Herz drang. Ich war auf den Tod gefaßt. Der Gedanke, in der Fremde, verlassen und unbeweint sterben zu müssen, ohne ein christliches Begräbniß, beunruhigte mich außerordentlich. Meinem Vetter befahl ich bereits, mich, wenn ich sterbe, nach Lyon bringen zu lassen, daselbst sei doch ein reformirter Friedhof.

Sechs Wochen lag ich krank. Oft that ich das Gelübde, mein ganzes Leben dem Dienste Gottes zu weihen, wenn er mich diesmal am Leben erhalte. Gegen Ende Februar hörten die rauhen Winterstürme auf; ich verließ das Bett und wagte mich nach und nach wieder in's Freie, wo der Frühling bereits begann, neues Leben auszubreiten. Auch mir kam es allmälig wieder. Ich wollte nach Hause; nach der Heimat war jetzt all mein Verlangen. Ich reiste ab; allein schon auf der ersten Tour im Wagen war mir mehr als einmal, ich sterbe schon im Wagen. In Lyon war ich froh, daß da wenigstens Aerzte seien, eine protestantische Kirche und ein Friedhof. Ich blieb sechs Tage da. Ich mußte in einem deutschen Gasthof oben im Hause in einem Zimmer allein schlafen oder eigentlich wachen und schrieb jeden Abend mit einer Kreide auf den Tisch, wer ich sei, und mein Paß sei beim schweizerischen Konsul, wenn ich am Morgen todt gefunden würde! Dann betete ich und legte mich zu Bette; aber welche Nächte es so gab, läßt sich vorstellen. Bei Tage irrte ich freud- und planlos in der weiten Stadt herum, achtete auf nichts, hatte keine Freude an all dieser Pracht. Nur wenn ich am großen Spital vorbei ging, erschrack ich und meinte, auch noch in diesen zu kommen. Am sechsten Tag, nachdem der Kampf, ob ich doch noch nach Paris oder nach der Heimat mich wenden wollte, entschieden war, setzte ich mich am Abend in den Postwagen nach Genf. Den Kondukteur bat ich, des Nachts Acht auf mich zu haben und etwa von Zeit zu Zeit nachzusehen. Ich war in der Schweiz. Ein großer Schritt vorwärts. Hier wäre mir das Sterben schon nicht mehr so sauer angekommen. Ich suchte gleich meinen auf der Hinreise dort gewonnen Freund auf; der mußte die Nacht über bei mir bleiben. Und so war diese Nacht nach Wochen, nach Monaten wieder die erste, in der ich schlafen konnte. Am andern Morgen fuhr ich weiter und ohne Unterbrechung bis nach Hause und dankte Gott mit aufgehobenen Händen, daß ich wieder in der Heimat war. Die Fremde hatte mir warm gemacht. Das war aber das erste Mal, daß mein Vater keine sonderliche Freude hatte

ob der Heimkehr des so planlos herumirrenden Sohnes. Der Willkomm war daher etwas kühl.

Allmälig besserte sich mein Gesundheitszustand. Und jetzt, nachdem das Fabrikgeschäft ganz abgethan war, der Anflug, den ich zum Juristen genommen hatte, vorüber, und ich mein Glück in der Fremde vergebens versucht hatte, sah ich nichts anderes vor mir, als das Geschäft meines Vaters zu betreiben. Ich lebte mich in dasselbe hinein; trüllte wieder an der großen Trülle, an der die Zettel gemacht wurden und konnte nun allerdings mit allerhand Gedanken, Sprachformen und Landeskenntnissen die baumwollenen Fäden verfolgen, wie sie sich nach und nach ab den Spulen abwickelten und auf der Trülle sammelten. Aber was half es? Allerdings hatte ich in Frankreich, als ich krank lag, gelobt, wenn ich wieder gesund würde, mein ganzes Leben dem Dienste Gottes zu widmen; denn erst jetzt schmerzte mich das verlorene Glück, nachdem es unwiederbringlich dahin zu sein schien. Ja, wenn ich nur nach Paris auf eine Fabrike hätte kommen mögen, wäre ich entschlossen gewesen, die Arbeiter zu versammeln und ihnen zu predigen. Ich dachte auch, daß ich daneben hätte studiren und Gelegenheit dieser oder jener Art finden können, um in eine, meinen Wünschen mehr entsprechende Stellung zu kommen. Allein ich war noch nicht gesund. In dem Grade, als meine Gesundheit sich befestigte, stiegen die alten Geister wieder auf.

Am Ostermontag predigte in Ennenda mein früherer Lehrer, Herr Pfarrer Heer von Mitlödi. Ich war auch in der Kirche. Da fing es denn wieder an, gewaltig zu rumoren. Nach der Kirche that ich mich zu ihm. Wir machten einen Spaziergang. Er meinte, ich sollte nach dem Lehrerstand trachten; hiefür sei ich geeignet, und dieses Ziel lasse sich durch redliches Streben noch erreichen. Damit war wieder ein bestimmter Stachel in meine Seele geworfen. Ich sprach mit meinen Eltern. Meine Mutter war erfreut, daß ich diese Saiten wieder anschlage. Ein Zwischenfall half die Sache zeitigen. Es sollte in der Gemeinde ein neuer Gemeindsschreiber gewählt werden. Man drang in mich, ich sollte mich um diese Stelle bewerben. Ich bekomme 20 Dublonen jährlich, mit der Zeit noch andere Pöstli; mir kam das vor als die erste Staffel zu weitern Dingen; dabei hätte ich erreichen können, was mir oft vorschwebte, das Bebauen des Stückchen Landes des Anaxagoras und die Pflege der Musen. Ich meldete mich. Vor dem Gemeinderath hatte ich ein Examen zu bestehen. In der Klausur wurde mir aufgegeben,, ein Cirkularschreiben der Standeskommission an die Gemeinderäthe zu beantworten, ob sie es für räthlich hielten, daß der dem Lande angehörige Pulverthurm in Schwanden veräußert oder beibehalten werden solle. Ich nahm meine strategischen Künste zusammen, die ich in einem dreijährigen, vaterländischen Militärdienste erworben und die mir die Korporalsschnüre eingebracht hatten, und wies schlagend nach, daß es besser gethan sei,

wenn das Land den Pulverthurm in Schwanden behalte. Wenn die Wellen des Krieges das Buchholz überschwemmten, so wäre noch eine Zuflucht für das Pulver in Schwanden. Das Examen fiel gut aus, obschon dann nachher das Land auf meine Kriegsführung nicht einging und den Pulverthurm der Gemeinde Schwanden als Archiv abtrat. Aber vor der Gemeindeversammlung hieß es, man brauche zu einem Gemeindeschreiber nicht gerade einen Juristen, und sie wählte einen Mann, der als Familienvater dieses Pöstchen allerdings eher nöthig hatte als ich.

Ich ergriff wieder den Wanderstab. Anfangs Juni 1842, nachdem ich drei Jahre theils zu Hause, theils in Frankreich gewesen, ging ich fort, zuerst nach Küßnacht am Zürchersee. Dort wollte ich in's Lehrerseminar eintreten; allein der Direktor erklärte, der Kurs habe bereits begonnen und ich müsse mich an den Erziehungsrath wenden, ob ich noch eintreten könne. Ich ging nach Zürich. Der Präsident des Erziehungsrathes, Herr Professor Fäsi, meinte, es gehe nicht mehr, ich solle mich bis zum Herbste durch Privatstunden vorbereiten, um dann in eine höhere Klasse einzutreten, wenn ich es überhaupt nicht vorziehe, mich in Privatanstalten auszubilden. So habe Scherr in Winterthur eine solche Anstalt. Ich ging nach Winterthur. Allein Herr Scherr hatte diese Anstalt schon seit längerer Zeit aufgegeben. Ich klagte ihm meine Lehrernoth. Ich weiß nicht, ob er mit seinen klugen Augen durch mein dünnes Röckchen hindurchgeblickt und entdeckt, daß der Mann von Etwas rede, das eigentlich nicht sein tiefster Herzenswunsch sei, oder ob er geglaubt, für einen Theologen sei man schneller gut genug, kurz, Herr Scherr erklärte mir: Werden Sie Theolog! Obschon ich in meinem spätern Leben mit Herrn Scherr nicht immer harmonirte, zu dem Dank hat er mich verpflichtet, daß er an der Glocke, die leise in meinem Innern schwang, einen tüchtigen Ruck gethan hat. Ich ging wieder nach Zürich. Man sprach mir von einer ähnlichen Anstalt, die Herr Professor Heer in Wädensweil habe; ich ging zu seinem Sohne, Herr Professor Oswald Heer. Aber der sagte, sein Vater habe eine Schule nur für junge Knaben. Ich aber war schon ein 23jähriger Knabe. Was sollte ich nun thun? Von Zürich ging ich nicht mehr weg. Ich hatte mich bereits wieder im alten Logis, wo ich vor drei Jahren war, eingenistet. Ich werde Jurist! Ich gehe an die Hochschule, wenn Ihr Seminarien und Privatlehrer mich nicht wollt! Mein Kostherr mußte bei ein paar Advokaten, z. B. Rüttimann und Furrer, nachfragen, ob ich nicht auf ihre Schreibstuben kommen könnte. Ich wollte mich so praktisch ausbilden zugleich neben den theoretischen Studien. Es ging nirgends. Somit war ich mit meinen Anfragen und Spekulationen zu Ende. Ich hätte wieder nach Hause umkehren können; das wollte ich aber nicht. Ich war ja wieder in Zürich, da wo ich schon einmal die Universität betreten, mitten in diesem wissen-

schaftlichen Leben, sah wieder Studenten, mitunter alte Bekannte. O wie kamen sie da wieder herfür die alten Götter! Ich fing an, zu studiren, freilich in's Blaue hinein; nahm Privatstunden im Lateinischen und Griechischen; und kommt Zeit, kommt Rath. Das Latein brachte mich vollends wieder nach Chur und Mitlödi in die alten Zeiten und Bilder, und das Griechische, nachdem ich etwas davon bezwungen, gab mir Muth; immer weiter, immer besser! Seminar und Elementarlehrer und Sekundarlehrer, alles trat zurück und der Studiosus juris hervor. Aber der auch nicht im Ernst; denn nachdem der erste Schritt geschehen, ich wieder im Studiren drinn war, kam auch der zweite. Es trieb mich jetzt zu dem Studium, um deßwillen mir eigentlich alles Studiren erst lieb war. Jetzt, da ich einen Finger gefaßt, wollte ich die Hand, da ich Wünsche befriedigen konnte, den Wunsch schlechthin befriedigen, da ich Theile haben konnte, das Ganze. Ich rang nach der Theologie! Wenn ich mich in meiner juristischen Herrlichkeit neben einem Theologie-Studirenden hinstellte, wie beneidete ich ihn als den glücklichsten Menschen, und kam ich mir vor wie nichts! Wenn ich mich mit meinen Studiengenossen in die Kollegien gehend dachte, und hätte bei den theologischen Hörsälen vorbei sollen in die juristischen, wie zog es mich jetzt schon in jene hin! Oder dachte ich gar, an der Kirche vorbei und aufs Gerichtshaus gehen zu müssen, dann kam es mir vor, als wäre ich unglücklicher als der Verbrecher, oder als wäre ich selbst der Verbrecher. Es trieb und drängte und zog mich an allen Haaren. Im Herbst nahm ich meine alte Zürchermatrikel hervor und ließ sie erneuern und war so wieder Student und zwar Studiosus philosophiae, weil ich dies Semester nur vorbereitende, allgemeine Studien treiben und erst im Frühjahr und zwar in Basel die Theologie beginnen wollte. Schon predigte ich, d. h. noch nicht in der Kirche, etwa an der Kirche vorbei, namentlich am Fraumünster des Abends, wenn die Wagen über das Pflaster rasselten, oder auf der Bauschanze, wenn der See stürmte, oder wenn er ruhig war und ich in einer Schaluppe so weit in den See hinausfuhr, daß mich Niemand mehr hörte. Im März begannen die Frühlingsferien. Ich ging nach Hause. Aber wie anders war es mir, als ich diesmal in mein Vaterland einzog. Alles sah ich anders an, und Alles schien mich anders anzusehen. Das Herz schwoll mir, als ich meiner Heimat mich näherte; es war mir, als zöge ich schon als Pfarrer ein, und war doch so weit noch davon entfernt. Wo wirst du einst predigen? In welcher Kirche? Wie anders betrat ich jetzt das väterliche Haus! Wie anders begrüßte ich meine Leute, und wie anders kam es mir vor, nähmen sie mich auf!

Am 28. April 1843 reiste ich wieder von Hause ab und Basel zu. Am ersten Abend kam ich nach Zürich, am zweiten nach Aarau. Von hier ging ich am Morgen über die Schafmatt und pilgerte in Begleitung einiger Aargauermädchen fröhlich von dannen. Gegen

3 Uhr kam ich nach Liestal, stieg dann auf einem Fußwege über eine Anhöhe nach Pratteln. Als ich aber auf der Höhe oberhalb Pratteln aus dem Walde herauskam, da that sich auf einmal eine gewaltige Ebene vor mir auf, und in weiter Ferne erblickte ich Basel, dessen Dasein eigentlich nur die zwei hohen Münsterthürme verriethen. Hier war es, daß ich staunend innehalten mußte, hier schien ich gleichsam an der Grenze der Schweiz zu stehen; es war mir, als beginne hier die weite, große Welt. Nachdem ich das Hügelland der Basellandschaft, eine Art kleiner Schweiz, durchwandelt hatte, sah ich plötzlich eine unbegrenzt scheinende Ebene vor mir, hie und da, und zum ersten Mal den Rhein, der hier sein Vaterland verläßt, in der Ferne und doch so nahe Deutschland und Frankreich. Aber vor allem aus blickte ich nach Basel, Basel, das ich zum ersten Male sah, Basel, das für mich so wichtig werden sollte, wo ich Theologie studiren wollte, das erfüllte jetzt meine Seele ganz, erfüllte sie mit Freude und Jubel, mit Hoffnungen, Ahnungen und einem unbeschreiblichen Etwas! Es kam mir vor wie eine heilige Stadt, und ich nahte mich ihr mit einer Ehrfurcht, wie ich noch keinen Ort sonst betreten. Aber ich sah nicht blos Basel vor mir mit seinen vielen Thürmen, mit seinem hoch aufsteigenden Münster, Basel war mir die Stadt, wo ich Theologie studiren sollte. Die Theologie in ihrer Majestät, in ihrer stillen, unvergleichlichen Pracht trat vor meine Seele; sie leuchtete wie ein heller Stern mir entgegen als das Köstlichste und Größte, das Basel in sich schlösse. Dieser Theologie nahte ich mit einer heiligen Scheu.

Abends um 7 Uhr erreichte ich die Stadt, müde von dem langen Marsch, auf dem ich fast immer den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt war. Zum St. Albanthor zog ich ein. Vor dem Münster mußte ich still stehen und das erhabene Gebäude lange bewundern, ebenso als ich auf die Höhe des Rheinsprunges kam und auf einmal den Rhein und die Rheinbrücke zu meinen Füßen sah. Ich begab mich in den Gasthof zum Goldenen Kopf und begehrte Nachtquartier. Der brummige Wirth sah aber, daß ich kein Gepäck nachführen ließ, sondern blos einen Stock in der Hand hielt und Staub an den Füßen hatte, woraus er ohne Mühe auf einen Fußgänger schloß. Er zuckte die Achseln und meinte, es seien keine Zimmer mehr vorhanden. Da kam aber ein freundlicher Kellner dazu und bemerkte, es sei noch ein Zimmer frei. Beim Nachtessen ließ ich mir dann etwas barsch eine Flasche Markgräfler kommen und meinte damit was Wunder gethan zu haben, indem ich nicht daran dachte, daß hier der Markgräfler der gewöhnliche Tischwein und zu Hause sei; trank kaum ein Glas voll und ließ vornehm den übrigen stehen. Dann ließ ich mir das Fremdenbuch geben und schrieb zu meinem Namen: Studiosus theologiae. Am Morgen suchte ich einige befreundete Studenten auf und trank mit diesen noch ein paar Flaschen im Kopf und hielt mich so an dem sauren Wirth genugsam gerächt. Meine Freunde halfen mir, ein

Logis aufsuchen, welches sich auch bald in der Nähe des Rheines fand, welchen Rhein ich während 7 Semestern nie mehr verließ. Am folgenden Tag schrieb ich mich als Studiosus theologiae in die Universitäts- und Fakultätsmatrikel ein, inskribirte sodann bei den einzelnen Professoren und das Studiren begann. Bei Hrn. Prof. J. G. Müller hörte ich eine Vorlesung über Geschichte der polytheistischen Religionen. Von daher kam die erste Bresche in meinen bisherigen biblischen und kirchlichen Glauben. Es überzeugte mich zwar diese Vorlesung, daß das Christenthum die vollendetste aller positiven Religionen sei; allein ich lernte auch außer denselben Manches schätzen, das ein altes Vorurtheil als gottloses Heidenthum verworfen hatte. Durch die Vergleichung mit dem Christenthum wurde mein Standpunkt universeller. Indem ich manche Erscheinungen, wie Logosideen, Inkarnationen 2c. in andern Religionen vorfand, verlor sich die Vorstellung, als ob im Christenthum alles ganz unerhörte Dinge seien, wovon nicht einmal schwache Anklänge schon vorher und neben ihm stattgefunden hätten. Auch hinsichtlich der Bibel kamen mir, namentlich durch Prof. J. J. Stähelin's Einleitung ins Alte Testament, ganz andere Ansichten. Da wurden so viel Irrthümer, Widersprüche, rein- und gemeinmenschliche Dinge der Reihe nach aufgezählt, daß einem die Bibel, brächte man nicht von Hause eine angeborne Scheu für dieselbe mit, in kurzer Zeit wie jedes andere Buch erscheinen müßte. Namentlich aber schlug Prof. DeWette's Unterricht wie ein Sturmwind an das Gebäude meiner frühern religiösen Anschauungen, so daß es dröhnte und krachte und vieles zusammenbrach. Es kam mir vor, wenn ich an meine frühern Zweifel dachte, die ich ängstlich mit einem Unser Vater vertreiben wollte: „Was man sich zu deuten still verbiete, das sprechen Die mit leichter Zunge kecklich aus.“ Indessen ließ ich getrost bald hier bald dort ein Stück fallen, in der Gewißheit, daß ich auf geläutertem Grunde nur um so sicherer wieder aufbauen werde, ja, daß mir der Grund und die Hauptsache gar nicht genommen werden könne. So viel wurde mir klar, daß man den Theologen auf die Schule mitbringen müsse. In Basel fühlte ich mich glücklich. Am Neujahr 1844 schrieb ich meinen Eltern: „Das aber saget aller Welt, daß ich hier in Basel glücklich sei! so glücklich, wie ich es vielleicht noch nie war, und wenn ich es nicht mehr werde, so bin ich es hier gewesen. Freuet Euch desselben mit mir, und wisset, daß ich dieses Glück nächst Gott Euch verdanke!“ Im geselligen und freundschaftlichen Leben war mir das Meiste der Zofingerverein, in welchen ich in Basel sofort eintrat, und in dem ich, wie überhaupt unter den studirenden Jünglingen meine 25 Jahre vergaß und jung wurde wie sie. Ich war drei Semester hindurch Präses, ging vier Mal an's Fest nach Zofingen, stack in Kanonen, mit Schleppsäbel und Cerevis. Ein Glanzpunkt war die vierhundertjährige Säkularfeier der Schlacht bei St. Jakob an der Birs. Neben meinen Studien, Zofinger- und Studentengeschäften er-

theilte ich auch noch Privatunterricht, insbesondere den beiden Knaben E. F. und W. H. Mit letzterem, aber mehr durch seine als durch meine Schuld, machte ich statt Aufgaben mehr Lustspiele und Dramen. Am 19. April 1845 hielt ich meine erste Predigt; eine unvorbereitete, ohne Text und Kanzel. Es war eine Schiffspredigt auf dem Rhein. 193 Personen aus dem Glarnerland zogen durch Basel nach Amerika. Während ihres Aufenthalts in Basel hielt ich mich zu ihnen, um ihnen, so weit ich's konnte, beizustehen. Bei ihrer Abreise zu Schiff wünschten ihre Führer, ich möchte den Leuten, unter denen sich einige Zwiste erhoben hatten, nochmals ihre Statuten und Gesetze vorlesen und einige Worte an sie richten. Ich that es, und so entstand meine erste Predigt. Uebrigens dachte ich von jetzt an auch in anderer Beziehung an's Predigen. Dieser Schritt war mir einer der wichtigsten in meinem Leben, und ich mußte mich im eigentlichen Sinne des Wortes davor in Acht nehmen, mich allen Empfindungen und Gedanken hinzugeben, die sich bei diesem Anlaß nach Herz und Kopf drängten. Ich mußte gleichsam mit verbundenen Augen die Kanzel betreten, auf die Kanzel eilen, und erst nachher darüber nachdenken. Am meisten beunruhigte mich der Gedanke: Glaubst Du denn auch Alles, was Du verkündigen willst? Willst Du für Alles einstehen und zu Allem stehen? Darauf wußte ich mir nur die Antwort: Ich gehe mit Ernst und redlichem Willen auf die Kanzel, und ich will mit Ernst und redlichem Willen und im Namen Gottes von derselben herunterreden. Meine Predigten sind nicht Erdichtungen, wo ich geschichtlichen Stoff aus der Bibel behandle; aber Gedichte sind sie zu einem großen Theil. Ich vermag es nicht zu untersuchen, wie weit sie selbst und was darin steht, geschichtlich wahr sei; aber ich vermag es auch nicht, Alles, was sich in derselben als geschichtliche Thatsache geltend macht, dafür zu halten. Ueberhaupt sah es in meinem Innern noch wunderbar aus. Mit den Juden hätte ich sagen mögen: Der Gute ist auf Erden glücklich, der Böse unglücklich; Lohn und Strafe werden hienieden zugetheilt; die Ungleichheit *scheint* uns nur so groß zu sein. Wer stirbt, der wird zu seinen Vätern versammelt. Mit den Türken hätte ich ausrufen mögen: Groß ist Gott, und Christus sein Prophet! Mit den alten Heiden erblickte ich Gott in jeder Quelle, in jedem Baum, und mit den neuen rief ich aus: Das All ist Gott! In wessen Namen willst Du auf der Kanzel stehen? In meinem Namen? Da sei Gott vor! Im Namen des unbekannten Gottes, der meinem Verstande noch nicht klar ist, bald über der Welt, bald in der Welt, bald als die Welt, aber dem Herzen nahe und vertraut ist: den will ich predigen.

Am Palmsonntag, den 5. April 1846, predigte ich in Muttenz im Baselland zum ersten Mal und zwar über Matth. 21, 5—11. Ein tausend Mal wiederholtes: Gott sei Lob und Preis und Dank gesagt! war Alles, was ich nach der Predigt, die ich glücklich bis zu Ende

vorgetragen, in meinem Innern empfand. Es war dies einer meiner glücklichsten Tage in meinem ganzen Leben. Mein Schüler E. F., der auch nach Muttenz herausgefahren war, nahm mich in seinem Wagen wieder nach Basel zurück. Bei Hause gab er mir fünferlei fremden Wein, und ich hätte noch von fünf Sorten getrunken, so war ich an diesem Tage voll Freuden. Im Herbst meldete ich mich zum Examen, und am 3. Dezember ward es gemacht. Am 10. Dezember hielt ich meine Probepredigt über Joh. 13, 1—17, worauf hin ich vom Antistes ordinirt wurde. Gegen Neujahr reiste ich nach Hause und am 3. Januar 1847 predigte ich zum ersten Male in meiner Heimathgemeinde; aber was ich so sehnlichst gewünscht hatte, vor meinem Vater konnte ich nicht mehr predigen, um ihm Zeugniß abzulegen von dem, was er an mir gethan. Als ich am Ostermorgen 1845 eben von DeWette aus der Frühpredigt kam, erhielt ich, ohne etwas zu ahnen, die Nachricht, mein Vater sei gestorben. Nachdem ich noch einige Wochen bei Hause mich aufgehalten, reiste ich am 25. Januar wieder ab, um nach Deutschland zu gehen. In Deutschland wollte ich mehr durch Reisen als durch zusammenhängenden Aufenthalt an einer Universität meine Studien abrunden. Mein erstes Ziel war Heidelberg, Heidelberg mit der alten, hochberühmten Universität, mit dem Schloß und dem vielgepriesenen, ächten, deutschen Studentenleben; Heidelberg, in dem damals Rothe wirkte, zog mich aber so an, daß ich die meiste Zeit, etwa drei Semester dort zubrachte. Von Heidelberg aus machte ich verschiedene Ausflüge nach Tübingen, München, zu der Brüdergemeinde im Kornthal, aber auch zu den Burgen und Schlössern des Rheins. In Tübingen sah ich den blassen Ewald in dem langen Haar und den Schwaben Baur mit dem grauen Krauskopf. In Stuttgart ereiferte ich mich hauptsächlich gegen die Könige und ihre unmäßige Pracht auf Kosten des Landes. Sie sind mir übrigens schon in München verleidet, woselbst mich die Königin fast überfahren hatte. In Marbach trank ich in Schillers Geburtshaus einen halben Schoppen Wein. Es war damals von einem Wirth und Bäcker bewohnt. Außen stand auf einer Tafel geschrieben: „Hier wurde Friedrich Schiller geboren den 10. November 1759", wie etwa anderswo: „Wein, Bier und Billard." An der Stelle, wo das Bett stand, das Schiller aufnahm, stand der Mehltrog. In Heilbronn besuchte ich Strauß. Ich hatte mir unter diesem einen rechten Haudegen vorgestellt, feurig, scherzend, leichtsinnig, mit vollen rothen Backen. Das war aber ein ernster, langsamer, schüchterner Mann, schwächlicher Konstitution, mit zwei großen Augen, die tief in einem magern, bleichen Gesichte lagen. Zum Schluß ging ich noch nach Weinsberg zu Justinus Kerner. Hier war es mir von allen meinen Besuchen am wohlsten. Sonst kam ich nicht selten in höchst langweilige und peinliche Lagen. Da fragen sie: Wie gefällt es Ihnen in München? Gedenken Sie längere Zeit hier zu bleiben? Haben

Sie die Merkwürdigkeiten gesehen? Sie sagen Einem: „Es hat mich gefreut, ihre Bekanntschaft zu machen", und hat sie doch nicht gefreut. „Ich hoffe das Vergnügen zu haben, Sie öfter bei mir zu sehen", und es macht ihnen kein Vergnügen. Ueberhaupt kam ich in Deutschland mit meinen Höflichkeitsformeln, die ich aus der Schweiz mitbrachte, nicht aus; es ging da alles so gemessen und genau. War einer ein Geheimer Kirchenrath, so genügte ein einfaches, wenn auch noch so treu gemeintes „Herr Kirchenrath" nicht, das „Geheim" mußte noch dabei sein. Und wenn man jetzt bedenkt, daß man mit einem solchen Herrn immer in der dritten Person der Mehrzahl reden muß, so kann man sich vorstellen, wie das bei einem Ungeübten eine geläufige Diskussion absetzt, und daß Einem das Geheim und Nichtgeheim oft durcheinander geht. Am schlimmsten war ich aber daran, wenn ich mit den Frauen solcher Herren Räthe reden mußte. Da wußte ich mir oft gar nicht zu helfen. Und so hatte ich manchmal am Ende einer Soirée den Gewinn, daß ich ein paar Stunden in peinlicher Verlegenheit dagesessen, bald gegen diese, bald gegen jene Regel mich verstoßen, mich darob geschämt oder geärgert hatte, von den Andern bemitleidet, belächelt oder für grob gehalten wurde, mit einem Wort, in einem Zustande mich befunden hatte, in dem ich sehnlichst nach Erlösung geschmachtet. Bleib doch, der du bist und laß ihnen ihre Regeln und Höflichkeiten! Was willst du dich unter dieses Joch zwingen? Ein Galanthomme, dessen Mund süßer spricht als Honig und Honigseim, dessen Knixe leicht, anmuthig, zum Entzücken sind, der in Gesellschaften geliebt, verehrt, ein Gott ist, das wolle der rechte Gott in Gnaden von dir wenden! In München hieß es immer „gnädige Frau", das konnte ich, der ich unter dem Wort Gnade noch etwas verstand, nicht über die Lippen bringen, und in Heidelberg war jeder Student zum mindesten ein Graf und Baron. Ich mußte den Leuten in's Gesicht lachen. Als ich in München, oder richtiger, als man in München, ein Seminarist war's, meinte, ich sollte den Oberkonsistorialrath Kaiser besuchen, müßte dann aber vorher den Bart abnehmen, kein Kandidat in Bayern dürfe einen Bart tragen, da meinte ich, ich wolle den Bart behalten, und der Herr Konsistorialrath und ich wollten sonst gute Freunde bleiben. An einem Pfingstsonntag war ich im Kölner Dom. Von der Orgel herab ertönte ein prächtiger Gesang mit Musik, vor dem Altar das lateinische Gebet der Priester. Es war schön; aber noch nie hörte ich in einer Kirche einen Gesang, den man wie diesen so unverändert vom Theater aus hätte hören können. Die Welt ist mitten in die Kirche des Katholizismus eingezogen; Gebet, Theater, Oper, alles beisammen. Bei dem leeren Mechanismus und dem glänzenden Gepränge sieht man, wie die Reformation die Sache ernster Gemüther gewesen ist, ein Auflehnen gegen die verweltlichte Kirche. Der katholische Klerus fühlt sich in seiner Stellung wohl; er will die Welt in der Kirche; er kennt die Forderungen strenger

Sittlichkeit; aber wie lustige Brüder auf ernste und strenge als auf beschränkte Leute herabsehen, so blickt er zum großen Theil auf die Reformation. Mir gefällt der Kultus; aber nach demselben, nachdem er auf dem Chor vollzogen ist, sollte von der Kanzel herab eine ernste, heilige Predigt in die Herzen der Gläubigen dringen. Aehnliche Empfindungen hatte ich im Münster zu Freiburg, namentlich bei Betrachtung des Chores in demselben. Dieser ist so hoch, still und geisterhaft, daß man meint, hier wohne Gott mehr als in einem andern Theil der Kirche. Und steigt in diesen hohen, nur matt erleuchteten Chor ein leichter Weihrauch auf, und tönt sanft eine Orgel dazu, so meint man, an diesem Ort das sichtbare Nahen Gottes zu verspüren. Da tritt die Religion rein, von Dogmen und Werken bloß, in ihrer innigsten, unmittelbarsten, nur gefühlsmäßigen Gestalt hervor. Man empfindet, man weiß nichts von sich; man ist nur religiös; man fühlt sich angeweht von einem Andern, Höhern, Unsichtbaren und doch so Fühlbaren und Nahen; man fühlt sich hingezogen zu ihm, abhängig von ihm; hier ist eine Vermittlung zwischen Gott und Mensch. Gott nahet sich uns; wir sind Instrumente, Gott haucht durch sie, und sie tönen.

Im Herbst 1847 ging ich über Basel und Zofingen nach Hause. In Zofingen war nämlich gerade das Fest. Diesmal aber war's kein Freudenfest, denn eine große Partei schied aus dem Verein aus, und kein Zureden und Abmahnen älterer Zofinger half. Es kam jetzt für die Schweiz die bewegte Zeit des Sonderbundes und nach Beendigung des Krieges die neue Bundesverfassung. Wir Schweizer-Studenten beschäftigten uns lebhaft mit diesen Fragen, namentlich mit der Gründung einer schweizerischen Universität. Ich schrieb damals an die Redaktion der „Neuen Zürcher-Zeitung": Die Studenten sind ein poetisches Volk; indessen dürfen sie doch nicht die Theilung der Erde verträumen; denn wenn sie auch wie der Poet mit dem Himmel vorlieb nähmen, wollen sie doch zu Zeiten wieder hienieden auf Erden sein, namentlich wenn es so hoch hergeht. Nun sich Alles regt, so wollen auch die Studirenden etwas verlangen; es ist das eine schweizerische Universität. Wollt Ihr die Herzen und Geister recht vereinigen, so fangt mit der Jugend an. Laßt die schweizerischen Studirenden zusammen in den gleichen Hörsälen sich versammeln, gemeinsam ein geistiges Streben pflegen, zusammen streiten, singen und Feste feiern. Frühe sollen sie als Söhne Eines Landes sich fühlen, damit von innen heraus das rechte Band hervorgehe. Und für die Wissenschaft welch ein schöner Hort! Nur durch Vereinigung kann etwas Großes entstehen und nur das Große kann wetteifern mit dem Großen. Zierden deutscher Universitäten würden auf eine schweizerische Universität wieder zurückkehren. Hätten andere Länder größere Hülfsmittel, zahlreichere Sammlungen für Juristen und Apotheker, mannigfaltigere Titel, geheime und wirkliche und doch nicht wirkliche Räthe,

Orden erster, zweiter und dritter Klasse: was hätten wir nicht für Sammlungen, Jurakalk und Granit, Gemsen und Adler, Kräuter an Seen und Bächen, Gletscher auf den Bergen, Kriminal- und Civilrechtsfälle, Titel sogar! Den großen Mann ehrt man mit dem freien Schweizerbürgerrecht; hat er weisen Rath, so thut man ihn in den Ordo senatorius des Landes, so daß er ein wirklicher Rath wird. Und vor Allem ein Kleinod schließt dieses Land ein, ein Kleinod, in dessen Glanz allein die freie Wissenschaft gedeihen mag, Freiheit. Hier ist der Punkt, wo die Schweiz über ihre Grenzen hinaus sich Verdienste erwerben könnte, wenn sie der Wissenschaft eine große Freistätte, eine hohe Schule errichtete in der Säulenhalle der Alpen. Es gilt nur, ein Herz zu fassen; der Augenblick ist da, so günstig, daß man meinen möchte, es dürfte nur das Wort, das auf tausend Lippen schwebt, ausgesprochen werden, um zur That zu reifen. Auf! wenn Ihr alle Dinge ordnet und vertheilt, vergesset der schweizerischen Studirenden nicht! Wenn Ihr Alles einzurichten sucht, richtet in dem neuen Haus auch ein Gemach ein, wo die vaterländische Jugend zusammen wohne, ein Gemach hoch oben im Haus für freie Wissenschaft, eine einige, schweizerische Hochschule! — Der Aufsatz wanderte in den Papierkorb.

Nach Neujahr, als im Februar in Frankreich, im März in Wien und Berlin die Revolutionen ausbrachen, gab's auch in Heidelberg, wohin ich mittlerweile wieder zurückgekehrt war, eine lebhafte Zeit, namentlich durch die Nähe des Frankfurter Parlaments. Da gab es Volksversammlungen in der Aula, namentlich als die Oesterreicher Abgeordneten kamen, auf dem Schloß, Studentenversammlungen im Museum; schwarzrothgoldene Fahnen, Bänder und Kokarden, Lieder und Reden. Am 13. April war großer Kommers im Museum. Da bohrte ich die Kappe mit denen zusammen, die auf den Häuptern der deutschen Musensöhne prangten und mit den Hüten der Professoren Pfeufer, Vangerow, Schelius, Kreuzer, mit Anastasius Grün und Andern. Während dieses Treibens und Drängens der Zeit bereitete ich mich in der Stille zu einem Schritt vor, der in meinem gesammten, akademischen Leben der höchste und größte sein sollte. Am 3. April 1848 machte ich mein Doktorexamen, und am fünften schwur ich den Doktoreid, worauf ich vom Dekan der philosophischen Fakultät feierlich zum Dr. philosophiae kreirt wurde. Es war mir dies einer der heiligsten Augenblicke in meinem Leben. Von der ehr- und ruhmreichen, viel gepriesenen und besungenen Heidelberger Universität zu einem Dr. philosophiae erkärt zu werden, das war mir etwas so Schönes, ich möchte sagen Heiliges, daß ich jenen ganzen Tag nichs anderes konnte als singen und beten. Mit dem Sommersemester 1848 trat ich, das große Interregnum inbegriffen, das zwanzigste Semester an. Im zwanzigsten Semester zu stehen, einst Wirth, Kaufmann, Rothfärber und Korporal, jetzt als ordinirter Geistlicher und Diener des göttlichen

Wortes, unter Juristen und Medizinern in Heidelberg — erschien ich mir wie ein wunderlicher Abenteurer unter alten Helmen und Hauben, Büchern und Karten, geheimnißvollen Elixiren und Lebensessenzen. Dem Allem wollte ich die Krone aufsetzen, Streif- und Querzüge, Irr- und rechte Fahrten, Psalmen und Handelsrecht, Chemie und Theologie mit einem letzten Strich abschließen, Alles unter einen gemeinsamen Hut bringen, unter den Doktorhut. Während eines Wintersemesters nahm ich alle Kraft und Liebe zusammen; ich wollte die Universität nicht lassen, sie segne mich denn. Freilich wie einen köstlichen Schmuck, einen Ring oder ein silbernes Schloß, von seinen Ahnen ererbt, hatte ich diesen neuen Titel auch nur in Baumwolle verschlossen bei Seite zu legen. Meine Freunde bat ich, mich auch ferner als „Caporal" oder „Dekan" im Andenken zu behalten. Als ich am 3. April Abends im Examen saß, brannte eben ein Wald oberhalb Heidelberg. Gut! Wenn die Tannen leuchten zum Examen, wird es wohl gelingen. Am späten Abend stieg ich noch, als es vollendet, zu meinen Freunden auf die Kneipe. Die waren nicht wenig überrascht, und es kam ihnen vor wie eine Mähre. Nur der Frack, die weiße Halsbinde und der Hut gaben ihnen endlich Gewißheit, daß etwas Außerordentliches mit mir müsse vorgefallen sein. Am 5. Mai feierte ich mit ihnen den Doktorschmaus; es waren über dreißig bei einander. Bevor ich von Heidelberg abreiste, wollte ich auch noch einmal in der Universitätskirche predigen. Universität, was an Dir ist, ist mir Alles so hoch und theuer! In dieser Kirche einmal gepredigt zu haben, war mir überaus wichtig. Am 14. Mai Nachmittags predigte ich daselbst. Am 23. Mai von 3—4 Uhr hörte ich die letzte Vorlesung bei Hrn. Prof. Henle, Schluß seiner Anthropologie. Nach der Stunde fragte ich ihn, was noch kommen werde. Da meinte er, es wäre ihm leid, wenn ich noch länger bliebe und seinetwegen die Abreise noch aufschieben wollte. Da erklärte ich denn: Nun, so will ich denn gehen. „Ja, seien Sie so gut," sagte er darauf mit Lachen, und so verabschiedete ich mich von ihm auf dem Museumsplatz vor der Universität, Abends um 4 Uhr. So mußte man mich von der Universität wegschicken. Ich ging wieder in die Universität hinein, hindurch und zur andern Thüre hinaus. Leb wohl, Du liebes Heidelberg! Leb wohl, Du theure Universität! Wir scheiden nicht auf immer. Ich hoffe, Dich wieder zu sehen! Am 24. Morgens kamen fünf Wagen vor die Reichskrone, und in die zwanzig Freunde begleiteten mich bis an die Eisenbahn. Um 12 Uhr war ich in Frankfurt. Am meisten war mir am Parlament gelegen. Während fünf Sitzungen war ich anwesend. Das Ganze machte auf mich einen großartigen Eindruck. Als am Samstag Abend den 27. Mai, als es bereits zu dunkeln anfing, ein folgenschwerer Beschluß gefaßt wurde, und die überfüllte Gallerie in endlosen Jubel ausbrach, da hielt auch meine schweizerische Neutralität nicht mehr vor; ich mußte mit in die

Hände schlagen, bis sie heiß wurden. Solche Augenblicke sind heilig, und es ist als schwebte über solcher Versammlung noch etwas anderes, als nur Luft und drüber eine weiße Decke. Da konnte ich mir denken, wie in jener Christengemeinde, wenn sie voll heiliger Andacht versammelt, das Haus erbeben mußte, und ein Rauschen war wie eines daherfahrenden Windes. In Frankfurt sah ich den alten Moritz Arndt, Jakob Grimm, Jahn, Uhland. Von Frankfurt fuhr ich den Rhein hinunter und am Himmelfahrtstag nahm ich im Kölner Dom Abschied von der heiligen, deutschen Erde. Hier sollte der Schlußstein sein, die Scheide; von da weg wollte ich nach andern Ländern.

Ueber Aachen, Lüttich, Brüssel kam ich an das Meer. Großer Gott, Herr des Himmels und der Erde, welch ein Anblick! Dieses große, ruhige, schäumende, in endloser Ferne mit dem Himmel verschmelzende Meer! Nie noch kam mir so ein Gefühl und ein Gedanke der Unendlichkeit als hier an dem Meere. Sonne, Licht, Luft, Himmel, Meer, Alles fließt ineinander in ein unendliches, unbestimmtes, unnennbares Aeußerstes, Letztes. Am Morgen ging's in die wogende See und am Abend stand ich in der Weltstadt London. Vierzehn Tage quälte ich mich durch diese große Menschenwüste hindurch. Manches hatte ich gesehen, manchen großen Eindruck gewonnen; doch ging das Ganze wie ein wirrer Traum an mir vorüber. Ich eilte über das Meer zurück nach Boulogne und Paris. Am 19. Juni kam ich nach Paris und am 23. brach die Julirevolution aus. „So weit", schrieb ich am 27. Juni meinen Freunden nach Heidelberg auf die Schweizerkneipe, „habe ich es in meinen alten Tagen noch gebracht, mit einer Bevölkerung von über einer Million Menschen in Belagerungsstand versetzt zu werden, Kanonnendonner und anderes Geschütz vier Tage hinter einander zu hören, Verwundete und Todte, Sieger und Besiegte, ganze und zerrissene Fahnen zu sehen, den Hut zu schwenken und Vive la République zu rufen. Ein furchtbar erhabenes Schauspiel. Da kommen von allen Seiten Truppen vom Land, der bedrohten Hauptstadt zu Hilfe, ernste Gesichter, denen man es ansieht, daß sie entschlossen sind, Alles zu wagen. Da kommt ein anderer Haufe betäubt und müde zurück, von 2000 sind 500 geblieben; einer trägt eine Fahne; die hat er auf der Barrikade geholt; ein anderer ruft: Ehre der Garde mobile! Sie hat das gethan! Was Großes und Erhabenes unter den Menschen geschieht, kann man hier sehen, aber auch alle Schlechtigkeiten, die Menschen begehen. Der todte Erzbischof, den ich auf seinem Paradebett gesehen, wie gibt der ein Zeugniß ab gegen diese Menschen! Jetzt ist es ruhig; die Straßen sind wieder belebt wie zuvor. Viele bieten aber einen Anblick der eigenthümlichsten Art dar. Auf den breiten Trottoirs sind Lager. Soldaten, die noch müde sind vom Siegen, schlafen hier im Stroh bei allem Lärm sehr gut; Andere die den Ernst der Zeit bereits überwunden, spielen um eine Trommel herum — das ist ihr Tisch —

Karten und nehmen dazu einen guten Schluck aus der Flasche. Die Straße selbst ist noch aufgewühlt, mit Trümmern von Barrikaden bedeckt. Im Faubourg St. Antoine sind gewiß an 30 solcher Barrikaden hintereinander, so daß, wenn eine verloren ging, man sich einige Schritte zurückzog und eine neue fand. Das Hauptmaterial waren diese großen, viereckigen Pariser Pflastersteine. Es sind Massen beisammen;, man könnte aus einer Barrikade ein Haus bauen. Die nächstliegenden Häuser sind furchtbar zerstört, aus zwei Kreuzstöcken ist oft einer gemacht, oder wo keiner war ein neuer. Von kleinerem Geschoß sehen viele dieser Häuser aus wie mit Sommersprossen bedeckt; die Fenster wichen schon dem bloßen Schrecken."

In Versailles sah ich eines Tages unter den vielen Gemälden auch eines von Zürich, das heißt, die Schlacht des Generals Massena bei Zürich und im Hintergrund die Berge von Glarus. Da ergriff es mich in dieser Pracht von Versailles und zog mich nach Hause. Der breiten, lärmenden Straßen von London und Paris war ich müde. Die stille Heimat, die schöne Schweiz wurde unendlich schön. Am 8. Juli, nachdem ich drei Wochen in Paris geblieben, reiste ich ab, über Basel und Zürich nach Hause. In der Nacht, da ich von Basel nach Zürich fuhr, donnerte und blitzte es furchtbar. So ist's ein herrlich Einziehen in seine Heimat, seine schöne, erhabene, prächtige Heimat. Auf dem Münsterhof in Zürich trank ich mit mehreren Zürcherfreunden zum Andenken an meine Immatrikulation vor 20 Semestern.

Am 24. September wurde ich in Linthal zum Pfarrer gewählt. So viel Zutrauen, so viel Liebe dem Fremden und Unbekannten erwiesen, der sich nicht meldete, nicht bewarb, ja auswich, freute mich, ergriff mich. Daß ich es nur ehren könnte, war's mir. Wahrlich, nicht hielt ich mich zu hoch für diese Gemeinde! Wie wenig gut kam ich mir vor in diesem Augenblick, da es galt, einer Gemeinde mich darzustellen als Lehrer, Führer und Vorbild. Aber in ungewöhnlicher Weise, wie ich es mir nicht gedacht hätte, fühlte ich mich jetzt mit allen Fasern aus einem Boden losgerissen, den ich liebte, dem ich so gern hätte angehören mögen. Wahrlich, ich maßte mir nicht an, ein Professor zu werden; ich wäre gewiß nur ein schlechter Professor geworden. Ich war nicht gelehrt, nicht abstrakter Denker genug, zu unstät, um nachhaltig einer Wissenschaft bis auf den Grund zu blicken. Aber der ärmste, letzte Privatdozent schien mir etwas unendlich Großes. Es mag sein, oder lieber, es wird sein, es ist, daß ich an diesem akademischen Leben und Wesen mehr nur das Schöne, das darin liegt, das Romantische, Freie, Unabhängige, Hohe im Auge hatte. Vieles, Alles mag sein; aber das ist wahr, eine unbegrenzte, abgöttische Verehrung hatte ich für diese freien, heiligen Universitäten. Ich war in Deutschland in vielen Universitätsstädten, in Brüssel auch, in London und Paris; überall mußte ich in die Universität, und konnte ich kein

Kollegium hören, waren Ferien, so wollte ich wenigstens im Gebäude sein, in einen Saal hineintreten, mit Jemand reden; war kein Student da, so mußte mir der Pedell etwas erzählen, und wenn es, wie in London, wegen der Sprache auch schlecht genug ging. Ein Programm, einen Katalog, den ich bekommen konnte, hielt ich wie eine Reliquie. Schwere Stunden waren es von jenem Samstag Abend bis auf den Sonntag, an dem ich gewählt wurde. Alle Träume, alle Ideale waren hin. Ich hatte gemeint, ich habe von Gott auch ein Pfund erhalten, müsse Wucher damit treiben, zu den höchsten Zinsen es anlegen. Ich meinte, ich höre eine Stimme da drinnen; es wolle etwas sich herausgestalten, eine Welt, eine stille, stumme, sich herausgebären. Ich meinte, es sei nicht alles Trug, nicht alles Schein; ich meinte, ich täusche mich nicht. Und ich täuschte mich doch. Ich machte so geringe Ansprüche; ich hätte so gern einfach, still, dürftig gelebt, gerne wieder Privatstunden gegeben und langsam, aber stät und sicher mich vorbereitet, Dozent zu werden, das höchste der Wissenschaft, ein Diener der freien, heiligen Wissenschaft zu werden! Als wir in Heidelberg die Nachricht erhielten, es gebe in der Schweiz eine eigene, schweizerische Universität, da freute ich mich wie ein Kind und meinte: Höheres könne es nichts mehr geben, im Himmel und auf Erden! Armer Thor! — Ich wünschte jetzt nur recht bald in Linthal zu sein, im Hause, im Zimmer, von Allem abgeschlossen und am meisten von denen, die mir in guter Absicht zu einer Stelle verhelfen wollten. Am 3. Oktober wurde ich abgeholt und am 8. hielt ich meine Antrittspredigt: „Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen; denn der Ort, darauf du stehest, ist ein heiliges Land!“

Inhaltsverzeichniß.



Date Loaned

